

Heinrich Zschokke

bis zu seinem Eintritt in die Schweiz.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät I
der Universität Zürich

vorgelegt von

Carl Günther

aus Aarau.

Genehmigt auf Antrag von Herrn Prof. Dr. A. Frey.



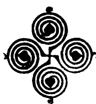
Aarau,
Druck von H. R. Sauerländer & Co.,
1917.

Heinrich Zschokke
bis zu seinem Eintritt in die Schweiz.

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät I
der Universität Zürich

vorgelegt von
Carl Günther
aus Aarau.

Genehmigt auf Antrag von Herrn Prof. Dr. A. Frey.



Aarau,
Druck von H. R. Sauerländer & Co.,
1917.

Mit Erlaubnis der h. philosophischen Fakultät I. der Universität Zürich wurden für die Pflichtexemplare nur die drei ersten Kapitel der ihr vorgelegten Arbeit gedruckt. Die ganze Arbeit wird, mit vier Illustrationen versehen, im Dezember 1917 im Verlage H. R. Sauerländer & Co. in Aarau erscheinen und den Titel tragen: „Heinrich Zschokkes Jugend- und Bildungsjahre (bis 1798). Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte".

Inhalt.

Anhang.

Vorwort.

In liebenswürdiger und entgegenkommender Weise wurde mir von Privaten und öffentlichen Anstalten Material zur Verfügung gestellt oder erbetene Auskunft erteilt, wofür hier noch einmal der herzlichste Dank ausgesprochen sei; die betreffenden Namen sind an anderer Stelle verzeichnet; nicht übergangen sei die „Auskunftstelle deutscher Bibliotheken" in Berlin.

Herrn Staatsarchivar Dr. Hans Herzog und Herrn Prof. Dr. Ernst Zschokke in Aarau verdanke ich gelegentliche Auskunft; in Chur bemühten sich Herr Heinrich Laurer, kantonaler Untersuchungsrichter, und Herr Archivar Dr. h. c. Fritz v. Jecklin um meine Sache; in Frankfurt a. O. war mir Herr Paul Hoffmann ein allzeit liebenswürdiger und hilfsbereiter Berater; während des Abschlusses der Arbeit durfte ich auch des wertvollen Rates von Herrn Prof. Dr. Adolf Frey in Zürich teilhaftig werden. Auch diesen Herren bin ich den aufrichtigsten Dank schuldig.

C. G.

Lebenslauf.

Ich wurde am 21. Dezember 1890 in Rheinfelden als Bürger dieser Stadt geboren. Nach dem Tode meines Vaters (im Jahre 1900) siedelte unsere Familie nach Aarau über, wo ich an der Gymnasialabteilung der aargauischen Kantonsschule im Frühjahr 1911 die Maturitätsprüfung bestand.

Mein Studium führte mich an die Universitäten Leipzig (1 Semester), München (1), Genf (1), Berlin (5) und Zürich (3); mein Hauptfach war die Geschichte deutscher Sprache und Literatur, daneben besuchte ich Vorlesungen über Philosophie und ihre Hilfswissenschaften, über Pädagogik und ihre Geschichte, Allgemeine und Schweizergeschichte, Kunstgeschichte, Geschichte der französischen Sprache und Literatur.

Während des Krieges setzte ich den Universitätsbesuch ein Jahr lang aus. Einige Male erteilte ich aushilfsweise an aargauischen Sekundarschulen Unterricht.

Zur Literatur und zu den Quellen.

Am 27. Juni 1848 ist Heinrich Zschokke nach einem bewegten und wirkungsvollen Leben gestorben; einen Biographen, der ausreichend und einigermaßen abschließend seine Lebensgeschichte dargestellt hätte, hat er nicht gefunden, so viele sich auch ans Werk gemacht haben.

Zschokke selber hat mehrfach über seine Erlebnisse und Taten berichtet; in einer großen Zahl seiner belletristischen Veröffentlichungen findet man — mehr oder weniger deutlich erkennbar — Erinnerungen an Vorfälle aus seinem eigenen Leben verwertet; vor allem aber hat er eine ganze Reihe autobiographischer Schriften erscheinen lassen, von denen die in der Folge aufgezählten besonders von Belang sind:

„Die Wallfahrt nach Paris" (II. 1796/7) berichtet über Zschokkes Reise von Frankfurt a. O. nach der Schweiz; Bern ist die letzterwähnte Reisestation.

„Kleine Bemerkungen, auf einer Reise durch Bourgogne und Champagne nach Paris" in Rambachs „Berlinischem Archiv der Zeit und ihres Geschmacks" (1796. II, 461/91) bringen Skizzen von der Reise Bern-Paris.

„Auszüge aus Briefen eines Norddeutschen ..." in Wielands „Neuem Teutschen Merkur" (1796. Juni. 147/73) enthalten die Wiedergabe von Pariser Eindrücken Zschokkes. Über seine Rückreise nach der Schweiz fehlt ein Bericht, dagegen findet man Skizzen von der Fußreise von Bern über die Oberalp und nach Chur im „Helvetischen Calender fürs Jahr 1797" (Zürich, bei Geßner S. 83/96) unter dem Titel: „Fragmente aus meiner Schreibtafel..."

Seinen Aufenthalt in Graubünden und seine politische Tätigkeit zur Zeit der Helvetik behandelte Zschokke erstmals ausführlich in den „Historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung" (III. Winterthur 1803/5). In „Prometheus. Für Licht und Recht. Zeitschrift in zwanglosen Heften" (III. Aarau 1832/3) legte er persönliche Erinnerungen an Männer wie Pestalozzi, Bonstetten und Aloys Reding nieder.

Seine ganze Lebensgeschichte hat Zschokke zweimal zu Papier gebracht, zusammengedrängt in den „Lebensgeschicht-

lichen Umrissen", die zuerst als Vorrede seiner vierzigbändigen „Ausgewählten Schriften" (Aarau 1825/8; Vorrede: I, 3/62) erschienen, weitläufig im ersten Teil seiner bekannten „Selbstschau" (1. Aufl. Aarau 1842).

Von diesen autobiographischen Schriften hat die ersterschienene, „Die Wallfahrt nach Paris", mit ihren zerstreuten Nachzüglern am meisten Quellenwert; es sind unmittelbare, frische Reiseberichte, keine unbewußte oder bewußte Absicht hat den Verfasser zu einer ungenauen Äußerung verleitet. Die übrigen Schriften sind, wenn ihre Darstellung auch geschickter und gefälliger sein mag, für den Biographen weniger wertvoll und nur mit großer Vorsicht zu benützen.

Die „Historischen Denkwürdigkeiten", in denen Zschokke seine umstrittene und vielfach angegriffene politische Tätigkeit während der Revolutionsjahre behandelte, ist durchaus als Parteischrift, als Rechtfertigung seines Verhaltens aufzufassen und zu würdigen; ihr erster Band, der von den bündnerischen Wirren spricht, ist auch von Zschokke sonst gewogenen Männern abgelehnt worden. Heinrich Bansi führt das Werk als ein abschreckendes Beispiel einer Geschichte der Gegenwart auf, deren bündnerischer Teil „voll Unwahrheiten" sei (Trepp 110); und J. B. von Tscharner machte sich 1822 in den Worten Luft:

„Wenn H. Zschokke die Geschichte Bündens seiner Zeit (wovon er als Augen- und Ohrenzeug, als Freund der Häupter der Einten und als Beobachter der Andern gründliche Kenntnisse hätte erlangen können, und wovon ihn nicht nur zahlreiche Flugschriften beider Parteien unterrichteten, sondern worin er selbst als handelnde Person aufzutreten im letzten Akt unternahm!) so unrichtig in den Tatsachen, Triebfedern und Wirkungen darstellen konnte: so muß man in Gründlichkeit, Einsicht und Wahrheitsliebe aller seiner historischen Schriften Mißtrauen setzen.

Nur was seinen Schriften Absatz und ihm Geld verschafft, nicht was mit Wahrheit unterrichtet, belehrt und bessert, ist der Hauptzweck seiner Schriftstellerei." (A v T. Loses Blatt in einem Registerband.)

Dies Urteil Tscharners, offenbar in einem Augenblick des Unmuts niedergeschrieben und nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, geht in seiner Verallgemeinerung zu weit: schwerlich hat Zschokke je etwas in Druck gegeben oder ausgesagt, wozu er nicht in guten Treuen stehen zu können glaubte; doch hat er freilich die Fähigkeit besessen, seine Geisteshaltung den ihm gut scheinenden Zwecken anzupassen und vor allem — in

welche Lage er immer geriet — sich selbst im besten Lichte zu sehen und zu zeigen.

Diese Eigentümlichkeit ist bei der Abfassung der beiden umfassenderen autobiographischen Schriften, besonders in der „Selbstschau", zur Manie geworden. Zschokke ist sein langes Leben hindurch häufig und leidenschaftlich angegriffen worden. Er hatte sich zum Grundsatz gemacht, auf solche persönliche Angriffe nicht zu erwidern; doch es scheint, als ob er gegen das Ende seiner Tage das Bedürfnis empfunden habe, einer späteren Zeit eine Gesamtrechtfertigung seines Lebens vorzulegen, vor allem auch seinen Nachkommen — denn er war voll patriarchalischen Geistes — ein klares Bild seines Lebens zu hinterlassen. Deshalb ist er wohl an die Abfassung seiner „Selbstschau" gegangen. Schon als er die „Lebensgeschichtlichen Umrisse" schrieb, 1825, lagen die bewegtesten Jahre seines Lebens weit zurück; bei der Niederschrift der „Selbstschau" hatte sich der zeitliche Abstand noch um weitere fünfzehn Jahre vergrößert. So sind beide Schriften, besonders aber die „Selbstschau", schon in der Mitteilung einfacher Begebenheiten häufig ungenau und unzuverlässig. Zschokke vermochte sich nicht mehr genau aller Daten zu erinnern, seine Phantasie hatte, was ihm noch gegenwärtig war, umgearbeitet, die Forderung einer streng historischen Darstellung war ihm fremd: so rekonstruierte er sein Leben, unbekümmert darum, ob die Rekonstruktion auch überall der geschichtlichen Wirklichkeit entspreche. Daß aber irgendwo bewußte Fälschung vorliege, ist nicht wahrscheinlich.

Zschokke erzählt („Selbstschau" B 16, vgl. 55/6), daß ihm von früher Jugend auf geführte Tagebücher als Leitfaden bei der Abfassung der „Selbstschau" gedient hätten. Abgesehen von wenigen Notizkalendern aus späteren Jahren, die inhaltslos genug sind, ist nichts davon erhalten. Für die Darstellung der äußeren Geschichte seines Lebens wären sie auch schwerlich sehr aufschlußreich; hätten diese Tagebücher in lückenloser Folge die Erlebnisse ihres Inhabers festgehalten, so müßte man der „Selbstschau" nicht so manchen Fehler in ihren Angaben nachweisen. Gerade der Umstand, daß sie dort, wo ein eigentliches Tagebuch gewichtige Versehen verunmöglicht hätte, ebenfalls unzuverlässig ist, nämlich in der Chronologie und in der Überlieferung von Namen, gerade das schließt es aus, daß sie sich in der Hauptsache auf frühere Notizen hätte stützen können. Die Tagebücher, auf die sich Zschokke beruft, enthielten jedenfalls zumeist nur allgemeine

Reflexionen über das Erlebte, Gefühlsergüsse, Schwärmereien und stellten sich damit eher auf die Seite des zweiten Teiles der „Selbstschau“, als daß sie in hohem Maße dem ersten zugute gekommen wären.

Schon zu Lebzeiten Heinrich Zschokkes haben sich auch andere mit seiner Lebensgeschichte beschäftigt. Die erste biographische Skizze über ihn — sie war bisher nicht bekannt — stammt von seinem Lehrer und väterlichen Freunde Professor Hausen in Frankfurt a. O.: „Heinrich Zschokke, Ober-Forst- und Berg-Rath in der Schweiz“ (Hausen, Beschreibung S. 60/4). Der Aufsatz beruft sich (S. 83) auf „authentische Nachrichten“ und hat sich überall, wo eine Nachprüfung möglich war, als sehr wohl unterrichtet erwiesen.

Eine „E. H.“ unterzeichnete begeisterte Lobrede auf Zschokke, die behauptet (S. 303), ihre biographischen Mitteilungen „aus sicherer und ehrenwerter Hand“ zu haben, erschien im „Rheinischen Taschenbuch für das Jahr 1824“ (Frankfurt a. M. S. 273/303). Zschokke schrieb darüber seinem Freunde Lemme am 14. Mai 1824:

„Es hat unlängst jemandem (ich habe nun erfahren, es sei ein Hr. Hufnagel in Frankfurt am Main, Konsistorialrat oder dergl.) gefallen, eine Art Biographie von mir im rhein. Taschenbuch zu entwerfen. Sie enthält mehrere Unrichtigkeiten und gleicht einer der gewöhnlichen französischen Elogen.“ (Abschrift im ZSt).

Die erste Biographie Zschokkes in Buchform ist die Schrift von Ernst Münch: „Heinrich Zschokke ...“ (Haag 1831). Der Verfasser stützt sich in seiner gänzlich unzuverlässigen und ungemein flüchtigen Arbeit auf Zschokkes „Lebensgeschichtliche Umrisse“; seine Zutaten sind anekdotenhafte Einschiebsel, denen gegenüber alles Mißtrauen am Platze ist, und äußerst gewagte, willkürliche Kombinationen und Folgerungen aus den Angaben Zschokkes. Dieser urteilte in einen Brief an Utzschneider vom 20. August 1834:

„Münchs voreilige, unreife Biographie von mir, die er in Holland schrieb, wimmelt von Unrichtigkeiten, selbst Sachen und Personen in der Schweiz betreffend. Zum Glück wird sie bald der verdienten Vergessenheit anheim gefallen sein.“

(Dr. E. Z.)

Nachdem dann Zschokke seine Lebensgeschichte in der „Selbstschau“ ausführlich erzählt hatte, benützten die Bio-

graphen diese Schrift als ihre hauptsächliche, manchmal einzige Quelle, so Bauer (1844), Nodnagel (1847), Bär (1849), Emil Zschokke (1866), Secretan (1876), Wapf (1883), Baebler (1884), Wernly (1894) und andere (die vollen Titelangaben in Goedekes Grundriß Bd. X, S. 62 ff. = § 332, 25 A). Bedauerlich ist, daß auch J. J. Baeblers Zschokkeartikel in der ADB nicht viel mehr als einen Auszug aus der „Selbstschau" bringt.

Neues Material, besonders Briefe aus dem Familienbesitz, und eine bibliographische Zusammenstellung der Werke Zschokkes veröffentlichte sein Neffe F. W. Genthe: „Erinnerungen an Heinrich Zschokke ..." (Eisleben 1850).

Der erste kritische Bearbeiter von Zschokkes Lebensgeschichte war W. Neumann (1853); zwar standen ihm noch nicht viele Quellen zur Verfügung, das Wenige aber hat er sehr klug zu verwenden gewußt. Beachtenswert ist sein der „Selbstschau" gegenüber selbständiges Urteil; er hat auch vor allem nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht, wie häufig Zschokke Erinnerungen an Selbsterlebtes in seinen Novellen und Erzählungen niedergelegt hat. Eine neuere Erscheinung gibt sich als „kritische Biographie" Heinrich Zschokkes aus („Heinrich Zschokke, Heinrich Pestalozzi und Heinrich von Kleist ... von Dr. C. Wüest." Chur 1910); sie ist mit so gewissenloser Oberflächlichkeit verfaßt, daß ich darauf verzichten konnte, sie Seite für Seite richtig zu stellen. (Vgl. Dr. Ernst Zschokke: „Offener Brief an Herrn Dr. Th. Maync ..." in „Wissen und Leben" (Zürich) IV. Jg., 14. Heft (15. April 1911) S. 142/56; Antwort und Schlußwort: Heft 16 und 17, S. 305/6 und 378/9, 15. Mai und 1. Juni 1911).

Trotz der beträchtlichen Anzahl der Schriften über Zschokke steht die Forschung noch am Anfang. Einen „ersten Schritt" zur Bewältigung des Stoffgebietes hat Dr. Hans Bodmer in seiner mit Lebensbild und Anmerkungen versehenen Ausgabe von Zschokkes ausgewählten Erzählungen getan. Sie enthält einen willkommenen Neudruck der „Selbstschau", der mit wertvollem Glossar und Namenregister versehen ist. Die einleitende biographische Skizze ist — mit Hinblick auf die ihr folgende „Selbstschau" — knapp gehalten und stützt sich im wesentlichen nur auf gedrucktes Material, sodaß eine eindringlichere Studie öfters Gelegenheit finden wird, sie zu berichtigen, wie sie auch Gelegenheit hat, den neuen Feststellungen Bodmers über die Herkunft von Zschokkes Familie ergänzend und berichtigend Neues beizufügen. Bodmer mußte hervor-

heben, daß es zu einer Biographie Heinrich Zschokkes „beinahe ganz an Vorarbeiten“ fehle; eine einzige konnte er nennen, die „Beiträge zur politischen Tätigkeit Heinrich Zschokkes in den Revolutionsjahren 1798—1801. Von J. Keller-Zschokke“ (1887), eine auf guter Quellenkenntnis beruhende, vorzügliche Studie, die aber freilich durch das seither neu zutage geförderte Material, hauptsächlich auch durch Benützung privater Archive, heute bedeutend erweitert werden könnte.

Zschokkes Leben war so wechselvoll, seine Tätigkeit so vielseitig, seine Wirksamkeit so verschiedenartig, daß ein Einzelner die Geschichte dieses Lebens nicht wohl in einem ersten Anlauf ausreichend darzustellen vermag, besonders da er bei der Forschung fast ausschließlich auf sich selber angewiesen ist. J. Keller-Zschokke hat 1887 eine erste Vorarbeit dazu geliefert, eine zweite lege ich nach einem Menschenalter in dieser Studie über Zschokkes Frühzeit bis 1798 vor.

Es ist darin versucht worden, die Darstellung auf eine möglichst umfassende Einsicht in zuverlässiges Quellenmaterial zu stützen; grundsätzlich sollten Zschokkes spätere autobiographische Schriften nur beigezogen werden, wenn es nicht zu umgehen war. Über das benützte handschriftliche Material gibt ein Verzeichnis im Anhang Rechenschaft. Zur Orientierung über die gedruckten Quellen bot die mit ausgezeichneter Umsicht verfaßte Bibliographie von Prof. Alfred Rosenbaum in Prag (GGr. § 332, 25) eine bequeme Grundlage. Sie beruht aber, wie leicht festzustellen, nicht durchweg auf Autopsie und deshalb sind leider — so viel ich sehe besonders bei der Aufzählung von Zschokkes Jugendschriften — da und dort Ungenauigkeiten mit unterlaufen; außerdem wird einiges zur Ergänzung beizubringen sein. Im ganzen bezieht sich meine Arbeit überall, auch wo es nicht ausgesprochen ist, auf diese Bibliographie in GGr.; es wurde davon Umgang genommen, eine eigene, ausführliche Bibliographie von Zschokkes Jugendschriften zusammenzustellen; ein Verzeichnis im Anhang verweist auf die Seiten, wo die einzelnen Veröffentlichungen Erwähnung gefunden haben, und hebt die Stellen hervor, wo GGr. ergänzt oder berichtigt worden ist.

Auf Grund der Quellenstudien ergab sich natürlich vielfach eine von der „Selbstschau“ abweichende Darstellung; man würde fehl gehen, glaubte man, daß sich diese Arbeit in der Korrektur von Zschokkes Autobiographie ihr Ziel gesetzt

habe; nur auf ganz auffallende Abweichungen ist hingewiesen worden; darüber hinauszugehen erschien nicht tunlich. Notwendig dagegen schien es, wo genügend Quellen vorhanden waren, auf die Betrachtung der kulturgeschichtlichen Zustände Gewicht zu legen und auch den Persönlichkeiten einigen Raum zu gönnen, die, wenn man sie auch heute vergessen hat, doch seiner Zeit und in ihren Kreisen eine gewisse Rolle spielten und Zschokke nahe standen. Was die Behandlung von Zschokkes literarischen Arbeiten betrifft, so wurden sie hauptsächlich herbeigezogen, um seine Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit zu belegen und Züge zu seinem Charakterbilde beizutragen; diese Schriften sind in ihrer Großzahl vollkommen unbekannt. Es ergab sich daraus die Nötigung, den Inhalt der wichtigsten mehr oder weniger ausführlich zu skizzieren. Eine eingehende literarhistorische Würdigung von Zschokkes Jugendschriften hätte den Plan dieser Studie gesprengt; es ist auch diesen Schriften viel besser in einer noch zu erwartenden Arbeit über die gesamte Unterhaltungsliteratur des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts beizukommen.

Bei den Zitaten aus Druckschriften und Handschriften ist von buchstabengetreuer Wiedergabe Umgang genommen worden; teils ist man auf orthographisch unzuverlässige Abschriften angewiesen (BN), teils haben die Setzer aus eigener Machtvollkommenheit die dem jungen Zschokke eigentümliche Orthographie „verbessert": so wäre die bunteste Musterkarte verschiedenster Schreibungen in dieser Schrift zusammengestellt worden, was schlecht ausgesehen und keinem etwas genützt hätte. Deshalb sind grundsätzlich die Zitate in Schreibweise und Interpunktion modernisiert und einheitlich geregelt worden; nur bei wenigen Dokumenten, deren relative Wichtigkeit dies zu erfordern schien, wurde buchstabengetreue Wiedergabe erstrebt.

Im Frühling 1798 erhielt Zschokke das Bürgerrecht der Republik gemeiner drei Bünde, und dadurch ist die Schweiz seine neue Heimat geworden. Die vorliegende Arbeit hat das Jahr 1798 nicht so sehr wegen dieses doch mehr äußerlichen Grundes als Endpunkt ihrer Untersuchung gewählt, als vielmehr darum, weil sich in diesem Jahre der, wie ich meine, wichtigste Umschwung in Zschokkes innerer Entwicklung vollzogen hat. Er war vom Kosmopoliten zum Patrioten geworden.

I.

Familie. Kindheit in Magdeburg.

Die Familie, der Heinrich Zschokke angehört, stammt — so weit sie sich zurückverfolgen läßt — aus Oschatz in Sachsen. In dieser kleinen, östlich von Leipzig und zwei Wegstunden westlich der Elbe gelegenen Stadt, in der die Tuchmacher unter den Handwerkern besonders angesehen waren[1], lebte um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts der Urgroßvater des Schriftstellers, der Tuchmachermeister und Bürger Christian Zschucke[2]. Hier verheiratete sich im Jahre 1716 dessen Sohn, der Tuchmacher Johann Andreas Zschucke, „ein junger Gesell", mit der Jungfer Maria Elisabeth Deubel[3], und hier kam der Vater Heinrichs, Johann Gottfried Tzschocke, — nach der „Selbstschau"[4] am 20. Oktober 1722 — zur Welt und wurde am 23. Oktober 1722 getauft.

Der Name des Geschlechts, das damals zahlreich in Oschatz vertreten war — noch heute trifft man es häufig im Nordosten Deutschlands an —, wurde auf verschiedene Art und Weise geschrieben, denn „erst der neueren Zeit gehört die Sitte an, ängstlich eine Namensorthographie zu wahren"[5]. Für Johann Andreas sind in den Kirchenbüchern nebeneinander die Schreibungen „Tzschocke", „Tzschucke", „Zschocke" und „Zschucke" vorhanden, in den Bürgerlisten sind die Namen „Zschuck" und „Zschock" mehrfach aufgeführt[6]. Die Herkunft des Namens ist dunkel; schwerlich aber sind die Zschocke germanischer Abstammung; die vielen Bildnisse Heinrichs zeigen — besonders in der Kopfform — einen fremden, nicht germanischen Zug. Vielleicht und wahrscheinlich hatte er slavisches Blut[7] in seinen Adern und stellt sich damit — wenn auch in gebührender Entfernung — in die Reihe von bedeutenden deutschen Männern, in denen sich eine Mischung von slavischen mit germanischen Elementen geltend machte und unter denen Köpfe wie Luther und Lessing hervorragen.

Über die Vorfahren Heinrich Zschokkes sind nur sehr spärliche biographische Angaben erreichbar. Sein Vater, Johann Gottfried, war, der Tradition der Familie folgend, ebenfalls Tuchmacher geworden. Kurz nach dem Dresdener Frie-

den, der den zweiten schlesischen Krieg abschloß, scheint er, ein junger Mann, seiner Heimatstadt den Rücken kehrend, elbeabwärts gezogen zu sein und in Magdeburg sich niedergelassen zu haben. Dort wurde er am 13. August 1746 ins Bürgerrecht aufgenommen[8].

Ob diese Auswanderung auf einen freien Entschluß zurückging, oder ob besondere geschäftliche oder auch politische Erwägungen dabei im Spiele waren, ist nicht ersichtlich. Beachtenswert ist, daß der junge Handwerker „Vermöge Königl. *Rescripti* von Königl. Krieges und *Domainen* Cammer“ das Magdeburger Bürgerrecht gratis erhielt, während sonst selbst Bürgerssöhne der Stadt für ihr Bürgerrecht eine Gebühr zu erlegen hatten.

Johann Gottfried Zschocke verstand sich innerhalb kurzer Zeit an seinem neuen Wohnsitz heimisch zu machen. In Anlehnung an eine in Magdeburg übliche Schreibweise änderte er seinen dort fremd aussehenden Namen in „Schocke“ (auch „Schock“)[9] und zwei Monate, nachdem er Bürger Magdeburgs geworden war, am 23. Oktober 1746, ließ er sich schon mit einer Tochter aus den Magdeburger Tuchmacherkreisen in der St. Katharinenkirche trauen[10].

Seine Gattin, Dorothea Elisabeth, war die jüngste Tochter des verstorbenen Tuchmacher-Altmeisters, „abgedankten Soldaten und Bürgerssohns“ Joachim Peter Jordan[11] und zählte neunzehn Jahre, als sie der um fünf Jahre ältere Schocke heimführte. Ihre Mutter, Christiana Dorothea Meyerin, hatte nach dem Tode des ersten Gatten das zwölfjährige Mädchen in eine zweite Ehe mitgebracht; am 19. Juli 1739 heiratete sie den offenbar in angesehener Stellung lebenden königlich preußischen Accise-Torschreiber Johann Georg Büttner[12].

Über das Familienleben der Eltern Zschokkes ist keine Nachricht erreichbar. Dorothea Elisabeth gebar ihrem Gatten in einer fast fünfundzwanzigjährigen Ehe elf Kinder, sechs Knaben und fünf Mädchen; als jüngstes am 22. März 1771 nachmittags zwei Uhr ein Söhnlein, das, am 28. März in der St. Katharinenkirche, wo die Eltern kirchgenössig waren, getauft, den Namen Johann Heinrich Daniel bekam. Johann wurde der Knabe wohl nach seinem Vater genannt, Heinrich und Daniel waren die Vornamen der Paten[13].

Die Mutter Heinrichs starb nicht ganz acht Wochen nach der Geburt, am 16. Mai 1771, vierundvierzig Jahre alt. Welche Krankheit sie dahinraffte, ist nicht bekannt; wohl hat eben diese Geburt ihrem Körper die Kraft genommen, daß er dem

von der Chronik verzeichneten unwirtlichen Frühling jenes Jahres hätte trotzen können. In der Nacht vom 23. und 25. März sei starker Schneefall gewesen, und Hochwasser habe die Stadt beunruhigt bis tief in den Sommer hinein[14].

Seltsam mutet es an, daß Zschokke selber nicht zu Bewußtsein gekommen ist, wie viel er mit dem Tode seiner Mutter verloren hatte. Sie war gestorben, bevor sie einen auch noch so kleinen Eindruck in seiner jungen Seele hätte hinterlassen können; er hat sie nie gekannt, und niemals hat er sich später nach ihr zurückgesehnt oder ihren Namen in poetischen Ergüssen angerufen, obschon das seiner ganzen Art nahe gelegen hätte; der Sinn für das Wohltuende in der Erscheinung einer ehrwürdigen Matrone ist ihm ferngeblieben. Als er, schon hoch in den Sechzigern, überlegte, ob er nicht wieder einmal Magdeburg aufsuchen wolle, fand er, er vermöchte in seiner Vaterstadt nicht recht lebensfroh zu werden, und fügte bei: „Das Grab meines Vaters auf dem Katharinenkirchhofe wäre spurlos verschwunden und ausgeebnet" — seiner Mutter gedachte er gar nicht[15]. In seinen vielen Erzählungen, denen gerade eine solche Matronenfigur gut anstünde, hat er nie eine bedeutungsvoll gezeichnet[16]. Mit alten Frauen hat sein Gemüt sozusagen nichts anzufangen gewußt, wie in der Schriftstellerei, so auch im Leben nicht; als er verheiratet war und seine Kinder heranwuchsen, hat er wohl den mütterlichen Sinn seiner trefflichen Frau Nanny gewürdigt, aber er hat ihn mit dem Verständnis des Gatten betrachtet und nicht mit der Hingabe des Sohnes empfunden.

Wenn Heinrich Zschokkes Erinnerung an seine Mutter so völlig ausgelöscht war, so hat er aber mit umso größerer Liebe und Verehrung das Andenken an seinen Vater bewahrt.

Johann Gottfried Schocke hatte, als er um 1746 als junger Tuchmacher nach Magdeburg kam, in dieser Stadt sein Gewerk noch in den Anfängen getroffen. Die Tuchmacherinnung war erst im Jahre 1738 privilegiert worden[17]; dann aber nahm sie an dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung, der Magdeburg im achtzehnten Jahrhundert emporhob[18], teil, und stand, rasch zu Ansehen gelangt, nach wenigen Jahrzehnten in Hinsicht auf ihren Umsatz unter den Gewerken der Stadt an zweiter Stelle[19]. Schocke scheint ein durchaus tüchtiger, wenn vielleicht auch nicht von vielen Schulkenntnissen beschwerter Mann gewesen zu sein; in seiner aufblühenden Innung brachte er es bis zur Würde des Oberältesten, d. i. des Präses; während des siebenjährigen Krieges soll er mit Tuch-

lieferungen an einen Heeresteil Friedrichs des Großen gute Geschäfte gemacht und sich zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht haben[20]. Er war an die fünfzig Jahre alt, als Heinrich zur Welt kam und bald darauf seine Gattin starb; von den zehn ihm früher geborenen Kindern lebten noch vier, ein Sohn, Johann Andreas, und drei Töchter, deren jüngste aber, Christiana Catharina, allein noch häuslicher Pflege und Aufsicht bedurfte. Sie zählte erst fünf Jahre; alle andern waren völlig oder nahezu erwachsen[21].

„Mein guter, lieber, verewigter Vater lehrte mich in seiner ehrwürdigen Simplizität als Kind beten: Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen"[22], bekundet Heinrich Zschokke als Frankfurter Privatdozent; es ist das einzige Wort, das man zur Charakterisierung seines Vaters zuversichtlich herbeiziehen kann. Johann Gottfried Schocke verband wohl seine fromme Herzensbildung[23] — die tiefe Dankbarkeit und Verehrung des Sohnes läßt darauf schließen — mit der Kunst, des Kindes Entwicklung unmerklich zu stützen und sie dennoch ihre eigenen, ihr von innen heraus vorgezeichneten Wege suchen und finden zu lassen; einer Kunst, die oft Leuten einfachen Schlages eigen ist. Am 21. April 1778 legte er sein Amt bei der Innung nieder[24]; von diesem Zeitpunkte an werden seine beiden Jüngsten den größten Teil seiner Sorgen und Hoffnungen in Anspruch genommen und ihm seine Stunden verkürzt haben, wenn er nicht als kranker Mann mit sich selber genug zu tun hatte. Die Ruhe des Lebensabends war ihm kurz bemessen; über ein Jahr schon, am 17. April 1779, starb er[25]; an der Auszehrung, berichtet sein Sohn[26].

Der damals achtjährige Knabe empfand natürlich erst nach und nach die Größe des Verlustes, den er mit dem Tode seines Vaters erlitten hatte. In spätern Jahren hat ihn oft der Gedanke daran in schwermütige Trauer versetzt, und kaum gibt es ein Buch unter seinen Jugendschriften, in dem er nicht voller Verehrung den Verstorbenen nennt oder doch dessen Züge, väterlich milde Gesinnung und treues Besorgtsein um die Kinder, einer ihm ans Herz gewachsenen Gestalt verleiht[27]. Wahrscheinlich auf die zehnte Wiederkunft des Todestages hat er in bewegten, freien Versen, „Die Wallfahrt" überschrieben, eines der besten Gedichte seiner jugendlichen Lyrik verfaßt[28]. Es schildert einen nächtlichen Besuch auf dem Grabe des Vaters:

Am düsteren Abend — das ist die Vision — ruft der Sturmwind den Dichter aus dem öden Zimmer, worin er einst

glücklich mit dem Vater gelebt hatte, hinaus, dem Friedhof zu. Einsam wankt er, in den Mantel gehüllt, an erleuchteten Fenstern vorbei durch die Gassen, „das schallende Pflaster entlang, von keiner Seele vernommen". Er kommt an den Wohnungen der Geschwister vorbei; sie sind „taub für die Stimme des Bluts; und sie ahnden nicht des Bruders Nähe in den Schauern der Nacht"[29]. Sie haben einst seine kindlichen Tränen nicht verstanden und haben sich seiner nicht angenommen; möchten sie ihn auch heute, wünscht er, sich selber überlassen und seine Einsamkeit nicht stören. Er schreitet weiter:

Kennst du sie noch, Johann![30]
Die schwarzen Kuppeln der Katharinentürme,
Auf sich bäumend durch die Finsternis,
Wie sie schon Nächte
Von Jahrhunderten in grauenvoller Majestät
Da standen, hingepflanzet von den Händen
Längst vermoderter Meister? — — —

Wohl kenne ich sie,
Die schwarzen Kuppeln
Der hochgewölbten Pforten von
Der heil'gen Katharina, mit dem Rade,
Dem Palmenzweig' und Schwerte überschirmt —
Auch sie, die hohen sturmzerbrochnen Fenster,
Wodurch der Odem des Nachtwinds bläst.
Ich kenne sie.
Dem Ohre däucht's,
Als sumsete von innen Orgelklang
Durch die Gesänge andachtsvoller Christen.
Es rauscht ein: „Heilig! heilig ist der Herr!"
Vor mir dahin. — —
Ich schaure eisig
In meinem wallenden Mantel zusammen,
Ob wär' ich angeweht von einem Boten
Des Weltgerichts, dieweil mein Mund
Mitlallete der auserwählten Scharen:
Heilig! heilig ist der Herr![31]

Der Mond steigt auf und wirft sein totes Licht über die Häuserreihen der Stadt und „des Todes schweigende Gefilder" im Friedhof. Da ist das Grab,

Wo Gottes frömmster Untertan,
Wo aller Menschen redlichster —
Mein Vater ruht!

Er war das Höchste, was der Dichter sein eigen nannte: „mein Schutz — mein Hort — mein Alles" —

O dieser Vater — er starb;
Und meine Jugend lag ausgebannt,
Verstoßen von den Freuden
Des ersten Erdenglücks, der Kindheit,
Und von den lächelnden Gespielen![32]

— — — — — — — — — — — — —

Hier — ist sein Grab.
Ein feuchtes Moos umwebt es;
Der Nachtwind pfeifet durch den Dorn
Dem guten, alten Mann
Ein Schlummerlied!

Die Stadt Magdeburg, in der Heinrich Zschokke aufwuchs, war zu jener Zeit hauptsächlich durch ihre Lage an der Elbe als Verkehrsort von großer Bedeutung und zählte 1780 einschließlich der Vorstädte 26269 Seelen[33], wozu noch die Garnison mit einigen Tausend Mann Besatzung[34] kam. Ein zeitgenössischer Berliner schildert Magdeburg noch als rechte Kleinstadt[35]; zwar sind die Einwohner höflich, und die Reinlichkeit in den Häusern ist musterhaft, doch belästigt kleinstädtische Neugier den Reisenden, und die Gesellschaft gibt sich mit Wohlbehagen dem Klatsche hin. Man richtet sich in allem nach Berlin; was von dort kommt, ist neumodisch und „gut". Viel wird gespielt; die Geselligen treffen sich an zwei Orten; wer vornehmer ist, geht in die „Ressource", der Bürgerliche in die „Harmonie". „Die hiesige Bauart ist, einige wenige Häuser ausgenommen, nicht nach dem heutigen Geschmack; die vorstehenden Giebel und hohen Aerknere geben ihnen kein gutes Aussehen," findet der Kritiker des 18. Jahrhunderts. Man sieht viele arme, schwächliche und vernachlässigte Kinder in den Gassen, und „sehr übel ist es, daß eine so beträchtliche Stadt, als Magdeburg ist, noch keine nächtliche Erleuchtung auf den Straßen hat"[36].

Der Haupttummelplatz der Kinder waren die Wälle der Zitadelle; die Knaben natürlich hat vor allem das Schiffsleben auf der Elbe mit seinen Fährlichkeiten angezogen[37], besonders bei ungewöhnlichen Ereignissen, wenn der Strom im Frühjahr viel Wasser führte und auf eine „nie erreichte Höhe" stieg, wie im April 1785[38], oder wenn das Eis brach und die Schollen sich stauten. Am 13. Januar 1777 nahmen sie eine Schiffsmühle mit und richteten bei den Elbkähnen am Packhof großen Schaden an[39]. Auch andere Begebenheiten mögen der Schaulust der Kinder willkommen gewesen sein, so das am 9. September 1781 gefeierte Säkularfest der deutsch-reformierten

Gemeinde, am 18. Oktober 1786 die Huldigung, die die Stadt dem Vertreter des neuen Königs Friedrich Wilhelm II. darbrachte[40]. Jährlich wurde auf dem Neuen Markt die Heermesse abgehalten; der große Platz war über die Hälfte mit Budenständen bedeckt, und eine große Menge Volkes stellte sich bei diesem Anlaß — besonders am Sonntag nach Michaelis — ein, um sich an dem Treiben zu ergötzen; „mancherlei Raritäten, Guckkasten, auch sonst wohl Marionettenspiele oder Marktschreierbuden, Glücksbuden" fehlten nicht[41].

Da mag denn der kleine Heinrich dabei gewesen sein; als alter Mann erinnerte er sich noch gerne seiner jugendlichen Taten in Garten und Stadt[42]. Doch mit dem Tode seines Vaters brachen trübe Jahre für ihn an. „Er hatte einen Bruder und drei Schwestern, alle bereits verheiratet; er war ein Nachkömmling; keines von seinen Geschwistern wollte ihn um sich haben, er war wie verstoßen. Man wollte, er sollte ein Handwerk lernen, er aber wollte studieren. Sein ererbtes Vermögen bestand in 1200 Talern, welche 60 Taler Zinsen trugen, das reichte nicht zu; doch brachte man ihn an mehrere Schulen..."[43], berichtet sein späterer Freund.

Das Haus, worin Heinrich geboren und aufgewachsen war, Schrotdorferstraße 2,[44] wurde wohl nach dem Tode Johann Gottfried Schockes verkauft, denn bald darauf, wird berichtet, sei es „separiert", d. h. durch Umbau zu zwei Häusern gemacht worden[45]. Heinrich kam — so berichtet die „Selbstschau"[46], die hier wie mehrfach für die frühern Jahre Zschokkes unsere einzige Quelle ist — in das Haus seines um vierundzwanzig Jahre ältern Bruders Johann Andreas. Er war[47] „ein Mann von nicht gemeinen Talenten, die er durch Lesung guter Schriften gebildet hatte,... strebte auch wohl gern über seinen Stand hinaus. Neigung zum Glänzen verlockte ihn wenigstens oft weiter, als seinem Vermögen angemessen sein mochte." Johann Andreas hatte das väterliche Handwerk ergriffen, er war Tuchmacher und Schaumeister der Innung[48] und hatte früh geheiratet; seine Gattin war eine Maria Dorothea Trittel.

Heinrich soll von seinem Vater schon als fünfjähriger Knabe[49] zur Schule geschickt worden sein. Was für eine es war, ist nicht auszumachen; vielleicht war dieser früheste Unterricht privaten Charakters und sollte den Knaben nur soweit bringen, daß seiner Aufnahme in ein Pädagogium nichts im Wege stand.

Es erscheint auch wahrscheinlich, daß Johann Gottfried Schocke seinen jüngsten Sohn zu einem gelehrten Studium bestimmt habe, und daß Johann Andreas nur der Absicht des Vaters gefolgt ist, wenn er Heinrich das Pädagogium des Klosters Unsrer Lieben Frauen besuchen ließ[50].

Diese Anstalt, an der Klosterstraße gelegen[51], war ein Internat mit fünf Klassen[52], doch nahm sie auch externe Schüler auf. Zur selben Zeit ungefähr, zu der Zschokke in die Schule eintrat, starb der Propst des Klosters, Johann Justus Samuel Quirl (12./13. Oktober 1779)[53], und an seine Stelle wurde Gotthelf Sebastian Rötger gewählt, unter dem das Pädagogium eine neue Blüte erlebte. Rötger hat in seiner „Ausführlichen Nachricht von dem Pädagogium am Kloster Unser Lieben Frauen" (1783)[54] ein schönes Dokument seines sympathischen Wesens und seiner freien Auffassung von Mittel und Ziel der Erziehung hinterlassen. „Die Jünglinge, die bei uns für die Welt ausgebildet werden sollen, müssen so ausgebildet werden, daß sie in der Welt, wie sie ist, ihr Glück suchen, finden, machen ..."[55] Rötger war es, wie den Philanthropisten — aber ohne derer Neigung zur Spielerei zu verfallen — darum zu tun, den Unterricht nach Kräften lebendig zu gestalten; er will seine Schüler individuell behandelt haben und sucht es zu erreichen, daß eines jeden Fähigkeiten gebührend zur Geltung kommen. Die Klasseneinteilung war in jedem Unterrichtsfach eine andere, so zum Beispiel, daß ein Schüler, der sehr sprachbegabt war, in den Sprachstunden einer höhern Klasse zugeteilt war als in den übrigen Fächern. Der Unterricht war fast rein sprachlich-historisch; Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften wurden nur in ihren allgemeinsten Grundzügen gelehrt. Von den Sprachen wurde mehr Latein und Französisch als Griechisch und Hebräisch getrieben, der Deutschunterricht war auf drei Klassen verteilt und mit „Oratorie" und „Poesie" verbunden.

Fünf Konventualen, von denen einer die Würde des Rektors bekleidete, und ebensoviele „Praeceptores" standen (1779) einer Schar von 65 Schülern unterrichtend gegenüber; der Propst selber, als Direktor der ganzen Anstalt, hatte die Oberaufsicht und erteilte keine Stunden. Alle zwei Wochen wurden aber unter seinem Vorsitz Lehrerkonferenzen abgehalten, wo gemeinschaftlich Fort- und Rückschritt der Zöglinge, ihr Fleiß und Betragen erwogen wurde. Öffentliche Examina waren nicht nach Rötgers Sinn und er ließ keine abhalten; aber vierteljährlich wurde von der Anstalt jeweilen

unter Ausschluß der Öffentlichkeit das Wissen der Schüler einer strengen Prüfung unterworfen.

Es ist anzunehmen, daß Heinrich Zschokke in eine der untern beiden Klassen des Pädagogiums eintrat. Rötger sah bei der Aufnahme nicht sehr auf das Alter; sie hätten schon Achtjährige gehabt, „die nicht lästig wurden", im allgemeinen habe sich der Eintritt von Schülern unter zehn Jahren als nicht ratsam, von solchen unter zwölf Jahren als nicht vorteilhaft erwiesen[56]. Des Unterrichtes konnte teilhaft werden, wer „mit Fertigkeit teutsch und lateinisch lesen, etwas ihm Vorgesagtes ohne mühsame Zusammensuchung zu Papier bringen kann und die lateinischen Paradigmen der Deklinationen und regulären Konjugationen wenigstens mechanisch und mit notdürftiger Fertigkeit ins Gedächtnis gefaßt hat; und von dem es .. nicht wahrscheinlich sein" mußte, „daß er in Absicht der Sittlichkeit ein Verderben unserer andern Schüler sein mögte"[57].

Das Pädagogium war also in seinem eigentlichen Wesen durchaus eine gelehrte Schule, die von den Zöglingen eine gewisse Vorbildung verlangte. Doch hatte es sich offenbar als wünschbar erwiesen, daß die künftigen Zöglinge auch diese Vorbildung in der Klosterschule empfangen konnten: aus einer von Quirl eingerichteten und bald eingegangenen Lehranstalt für junge Edelleute aus den Magdeburgischen Regimentern wurde eine fünfte „Lehrklasse" am Pädagogium geschaffen, „eine separierte Vorbereitungsklasse", deren Schüler („Anfänger", „Kinder") in allen Fächern dieselben waren und ihr Schulzimmer in einem andern Gebäude hatten[58].

War der Anfangsunterricht, den Heinrich noch der Vater hatte erteilen lassen, nicht besonders weit gediehen, so ist wahrscheinlich, daß der Verwaiste eben diese Vorbereitungsschule zu besuchen hatte; im andern Falle wäre es möglich, daß er in die unterste der vier regulären Klassen eingetreten wäre. Er selber erinnert sich[59], daß er hauptsächlich den Unterricht eines Herrn Laue an der Klosterschule genossen habe. Nun gab „der Herr Präceptor Johann Ferdinand Laue" in Prima und Sekunda Sprachstunden und erteilte in den beiden untern Klassen Geographie und Geschichte[60]. Daß der Geographieunterricht von besonderem Eindruck auf Heinrich war, bezeugt auch eine charakteristische Anekdote, die Behrendsen überliefert[61]: „Hier (in der Klosterschule) erfuhr er, daß man in Böhmen sogenannte böhmische Diamanten an den Flußufern findet; rasch entschließt sich dieser überspannte kleine Kopf dergleichen zu suchen, nimmt noch einen kleinen Don Quichotte

mit und beide Knaben wandern heimlich aus. Da es aber mit dem Marschieren dieser beiden Knaben nicht recht flecken wollte, so holte man sie bei Dessau schon wieder ein[62] und brachte sie zurück."

So hat es also Heinrich, wo der Unterricht anregend war, an Aufmerksamkeit nicht gefehlt, und auch an Unternehmungslust scheint er nicht unter den Letzten gestanden zu haben. Trotzdem — und obschon man im Kloster gewillt war, die Zöglinge gerecht zu beurteilen und ihre Fähigkeiten zu würdigen — ist es ihm an dieser Schule nicht gut gegangen. Zschokke bleibt fest dabei, „durch ein förmliches Conclusum" seiner Lehrer sei er „zum Dienst Minervens völlig unfähig erklärt, wegen natürlicher Stupidität, und so vom Besuch ihres Unterrichts ausgeschlossen worden"[63]. Sein Freund allerdings meint, die eigenmächtige Reise des Knaben nach Böhmen sei die wahre Ursache gewesen, weshalb ihn die Schule ausgewiesen habe[64], und dies erscheint auch wahrscheinlich, wenn man die Schulordnung vergleicht, die eine Wegweisung wegen Unfähigkeit gar nicht kannte[65].

Johann Andreas war wohl auch nicht der Mann, einem Kinde von der Art seines Bruders Heinrich die richtige Erziehung angedeihen zu lassen; seine Schwestern wenigstens sollen ihm alle Schuld an dem Unheil zugeschrieben haben[66], und Heinrich soll darauf in das Haus seiner ältesten Schwester Dorothea Elisabeth, der Gattin des Tuchmachers Lemme, gekommen sein.

Als Gespielen hatte er, als er noch bei seinem Bruder wohnte, den um zwei Jahre jüngeren Fritz Zschokke, wahrscheinlich einen älteren Sohn von Johann Andreas[67]. Den Knaben hat dort der Schwager des Familienhauptes, Trittel, einen großen Eindruck gemacht. Er war ein weitgereister Mann, der ihnen von seinen Erlebnissen erzählte und ein Buch mit moskowitischen Geschichten vorwies; die Bilder darin mit ihren abstoßenden Trachten waren Heinrich noch nach über vierzig Jahren gegenwärtig[68].

Im Hause des Tuchmachers Lemme hatte er einen zweiten Neffen als Gefährten, seinen Milchbruder Gottlieb Lemme, der, zwei Jahre älter als Heinrich[69], auch sein „Präparator und Repetent im Lesen und Buchstabieren" wurde[70]. Im Jahre 1792 hat Zschokke an diesen Jugendfreund ein Gedicht gerichtet:

„Du, mit dem ich einst als Knabe
Durch den Traum der Kindheit ging ..." [71],

und noch lange Zeit hindurch hat er mit dem später Tuchmacher gewordenen Lemme einen Briefwechsel gepflegt und durch ihn seinen Verkehr mit den Magdeburger Verwandten und Bekannten aufrecht erhalten. Sie drei, Fritz, Lemme und er selber, meint Zschokke einmal, hätten in ihrer Jugend ein „Trifolium" gebildet[72].

Als Gegenstück zum alten Trittel fand Heinrich bei seiner Schwester einen andern Mann, der über ein gut Stück selbstgesehener Welt zu berichten wußte, den Matrosen Krapp[73]. Die Erzählungen Krapps von seinen eigenen Seefahrten und Abenteuern und seine Wiedergabe anderer wunderbarer Geschichten haben ihren Eindruck auf das empfängliche Knabengemüt nicht verfehlt; 1793 hat Zschokke in den „Frankfurter Ephemeriden für deutsche Weltbürger" aus seiner Erinnerung von den Erzählungen Krapps wiedergegeben[74]; 1823 ließ er den gutmeinend-polternden Graukopf als Invaliden in der Novelle „Der Feldweibel" auftreten[75], 1803 als etwas derben, aber wackern Matrosen, der dem Trunke nicht abhold ist, im Schauspiel „Hippolyt und Roswida".

Ihrer drei Knaben waren nach der „Selbstschau"[76] eifrige und andächtige Zuhörer, wenn der alte Krapp ins Erzählen geriet, Heinrich, Gottlieb Lemme und als dritter — nicht Fritz Zschokke, der ihnen dazu als zu jung erscheinen mochte, sondern ein andrer, neuer Verwandter der beiden, Heinrich Faucher. Zschokkes jüngste und liebste Schwester, Christiana Catharina, hatte sich 1780 als fünfzehnjähriges Mädchen mit dem Stadtwundarzt Jean Paul Faucher vermählt, und ihr Gatte hatte ihr diesen Sohn, Antoine Henri, aus seiner frühern Ehe mitgebracht[77]. Von Frankfurt aus hat Zschokke später diesen Neffen und Jugendfreund einmal in Cüstrin besucht und sich darauf bei dessen Eltern angelegentlich verwandt, sie möchten dem Sohne das Taschengeld aufbessern; was aus Heinrich Faucher geworden ist, ist nicht bekannt.

Da bei Heinrich Zschokke das gelehrte Studium in der Klosterschule nicht angeschlagen hatte, suchte seine Schwester Dorothea Elisabeth ihn auf bescheideneren Bahnen wenigstens ein notdürftiges Stück Bildung erreichen zu lassen; sie schickte ihren Bruder mit ihrem Sohn in die unterste Klasse der „Reformierten Schule"[78].

Die 1681 gegründete deutschreformierte Kirchgemeinde[79] besaß seit 1708 an der Brandstraße eine dem deutschreformierten Kirchen-Presbyterium untergeordnete Schule[80]. Sie zählte gegen Ende des Jahrhunderts vier ordentliche und drei

außerordentliche Lehrer und 80 bis 100 in vier Klassen eingeteilte Schüler. Die beiden obern Klassen waren für den gelehrten Unterricht bestimmt, in den beiden untern wurde den Schülern eine geringere Bildung vermittelt, wie sie Leute aus dem Handwerkerstand bedurften[81]. Den vier Klassen war seit 1780 eine Abteilung beigegeben, in der ausschließlich Mädchen unterrichtet wurden[82].

Zschokke erinnerte sich, an dieser Schule — Friedrichsschule wurde sie auch genannt — besonders viel Gutes von einem greisen Lehrer Capsius empfangen zu haben; Friedrich Saladin Capsius, aus Sachsen gebürtig, war seit 1753 Kantor der Gemeinde[84] und hielt als „Tertius" in Verbindung mit dem Organisten an den beiden untern Klassen der Schule Unterricht[85]; im Jahre 1782 soll er gestorben sein[86]. Wenn diese Angabe zutrifft, so muß man annehmen, daß Zschokke, nachdem er während der Jahre 1779 und 1780 vergeblich sein Glück an der Klosterschule versucht hatte, vielleicht im Spätjahr 1780 in die Friedrichsschule übergetreten ist.

Hier scheint ihm dagegen das Glück günstig gewesen zu sein; lag es an dem alten Capsius, der den Knaben richtig zu nehmen verstand, lag es daran, daß die ganze Umgebung ihn besser aufleben ließ, oder daran, daß — wie es bei Kindern häufig ist — seine innere Entwicklung einen raschen Schritt vorwärts getan hatte — der Unterricht schlug an und muß Heinrich schnell gefördert haben. Doch wenn es ihm jetzt in der Schule wohl gelang, so hatte er zu Hause einen desto schwierigeren Stand.

Mochte man anfangs in der Familie Lemme den jungen verwaisten Verwandten mit Liebe und den besten Vorsätzen aufgenommen haben, später fand er Grund zu Klagen; er werde rücksichtslos behandelt, im Hause der Schwester sei er mehr als Kostgänger und Dienstbursche denn als Bruder gehalten, für sein Kostgeld dürfe er eine bessere Pflege erwarten[87].

Solche Beschwerden habe er zuerst vergeblich bei seinem Vormund, dann mit Erfolg beim Präsidenten des Obervormundschaftsamtes, dem Bürgermeister Stieghahn[88] vorgebracht; er sei von seiner Schwester fortgenommen und einem Lehrer des Gymnasiums der Altstadt in Kost gegeben worden, wie man ihn auch von der Friedrichsschule an dieses Gymnasium versetzt habe[89].

Das Altstädtische Gymnasium stand in der Schul- oder Brüderstraße an der Stelle des ehemaligen Franziskaner-

klosters, das 1551 niedergerissen worden war[90]; es wirkten zu Zschokkes Zeit außer dem Rektor sieben Lehrer daselbst. Die Schule soll damals nicht mehr auf ihrer früheren Höhe gestanden haben, und ihr Geschichtsschreiber schiebt die Schuld daran ihrem Rektor, Elias Caspar Reichardt, zu: „Zwar fehlte es ihm nicht an Gelehrsamkeit und vielseitigem Wissen — er hat eine ganze Reihe von Werken sehr verschiedenen Inhalts geschrieben —, allein die große pädagogische Begabung, Energie in der Handhabung der Disziplin, organisatorisches Talent suchte man bei ihm vergeblich. Allmählig sank die Frequenz der Schule; die Domschule und das inzwischen entstandene Pädagogium zum Kloster U. L. Fr., sowie das nahe gelegene Pädagogium vom Kloster Bergen, welche Anstalten sich sämtlich einer trefflichen Leitung zu erfreuen hatten, zogen sehr viele Schüler an, so daß die sonst gefüllten Räume der Stadtschule sich nach und nach immer mehr leerten"[91].

Nach den „Lebensgeschichtlichen Umrissen"[92] wurde Zschokke hier „erst dem trefflichen Lehrer Christoph Neide, Übersetzer einiger Lustspiele des Terenz, dann dem hochbejahrten Rektor, Elias Kaspar Reichardt, Übersetzer der Briefe Cicero's an Atticus, in Wohnung gegeben." In der „Selbstschau" spricht er zuerst von einem „betagten Lehrer", nach dessen bald erfolgtem Tode er ins Haus des „Rektor emeritus" gekommen sei[93]. — Johann Georg Christoph Neide konnte damals das Prädikat eines „betagten Lehrers" noch nicht in Anspruch nehmen; er war 1756, also nur fünfzehn Jahre vor Zschokke, in Magdeburg geboren, hatte in Halle studiert und war am 30. Mai 1778 als Subkonrektor an die Altstädtische Schule gekommen[94]. Eher dürfte man an August Wilhelm Färber denken, der dreißig Jahre älter als Zschokke war: 1741 zu Samtleben im Braunschweigischen geboren, hatte er in Helmstädt studiert, war dann dort als Konrektor tätig gewesen und hatte von 1772 bis zum Frühjahr 1784 ebenfalls als Konrektor an der Magdeburger Stadtschule gewirkt. In dieses Jahr fiel wohl sein Tod; am 25. Mai 1784 rückte Neide an die Stelle Färbers vor[95]. Wenn man annehmen will, Zschokkes Erinnerung, daß er wegen eines Todesfalles zu einem andern Kostherrn gekommen sei, treffe zu, so muß man wohl auch annehmen, daß er zuerst bei diesem August Wilhelm Färber gewohnt hat; in diesem Falle ergäbe die Abwägung der spärlichen zur Verfügung stehenden Daten, daß Zschokke um die Wende des Jahres 1783 an die Stadtschule

gekommen sei; im Mai 1784 wäre er in das Haus des Rektors Reichardt gezogen, der ein halbes Jahr darauf, am 1. Oktober, emeritiert wurde[96].

Elias Caspar Reichardt[97] war am 4. November 1714 in Quedlinburg geboren. Früh besuchte er die Schule und mußte dann gegen seinen Wunsch — er hätte lieber studiert — das väterliche Gewerbe, die Leinendammastweberei, ergreifen. 1733 ging er auf die Wanderschaft und kam nach Köthen und Halle, wo er in der Gesellenherberge „ein deutsch-poetisches Bittschreiben an den Director Freylinghausen" verfaßte, das ihm die Tore des Waisenhauses öffnete. Nach dreijähriger Vorbereitung in Halle konnte er schon (1736) die Universität Leipzig besuchen und wurde nach abermals zwei Jahren als erster Lehrer der ersten Klasse ans Waisenhaus zurückgerufen. 1739 kam er an das Kloster Bergen, 1740 an das akademische Gymnasium zu Altona, 1745 an das Collegium Carolinum zu Braunschweig; 1754 endlich wurde er als Rektor an die Stadtschule nach Magdeburg berufen, welche Stelle er aber, da anläßlich seiner Berufung zwischen dem Magistrat und dem Scholarchat Kompetenzstreitigkeiten über die Wahlbefugnis entstanden waren, erst am 18. März 1755 antreten konnte. Daß Reichardt es nicht verstanden hat, seine Schule im Konkurrenzkampf mit andern Anstalten auf der Höhe zu halten, ist oben erwähnt worden; vielleicht war seine Schwerhörigkeit ein wenig mit Schuld daran, 1769 schon erhielt er ihretwegen einen Adjunkten, und wegen seines verlorenen Gehörs wurde er 1784 mit einer jährlichen Pension von 312 Reichstalern und Beibehaltung der Wohnung und des Gartens in Ruhe gesetzt. Er starb am 18. September 1791 an der Gelbsucht.

Reichardt war ein typischer Vertreter der im 18. Jahrhundert so überreichlich verbreiteten kleinen Gelehrten der Aufklärung, die in unermüdlicher Betriebsamkeit, aber ohne viel Geist die Tatsachen ihres Wissensgebietes zusammentrugen. Er wird noch in der Geschichte der deutschen Grammatik genannt, weil er diese Wissenschaft mit seinem 1747 in Hamburg erschienenen „Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst"[98] begründet hat und 1752 die „Lehre von den deutschen Vorwörtern" nach M. B. Schiele herausgab[99]. In andern Schriften wandte er sich dem Gebiete der Kulturgeschichte zu[100]; der Aufklärung hat er seinen Tribut gezollt in seinen „Vermischten Beyträgen zur Beförderung einer nähern Einsicht in das gesamte Geisterreich. Zur Verminderung und Tilgung des Unglaubens und Aberglaubens. — Als eine Fort-

setzung von D. David Eb. Haubers Magischen Bibliothek herausgegeben“[101].

Bei diesem Unternehmen, berichtet Zschokke[102], habe er seinem Lehrer behülflich sein müssen, indem es seine Aufgabe gewesen sei, aus Büchern, die für das Werk benützt werden sollten, Auszüge zu machen. Denn hier waren aus allen möglichen näher oder ferner liegenden Schriften, Büchern neuerer Zeit und „verjährten Schmäuchern“ Geschichten über Gespenster und ähnliche Erscheinungen, die der Aufklärung im Wege standen, zusammengetragen und mit einer — oft höchst naiven — Erklärung versehen, bei der auch eine deutliche Nutzanwendung nicht fehlen durfte.

Reichardt, der im Ruhestand „ungeachtet seines unablässigen Studierens eine ungestörte Heiterkeit und Gesundheit“ genoß[103], ließ seinen Zögling dafür „in den Schätzen seiner Bibliothek schwelgen“[104]. Die Magdeburger Jungmannschaft jener Jahre muß eifrig hinter den Büchern her gewesen sein; Propst Rötger, wird berichtet, sei am Pädagogium des Klosters U. L. Frauen gegen die Lesewut seiner Schüler aufgetreten[105]; dieser Lesewut hat sich Zschokke wohl maßlos hingegeben. „Ich ruhe nicht eher, ich muß ein Polyhistor werden“, sagte er als richtiger Schüler Reichardts zu seinem Freunde[106].

Zwei Bände voller Auszüge, 11. November 1784 und 10. November 1787 datiert, sind noch erhalten[107], die der beste Beweis für Zschokkes Streben nach Polyhistorie sind: er hat darin verzeichnet, was ihm Wissenswertes in Büchern und Artikeln vorkam — in Büchern und Artikeln aller Art: da finden sich Auszüge aus geschichtlichen, theologischen, philosophischen, geographischen, naturgeschichtlichen, astronomischen, ästhetischen Werken und Aufsätzen, ein Verzeichnis der in Briefen anzuwendenden Titulaturen — die zwei Bände sind ein kleines Konversationslexikon. Einige Auszüge im zweiten Band stammen nicht von Zschokkes Hand, sie sind „Lütger“ gezeichnet, und einer trägt die Unterschrift „R — d“; man ist fast gezwungen anzunehmen, daß dieser Abschnitt (er beschäftigt sich mit Rousseau) von Reichardt stamme, besonders da als Verfasser der andern, nicht von Zschokke herrührenden Artikel ebenfalls ein Lehrer anzusetzen ist: Johann Andreas Lütger amtete 1778 als Tertius am Altstädtischen Gymnasium[108]. Wie aber die beiden Lehrer dazu kamen in das Notizbuch ihres Schülers zu schreiben, ist freilich nicht ersichtlich.

Eine jung schon so eifrig betriebene Lektüre mußte natürlich auf die eigene Produktion anregend wirken, und so ist es nicht verwunderlich, wenn wir — durch Behrendsen — vernehmen, daß Zschokke schon in seinem fünfzehnten Jahre ein kleines Schauspiel verfaßt habe, eine Szene aus der Eroberung Magdeburgs. „Er präsentierte das Stück — erzählt Zschokkes Freund — Madame Weser, die mit ihrer Truppe aus Breslau hier Schauspiele aufführte. Nach einigen Tagen gab sie es ihm zurück mit dem Bescheid, es würde jetzt gerade ein ähnliches Stück einstudiert, sie könne also keinen Gebrauch davon machen. — ‚Betrachten Sie dies als eine höfliche Verwerfung‘, sagte ich ihm, ‚Sie sind ja noch nicht stark genug etwas zu schreiben, was denkende Männer befriedigen könnte. Lassen Sie es bleiben, Sie versäumen dadurch Ihre Schularbeiten, was Ihnen schaden wird!‘ Da gab er mir ernst und verlegen zur Antwort: ‚Shakespeares erstes Stück ist auch verworfen, doch ist er nachher ein großer Schauspieldichter geworden‘[109].“

Diese erste poetische Arbeit Zschokkes, von der man weiß, ist nicht erhalten; wieviel anderes wird er in seiner Jugend geschrieben haben, das ungedruckt blieb und verloren ging, wieviel wird noch da oder dort an versteckter Stelle stehn, das aus seiner Feder stammt und ihr nicht mehr mit Bestimmtheit zugesprochen werden kann! Als frühestes erhaltenes Gedicht Zschokkes dürfte man wohl den „Wechselgesang der Barden Ortho und Sghuno“ betrachten, womit der Verfasser im Spätjahr 1786 den neuen König auf dem preußischen Trone begrüßte. Der eine der Barden beklagt den Verlust des großen Königs Friedrich, der andere preist mit jugendlichem Überschwang und in unbeholfenen Versen seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm II.; zuletzt vereinigen sich beide in dem Ausruf:

Groß bist Wilhelm Du! und gleich sein
Wirst Du Friedrich einst!! —[110]

Im Kreise der Verwandten Heinrich Zschokkes scheint man kein Verständnis für den schwärmerischen Schöngeist aufgebracht zu haben; hatte er das Bedürfnis, einem, der ihm wohl wollte, zu sagen, was ihn bewegte, so mußte er ihn außerhalb seiner Familie suchen. So hat er offenbar als Abnehmer seiner Klagen und Mithalter bei seinen Schwärmereien seinen „Schul- und Hausgenossen“, den Chorschüler Ernst Kallenbach, der zuletzt sein „einziger Umgang blieb“[111], an sich gezogen; so hat er sich auch die Freundschaft des um zehn Jahre älteren Andreas Gottfried Behrendsen erworben.

Behrendsen[112] stammte aus sehr einfachen Verhältnissen. Er war 1761 als Sohn eines geborenen Kopenhageners in Magdeburg zur Welt gekommen. Man ließ ihn vier Jahre zur Schule gehen, wo er eine Bildung, die „elend genug" war, sich erwarb. Aus eigener Kraft hat er sich später über das Niveau seiner Umgebung herausgehoben, wozu ihm das Geschäft des Vaters (er war Schützenhauswirt und trieb einen Handel in Makulatur) den ersten Anlaß bot: der Knabe las aus den Haufen alter Bücher und Schriften heraus, was ihm auffiel, und legte sich eine eigene kleine Büchersammlung an. 1782 wurde er Gesell im Stuhlmacher-Handwerk, 1787 Meister und als solcher hat er sehr klug sein Geschäft zu fördern und sich bei seinen Berufsgenossen in Ansehen zu bringen gewußt. 1820 verlor er durch „eine Entzündung" sein rechtes Auge, und acht Jahre darauf, kurz vor Weihnacht 1828, widerfuhr ihm das harte Schicksal, vollständig zu erblinden. Doch ein philosophisch angehauchter Kopf, der er war, ergab er sich mannhaft in sein Verhängnis; er starb am 2. November 1841. Drei Jahre vorher hatte sich Zschokke ihm gegenüber zuerst als Verfasser der „Stunden der Andacht" bekannt[113].

Behrendsen hatte dreimal geheiratet; seine erste Braut, Juliana Charlotte Eltzner, führte er als junger Meister am 6. Mai 1787 heim. „In ihrem Charakter war so viel Gutmütiges, daß ihr Vetter Heinrich Zschokke oft von ihr sagte: Es ist mir unbegreiflich, wie dieser Engel von Mädchen sich unter solchen Menschen, unter denen sie leben mußte, so gut hat erhalten können"[114]. Behrendsens Schwiegermutter — sie war mehrmals verheiratet und wird als ein bigottes und zänkisches Weib geschildert — war eine Schwester von Zschokkes verstorbener Mutter, und Zschokke hatte Sonntags einen Freitisch bei ihr. In ihrem Hause haben sich die spätern Freunde kennen gelernt; Zschokke machte sich an Behrendsen heran und „kettete sich fest"[115] an ihn; Behrendsen wurde sein Vertrauter, er selber, obschon zehn Jahre jünger, „in vielen Stücken" Behrendsens Lehrer, „besonders in der Orthographie"[116].

Behrendsen hat in seinen Lebenserinnerungen mit großer Liebe und offenbar meist zuverlässigem Gedächtnis festgehalten, was er von seinem jungen Freunde wußte; abgesehen von der „Selbstschau" sind sie die weitaus wichtigste Quelle für Zschokkes Magdeburger Zeit. „Wohl zwei Jahre lang jeden Sonntag" trafen sich die beiden mit der ihnen „eigenen Freundlichkeit"[117]. „Ich sehe noch im Geiste — schrieb

Behrendsen 1839[118] — Euer überaus freundliches Gesicht, als ich an meinem Hochzeitstage Euch in Euerm grünen Rock an der Treppe empfing. ... Einst stand ich in meinem Hausflur, mit dem Gesicht gegen eine Seitenwand gekehrt, sprach lebhaft mit jemand, und bewegte dabei die Arme; zufällig sehe ich seitwärts durch die Haustür nach der Straße: da standet Ihr und machtet mit Euern Armen meine Bewegungen nach, als wären es Windmühlenflügel. Das sind alles Kleinigkeiten, wird mancher sagen, ich aber nicht; von meinem Freunde interessieren und gefallen auch solche Kleinigkeiten. Ich denke nach beinah fünfzig Jahren noch gern daran."

Unter seinen Verwandten mag sich Zschokke bei Fauchers am wohlsten gefühlt haben; niemandem wußte er später mehr Dank als ihnen[119]; von seiner zweitältesten Schwester, der verehelichten Nizze[120], ist wenig die Rede. Bekannte hatte er wohl wenige, eine Familie Mehl wird etwa genannt, vor allem aber die Familie seines Vormundes Ziegener[121].

Christian Gotthold Ziegener war 1755 als vierundzwanzigjähriger Glockengießer aus Salzwedel ins Magdeburger Bürgerrecht aufgenommen worden und hatte sich 1766 in zweiter Ehe mit Maria Dorothea Göttlingen verheiratet[122]. In seiner kinderreichen Familie war ein Töchterchen, die am 25. Oktober 1771, also ein halbes Jahr nach Zschokke, geborene[123] Maria Catharina Friederica ein besonderer Anziehungspunkt für Heinrich. Rikchen war — so berichtet die Selbstschau[124] — „ein kleines, fröhliches Mädchen der Nachbarschaft, ... ein sehr schönes Kind." Im Sommer sei sie Heinrichs Gespielin gewesen, im Winter, wo sie ihm unsichtbar geblieben, habe seine Phantasie ihr Bild aufs Herrlichste ausgemalt, bis sie ihm beim Frühlingsanbruch wieder als „kleines, artiges Mädchen in seiner ganzen Gewöhnlichkeit" erschienen sei. Viel Näheres ist über diese Jugendliebe Zschokkes nicht beizubringen. Trotz seiner später so gelassenen Darstellung, die von einem Mädchen „in seiner ganzen Gewöhnlichkeit" sprechen konnte, muß Friederike einen tiefen Eindruck auf ihn geübt haben; in den Briefen, die er aus Frankfurt an seine Magdeburger Freunde sandte, wurde er nicht müde, sich „Rikchens Liebe" zu empfehlen; er gedachte sie dereinst heimzuführen, und im Sommer 1792, als er sich längere Zeit wieder in Magdeburg aufhielt, hat er nahe vor der Heirat mit ihr gestanden. Ihr Bild hat ihm zweifellos bei der Zeichnung

Augustinens in der Erzählung „Die weiblichen Stufenjahre" (1813) vorgeschwebt[125].

Die Jugend- und Entwicklungsjahre sind für den frischen empfindsamen Geist des Heranwachsenden ein buntes Gemisch schmerzlichster und frohester Eindrücke, von denen die Menschen meist die schmerzlichen lebensklug zu vergessen wissen. Heinrich Zschokke hat sie nicht vergessen können; sie mögen ihm in seinem vereinsamten Jugendleben auch besonders fühlbar geworden sein. In seinen „Salomonischen Nächten" schrieb er als Vierundzwanzigjähriger: „Dem Leser sei es überlassen, sich die einzelnen, individuellen Umstände aus seiner Jugendgeschichte ins Andenken zu bringen; er wird gewiß mit dem scharfsinnigen Robinet sagen: es sei, genau gewogen, eben so vieles Ungemach, als Leid in der Kindheitswelt, welche nur unter dem Pinsel der Dichter zum „Rosentraume" wird! — Und mancher andre, welchem Krankheiten, Armut, Stiefväterlichkeiten oder andre Unglücksfälle vorzüglich die Kindheit traurig machten, wird in das melancholische Bonmot eines meiner Freunde einstimmen: ‚Die schönsten Jahre des Lebens sind die, deren wir uns nicht mehr erinnern'[126]". „Auch ich hab mein Päckchen Elend getragen, — gestand er ein Jahr früher Frau von Klencke[127], — wie wohl mein Lebenslauf an Jahren nicht der längste ist; die frühe Todesstunde meines Vaters war die Geburtsstunde meiner Leiden. Ich war ein Kind, und schon als Kind verlassen. Ich schwebte auf dem Lebensmeer mit einem gebrechlichen Nachen. Die Wogen schleuderten mich bald an die stillen Ufer der Tugend, bald an die Klippen und Brandungen des Lasters. Instinkt und Verzweiflung waren zuletzt mein Kompaß; später erst trat die unter dem Ungewitter des Schicksals erwachende Vernunft ans Ruder."

Man könnte wohl daran denken, der Religionsunterricht wäre vielleicht imstande gewesen dem Vereinsamten eine Stütze zu geben. Zschokke erhielt ihn — nach der „Selbstschau"[128] — von ungefähr der Zeit an, wo er an das Stadtgymnasium übertrat vom Pastor der Katharinenkirche. Dieser[129], Georg Andreas Weise, war, 1737 zu Astrachan geboren, in seinem fünften Jahre mit seinem Vater nach Halle gekommen, hatte dort studiert und wurde später seinem Vater, der Oberinspektor sämtlicher deutschen Schulen des Waisenhauses war, beigegeben; dann war er Prediger an der Kirche in der Vorstadt Glauche, bis man ihm im Jahre 1783 einstimmig die zweite Predigerstelle an St. Katharinen in Magdeburg über-

trug. Ob und welchen Einfluß er auf seinen Schüler gewann, ist nicht mit Bestimmtheit festzulegen. Die Stellen, wo Zschokke von der Entwicklung seiner religiösen Vorstellungen spricht[130], tragen so deutlich den Stempel einer nachträglichen Konstruktion, daß sie für sein Lebensbild nicht verwertet werden können; doch ist das eine gewiß, daß er mit seinem leicht entzündbaren, schwärmerischen Naturell schon in seiner Jugend zur Spekulation über religiöse Fragen neigte.

Geistige Über- und Frühreife, ein leicht ins Krankhafte gesteigertes Phantasieleben, dem als wohltuendes Gegengewicht die beruhigende Ordnung einer Häuslichkeit fehlte, kennzeichnen die Gymnasiastenzeit Zschokkes. In den „Salomonischen Nächten“[131] berichtet er von einem eigentümlichen Gemütszustand, der ihn in seinem vierzehnten Jahre beherrscht habe. Er soll damals eine Art Doppelleben geführt haben, indem seine Phantasie alle Eindrücke, die seine Sinne von außen empfingen, auf eine seltsame Weise ins Traumhafte umbildete; die Macht seiner Phantasiewelt hätte sich so sehr gesteigert, daß er anfing, nur ihr zu glauben und die Erscheinungen der Wirklichkeit nur als Schattenbilder, „aus Gott geborene Darstellungen“, zu betrachten. „Wenn man zu diesem noch weiß, daß ich in der damaligen Periode meines Lebens durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände beständig unter dem Druck lebte, ohne Vater und Mutter war, überall zurückgestoßen, überall verachtet oder gleichgültig angesehen wurde, so, daß ich mich an keinen freundlich anschmiegen, für keinen eine zärtlichere Neigung fühlen konnte, alle Freuden nur in mir selbst aufsuchen mußte: so wird sich niemand wundern, daß ich mich in diesem Gemütszustande nicht unglücklich fand, daß es mir keine Qual war, mich in der Welt so allein von gleichgeschaffenen Wesen isoliert und nur immer auf Gott und mich zu sehn“[132].

Heinrich scheint sich mit der Zeit immer mehr von seinen Verwandten losgelöst zu haben, mit denen er nicht auskommen konnte. Vielleicht um sich von ihnen auch äußerlich zu unterscheiden, fing er an, seinen Namen anders als sie zu schreiben. Sein Vater hatte in Magdeburg die Namensform Schocke angenommen; Heinrich griff „nach einem alten Manuskript“[133] auf die Oschatzer Schreibung zurück und schrieb sich nun Zschokke; daß er dabei das „ck“ in „kk“ auflöste, entsprach seiner damaligen Orthographie[134]. Als bei einem Examen im Altstädtischen Gymnasium der Ephorus der Schule, Bürgermeister Blankenbach, erzählt Behrendsen[135], dieser Namens-

änderung gewahr wurde, sagte er zu Heinrich: „Warum verändert Er seinen Namen? Sein Vater war ein ehrlicher Mann, der nannte sich Schocke; wenn die Erbschaft aus Lissabon ankommt, soll Er nichts davon abhaben."

Die Erbschaft aus Lissabon ist nicht angekommen; sie hätte den Gymnasiasten aus schwerer Verlegenheit befreit. Er mußte sich mit 60 Talern im Jahre durchzubringen suchen; acht Groschen wöchentlich blieben ihm als Taschengeld, woraus er Licht, Papier, Abendessen, Frühstück[136] u. s. w. bestreiten sollte. „Kein Wunder also — meint Behrendsen[137], — wenn er, wie er mir den 12. Juni schrieb, oft hungrig zu Bett und zur Schule mußte." Not breche Eisen, und Zschokke habe, um seine Geldverhältnisse zu verbessern, einen kleinen Bücherhandel in Kommission betrieben. „Ich selbst kaufte Rabeners Satyren und Just von Effens natürlicher Philosoph, wohl conditioniert in ganzem Franzband von ihm." Bei solchen Geschäften, glaubt Behrendsen, sei Zschokke in kleine Schulden geraten, die er nicht befriedigen konnte.

So wäre also noch dieses Letzte dazugekommen, um seine Lage in Magdeburg völlig unerträglich zu gestalten. Da ist es denn nicht zum Verwundern, wenn er einmal — wie die „Selbstschau" weiß[138] — in seinem siebzehnten Jahre ein kränkendes Vorkommnis in der Schule zum Anlaß nahm, von seinem Vormund den Übertritt an die Universität zu erbitten und, als dieser ihm noch eine Wartefrist von zwei Jahren in Aussicht stellte, es vorzog, seinen Weg durchs Leben auf eigene Faust zu suchen.

Auf das Einverständnis seiner Verwandten konnte er nicht zählen; so mietete er im Januar 1788 ein Pferd und verließ heimlich seine Vaterstadt. Er habe nicht mehr „Lügner, kleiner Betrüger, Speichellecker und ‚Stein des Anstoßes'" sein wollen, schrieb er zurück[139], ob er gleich „einen üblen Nachruf zu hoffen" hätte. Der üble Nachruf blieb ihm freilich fürs erste nicht erspart; er hatte Schulden in Magdeburg zurückgelassen, dazu später das nur gemietete Pferd verkauft und aus dem Erlös seine Ausstattung bestritten: das muß so viele böse Zungen in Bewegung gesetzt haben, daß sein Freund es ratsam fand, da man die Ereignisse in ihrem Zusammenhange nicht kannte, „die Lücke in seiner Biographie, die zu sehr nachteilig für ihn ausgelegt ward, zu seiner Ehre niederzuschreiben"[140]. Man könne Zschokke wohl die eigenmächtige Weise, mit der er sich aus seiner Geldverlegenheit befreit habe, vorwerfen, meint er, doch sei sein Vorgehen

insofern zu rechtfertigen, als er ja in Magdeburg sein Vermögen zurückgelassen habe, woraus seine Schulden beglichen und das Mietroß ersetzt werden konnten; die Not habe ihn zur Flucht getrieben, und alles sei richtig bezahlt worden[141].

Behrendsen charakterisiert den jungen Zschokke als „ein freundliches, lebendiges Wesen"; „ein Drang sich auszuzeichnen" wäre sehr bemerkbar bei ihm hervorgetreten[142]. Nun er auf sich selber gestellt war, mußten sich seine Eigenschaften bewähren.

II.

Wanderungen.

Die Fahrt ging zunächst nach Schwerin; eine innere Aufregung erfüllte den phantastischen Ausreißer; er hat später Lemme erzählt, welch merkwürdiges Erlebnis ihm zu Schnackenburg an der Elbe widerfahren sei: mit offenen Augen und Ohren habe er geträumt, habe von vier oder fünf heiseren Stimmen seinen Namen rufen hören, „und sah endlich auch die garstigen Kerls"[1].

Schwerin habe er als Reiseziel erkoren, berichtet Zschokke in der „Selbstschau"[2], weil er dort allein in weiter Welt außerhalb Magdeburgs einen Bekannten gewußt habe, einen ehemaligen Mitschüler, den Hofschauspieler Wachsmann. An Behrendsen schrieb er[3], daß „von Schwerin her Vorspiegelungen eines besseren Lebens" ihn mit zur Flucht bewogen hätten. So muß man diesem Wachsmann wohl einen Einfluß auf die Gestaltung von Zschokkes Fluchtplan einräumen; sonst ist wenig über ihn zu erfahren. „Hr. und Mad. Wachsmann" sind in den Jahren 1788 bis 1790 am Schweriner Theater bezeugt; er hatte zweite Opern-, und im Schauspiel Nebenrollen, die Kritik wußte ihn wenig zu rühmen; sie, eine geborene Schmidt, sang „mit vielem Beifall"; 1791 werden beide in Schwerin als „abgegangen" gemeldet[4].

An diesen Wachsmann habe sich Zschokke in der Hauptstadt Mecklenburgs zuerst gewandt und von ihm die Vermittlung zu einer Anstellung am Theater erhofft, habe aber erfahren müssen, daß er für jede solche Anstellung zu jung sei[5]; ein ihm Unbekannter, namens Fahrenheim, den er bei Wachsmann getroffen und dessen Teilnahme an seinem Schicksal er geweckt, hätte ihn zu sich genommen und einige Tage darauf zu dem Buchdrucker Bärensprung geführt, der einen Hauslehrer für seine zwei Söhne suchte[6]. Beim Hofbuchdrucker Wilhelm Bärensprung wurde er auch wirklich angestellt; für sein Fortkommen war damit gesorgt, und ruhig konnte er nach Magdeburg darüber berichten.

Dort hatte man natürlich und mit Recht kein Verständnis für das Ausreißen des jungen Verwandten und seinen Trieb zur Selbständigkeit. Der Bruder Johann Andreas reiste Hein-

rich nach in der Absicht, ihn mit allen Mitteln wieder nach Hause zu bringen. Doch scheint er bei ihm auf einen harten Kopf gestoßen zu sein, die „süßesten Lockungen“ verfingen nicht, sodaß er mit einer List seinen Bruder fortzuführen suchte. Die List mißlang: „unvorsichtig genug“ und zu früh ließ Andreas, der mit Heinrich außerhalb Schwerins gezogen war, merken, was er im Schilde führe, und Heinrich, als er noch „einen Louis d'or mehr“ als sein Bruder in der Tasche hatte, machte kehrt und reiste nach Schwerin „an den Busen seiner bessern Freunde zurück“[7]. Andreas fuhr unverrichteter Dinge wieder nach Magdeburg; Heinrich dagegen ließ sich von dem von der Buchhandlung erhaltenen Gelde neu kleiden und machte sich in Schwerin heimisch. Man fand dort offenbar Gefallen an dem jungen Weltfahrer, er wurde „in den ersten Gesellschaften vorgestellt“[8].

Bei Bärensprung habe er freiwillig das Amt eines Korrektors in der Druckerei übernommen und den Plan für die Herausgabe einer Zeitschrift, der „Monatsschrift von und für Mecklenburg“ entworfen[9]. Diese Zeitschrift ist am 31. Juli 1788 zum ersten Male erschienen und hat sich bis zum Jahre 1801 gehalten[10]. Sie war eines der allenthalben gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts aufgeschossenen Zeitungsunternehmen, die im Dienste der Aufklärung ungemein nüchtern und meist durch Aufsätze statistischen Inhalts ihre Leserschaft an Kenntnissen zu bereichern suchten. Die „Monatsschrift“ schränkte ihr Programm insofern ein, als alles, was sie zu bringen beabsichtigte, auf Mecklenburg Bezug haben sollte; mit Wahrheitsliebe und Patriotismus wollte sie über des Landes Geschichte, Topographie und Recht berichten, gute und schlechte Taten zur Rede bringen, herrschende Mißbräuche und Vorurteile bloßstellen, das Gebiet der Statistik, Finanzwissenschaft und Landwirtschaft mit Aufsätzen bedenken, Gewerb und Künste fördern und dem Erziehungswesen ihre besondere Aufmerksamkeit widmen; dann sollten gelehrte philosophische, moralische, juristische, medizinische Aufsätze, patriotische Dichtungen, biographische Notizen über berühmte und große Männer und Anzeigen und Rezensionen vaterländischer Schriften erscheinen; endlich war beabsichtigt, in der neuen Zeitschrift Anklagen fremder Journale, die Mecklenburger Zustände betrafen, zurückzuweisen und, was anderwärts über einheimische Männer gedruckt stand, wiederzugeben — „kurz, alles, was Mecklenburg und seine Bewohner interessieren kann, soll aufgenommen werden“[11].

Das Programm dieser Monatsschrift war so abenteuerlich vielseitig, daß man wohl einen jugendlichen Verfasser hinter ihm vermuten kann; die einzige Beschränkung, daß nämlich jeder Beitrag sich in irgend einer Weise auf Mecklenburg beziehen sollte, mag wohl auf Bärensprung zurückgehen, der damit als vorsichtiger Geschäftsmann dem Unternehmen den Boden gab, worauf es gedeihen konnte. Als erster Redaktor wurde Johann Christian Martin Wehnert gewonnen, der, 1757 in Halle geboren, Theologie studiert hatte und seit 1782 Rektor des Gymnasiums in Parchim war; er hatte in Verbindung mit andern Gelehrten schon den Plan der Herausgabe einer Zeitschrift gefaßt, als er von Bärensprungs Absicht hörte und sich mit ihm nun zu dem gemeinschaftlichen Unternehmen zusammentat; später überwarf er sich mit dem Verleger und „zog sich grollend zurück“[12]. Ob Zschokke sich als Mitarbeiter an der „Monatsschrift von und für Mecklenburg“ beteiligte, ist eine offene Frage. Möglicherweise ist er der Verfasser ihrer mit „— — z“ gezeichneten, unreifen Rezensionen und „Briefe über die Aufklärung“, welcher selbst einmal gegenüber Dr. Detharding in Rostock (der sich für seine angegriffenen Schulbücher zur Wehre gesetzt hatte) seine Jugend erwähnt[13].

Aus Landsberg a. W. schrieb Zschokke an Behrendsen, er sei „scherzweise in Schwerin κατ' ἐξοχήν ‚der Dichter‘ genannt“ worden. Von seinen poetischen Arbeiten aus dieser Zeit ist wohl die eine und andere in den in Frankfurt herausgegebenen ersten Band von „Schwärmerei und Traum“ übergegangen; für ihre Datierung bieten sich in den wenigsten Fällen Anhaltspunkte. Das Gedicht „An Magdeburg“, das die „Feldblumen“ mitteilen[14], scheint mit seinen abgewogenen Worten später überarbeitet worden zu sein:

„Prangend im Ring deiner Wälle und Türme,
Schwebst du vor mir, wie einer Ewigkeit Erbin;
Meiner Kindheit selige Heimat,
Liebend gedenk' ich noch deiner,
In der Fremde dir fern!

Dennoch, o Vaterstadt, schimmernde Perle
Deutscher Städte, selbst in der wütenden Kriege
Flammen unvernichtbar geblieben,
Dennoch entlockst du den Saiten
Einen klagenden Ton!“

Auf eine andere Seite von Zschokkes damaliger Schriftstellerei weist ein Brief, den er am 10. Juni 1788 von Schwerin

aus an einen ungenannten Verleger sandte[15]. Er bietet ihm darin ein Werkchen an, an dem er schon seit dem letzten Sommer gearbeitet habe und das den Liebhabern von Cranzens Charlatanerien, Galerien der Teufel u. s. w. besonders willkommen sein möchte: „Raritäten und Albertäten vom Einsiedler Karmela.“ „Es soll,“ sagt er, „mit den Charlatanerien in allem Ähnlichkeit haben — ausgenommen, daß es keine Religionsspöttereien enthalten soll, was nämlich wahre, richtige Religionsnarrheit ist; zweitens, daß darin keine Männer von Verdiensten herumgenommen werden sollen, außer denen, welche, möchte ich sagen, notorisch berüchtigt sind.“ Das Ganze sollte vier Bändchen zu etwa achtzehn Druckbogen umfassen und den Stoff — wie die „Charlatanerien“ — alphabetisch nach Stichwörtern einteilen, „damit der liebe Leser desto besser die ihm beliebigen Rubriken auffinden möge“. Zschokke begehrte die Korrektur selbst vorzunehmen und verlangte vom Verleger tiefe Verschwiegenheit über den Verfassernamen; als Honoror forderte er vier Reichstaler für den Bogen und wünschte sechs Exemplare des Buches auf Druck-, und sechs auf Postpapier gratis. Wollte und könnte der Verleger, schreibt er, „gar noch ein Kupfer zum Werke spendieren“, so würde ihn das doppelt verbinden, und er anerbietet sich „zu demselben die Invention und Zeichnung“ zu liefern, „welche das satirische Gepräge des Werks zeigen müßte“; der Brief schließt: „Ihrer gütigen Antwort, und sollt' es möglich sein, Ihres dabei eingeschlossenen Verlagskataloges verharrend, lebe ich und sterb ich Ew. Hochedelgeboren ergebenster J. H. Zschokke, Homme de Lettres, wohnhaft beim Hofbuchdrucker Hr. Bärensprung.“

Zschokke hat sein Erstlingswerk wohl keinem unbedeutenden Verlage angeboten, sonst hätte sich dieser Brief uns nicht erhalten, und der junge „Homme de lettres“ wäre nicht so sehr auf den Verlagskatalog erpicht gewesen. Die „Raritäten und Albertäten vom Einsiedler Karmela“ aber scheinen in der Verlegerwelt keinen Liebhaber gefunden zu haben; man sucht das Buch umsonst in Bibliotheken und Verzeichnissen. Schon in seiner Anordnung des Stoffes mag es zu sehr als Plagiat der Cranzschen Charlatanerien erschienen sein, und auch inhaltlich mögen die Bemerkungen des Einsiedlers Karmela ein zu wenig originelles Gepräge gehabt haben — sein Name forderte ja einen Vergleich mit „Pater Gassnern dem Jüngern“ heraus —, als daß es irgend einen Erfolg versprochen hätte. Zschokke war aber offenbar der Plan zu

einem solchen satirischen Buche ans Herz gewachsen, hatte er sich doch ein Jahr lang damit beschäftigt; — er hielt ihn fest und bewahrte seine Notizen auf; ein Teil davon, muß man annehmen, ist in seine erste Veröffentlichung, die er von Frankfurt aus in die Welt gehen ließ, den „Schriftstellerteufel“, übergegangen[17].

Als Fünfzehnjähriger hatte Zschokke schon ein Schauspiel gedichtet und sich, als es nicht zur Aufführung kam, an dem Beispiele Shakespeares getröstet; nun er frei über sich verfügen konnte, war es natürlich, daß er sich vom Theater besonders angezogen fühlte.

Nach dem Tode Herzog Friedrichs (24. April 1785) und dem Regierungsantritt von Friedrich Franz I. (geboren 10. Dezember 1756) hatte die Bühne in Mecklenburg einen neuen Aufschwung genommen. Als der Schauspieldirektor Lorenz, der „mit seinen Leuten in ewigem Krieg“ war, seine Truppe zu Beginn des Jahres 1788 nicht mehr halten konnte, kaufte ihm der Kammerherr Graf von Bassewitz das kleine Theater auf dem Schweriner Rathause ab und entschloß sich „aus Patriotismus und Liebe zur Kunst“, in Verbindung mit Justizrat Wachenhusen die Direktion für ein Jahr zu übernehmen. Man verbesserte Theater und Amphitheater, schaffte neue Garderobe an und konnte am 11. Februar die Bühne eröffnen. Es wurden „ansehnliche Sachen gegeben, als: Emilia Galotti, Romeo und Julia, Clavigo, König Lear, Graf Essex, Julius von Tarent von Leisewitz, Die Jäger von Iffland und andere“[18].

Für Zschokkes Anteilnahme am Schweriner Theaterleben zeugt sein „Brief aus dem Mecklenburgischen“, den er, 6. Juli 1788 datiert, dem Gothaischen Theaterkalender einschickte[19]. Er wendet sich darin erst gegen die Orthodoxen, die gegen die Schaubühne eifern, und nimmt sie als moralische Anstalt in Schutz: das Theater, man „darf es nur geradezu behaupten, es bessert das menschliche Herz! — Es scheucht mit Donnerstimme, mit Dolch und Gift, mit Fluch und verzweifelnder Wut von der schwarzen Lastertat zurück, malt die Tugend in süßer, liebenswürdiger Grazie vor, wie sie immer das Herz des unbefangenen Gemütvollen am mehrsten bezauberte, und zeigt uns unsre Fehler und Schwächen in der lächerlichsten Gestalt:

Wie oft hat nicht der Knauser im Parterre
Den Knauser auf der Bühne laut belacht“[20].

„Die wandelbaren Bühnen peregrinierender Scharlatane“, meint er, entbehrten freilich dieser Wirkung, die Fürsten sollten

das Schauspielwesen an die Hand nehmen und stehende Truppen besolden, „so gut als die Prediger auf den Kanzeln, weil beide Tugend predigen und heutzutage jene es öfters sogar mit glücklicherm Erfolge tun". Dann kommt der siebzehnjährige Kritiker auf die Schweriner Verhältnisse zu sprechen. Die Truppe sei noch jung, man dürfe nicht die höchsten Anforderungen an sie stellen. „Bis itzt hat die Gesellschaft immer nur Lustspiele, seltener Trauerspiele gegeben. Hamlet, ob er gleich ziemlich schlecht besetzt war, wurde zweimal hintereinander aufgeführt, eine Ehre, die wie ich glaube, hier noch keinem Stücke, keiner Tragödie wenigstens, widerfahren ist. Man darf aber keineswegs sich einbilden, daß das Gefühl von und für die Schönheiten dieses herrlichen Werkes dem britischen Originaldichter die Ehre erwarb, sondern — Neugierde; denn schier mögt ich verfechten, daß man den Namen Hamlet eben sowohl in Kamtschatkas Eisgefilden, als an den Ufern des Orinoco, als in Berlin kennt[21]." Resigniert bemerkte im Jahre 1854 ein Mecklenburger Historiker zu der Stelle: „Er sah ganz richtig; im Grunde ist das Verhältnis hierin noch heute um nichts geändert"[22].

Auch im Theaterkalender auf 1790 und 1791 hat Zschokke, der inzwischen in noch nähere Beziehung zur Bühne getreten war, je einen Beitrag stehen gehabt. 1790 war es eine „Schutzrede für wandernde Truppen"[23]; er führte darin die im vorigen Jahre geäußerten Gedanken über den moralischen Nutzen des Theaters weitläufig aus und verlangte eine sorgfältige Ausbildung der Direktoren und Regisseure, wie er auch dartat, daß all die kleinen Bühnen eines Landes besser bestehen könnten, wenn sie sich zu einer Organisation vereinigten; schließlich fehlte in dieser „Apologie für wandernde Truppen", wie Zschokke sie selber nannte[24], auch der Hinweis darauf nicht, daß durch das Schauspielwesen jährlich eine beträchtliche Summe Geldes in einer Provinz in Umlauf komme. „Und wem, o meine Leser! sollte nun wohl nicht der heiße Wunsch aufsteigen, wem anders Vaterlandsliebe im Busen glüht, daß das Schauspiel allgemeiner und mehr zur Sache des Staates, als der Privatpersonen gemacht würde! wer sollte nicht wünschen, daß irgend ein deutscher Fürst oder Minister meine Ihnen oben angeführten Gründe beherzigen, und unsre gemeinschaftlichen Wünsche erfüllen mögte! — —[25]" 1791 waren es „Aphorismen: über relative Schönheit; Moral für Schauspieler, Akademie des Schauspiels"[26]. Den Einfluß des Skeptikers Berends auf den Frank-

furter Studenten läßt ein Aphorismus vermuten: „So gut die meisten unsrer Wahrheiten relative Wahrheiten sind: so sind auch die meisten Schönheiten nur relative Schönheiten." Zschokke ruft nach einer gedruckten „Moral für Schauspieler" und, was bedeutungsvoller ist, nach einer „Akademie des Schauspiels": „Es würde in der Geschichte der Wissenschaften und Künste eine merkwürdige Epoche werden, wenn man anfinge das Schauspiel als eine Wissenschaft zu betrachten und zu behandeln".

Am Schweriner Theater machte Zschokke die Bekanntschaft eines Schauspielers Wilhelm Burgheim. Dieser war im November 1787 aus Ratzeburg, wo er die Truppe der Directrice Madame Köppi verlassen hatte, nach der Hauptstadt Mecklenburgs gekommen und hatte die Rollen von Offizieren und alten Geizigen übernommen; die Kritik fand ihn „etwas über das Mittelmäßige", er habe „eine zu schnarrende Sprache". Seine Gattin trat in Hülfsrollen auf, ihr Spiel stand „unter aller Kritik"[27]. Zschokke erzählt[28], Burgheim habe ihm anvertraut, er sei eigentlich ein Graf oder Baron von Schlabrendorf, der durch Entführung einer unadeligen Geliebten aus dem Kloster sich den Haß seiner Familie zugezogen und deshalb seine Zuflucht zum Theater genommen habe. Als einen „ehemaligen Lieutenant" bezeichnet ihn Behrendsen[29], und an Lemme schrieb Zschokke später[30], sein Freund habe ein ansehnliches Vermögen geerbt und dessen Kinder hätten die beiden Lehngüter Hogen und Quakenbrügge erhalten, aus welchen er eine standesgemäße Alimentation empfange. An Burgheim darf man wohl als Vorbild zu Borghemo, dem unstäten, wilden Gesellen in den „Schwarzen Brüdern", denken.

Zschokke stand mit dem Schauspieler in sehr engem Verkehr, täglich war er in seinem Hause, und sie arbeiteten gemeinsam; Burgheim warb neue Mitglieder für eine Theatergesellschaft nach Prenzlau in der Uckermark, und als er Zschokke vorschlug, als Dichter und Korrespondent der Truppe — nicht etwa als Schauspieler, denn dazu war er „die Person nicht" — mitzugehen, willigte der lebensfrohe „Homme de lettres" ein. Er stellte sich besser als zuvor: vier Reichstaler betrug nun seine wöchentliche Gage, dazu hatte er freie Wohnung und Mittagessen an Burgheims Tisch[31].

Als das Schweriner Theater Ende 1788 unter dem neuen Direktor Fischer frisch organisiert wurde, trat eine beträchtliche Zahl von Mitgliedern der Gesellschaft aus, darunter Herr und Madame Burgheim. Man geht wohl nicht fehl,

wenn man annimmt, daß ein Teil von ihnen mit Zschokke dem Rufe Burgheims nach Prenzlau gefolgt sei[32]. Eine muntere Karawanenfahrt — drei Wagen, einer für die Männer, einer für die Frauen, ein dritter für das Gepäck —, zogen diese Theaterleutchen, nach der „Selbstschau" im November 1788[33], ihrem Bestimmungsorte zu.

Bietet die Darstellung der Geschichte der stehenden Theater schon ihre großen Schwierigkeiten, da nur in selteneren, glücklicheren Fällen aus früherer Zeit reichlicheres Tatsachenmaterial überliefert ist, so wird sie bei wandernden Truppen, die stets ihren Wohnsitz wechselten und meist ein kurzes Leben hatten, fast zur Unmöglichkeit. Die Gesellschaft, der sich Zschokke angeschlossen hatte, zählte zudem unter die kleinsten und unbedeutendsten ihrer Art und löste sich nach wenigen Monaten ihres Bestehens schon wieder auf: kein Wunder, wenn kaum etwas über sie zu erfahren ist.

Wohl möchte sich gegen Ende des Jahrhunderts von den größern, solidern (weil stehenden) Unternehmungen aus ein günstiger Einfluß da und dort auch auf die kleinen nomadisierenden Truppen geltend gemacht haben, sodaß 1789 eine „Übersicht des heutigen Zustandes des teutschen Schaubühnen-Wesens" feststellen konnte: „Die Anzahl der Prinzipale, welche über gute Ordnung, Ökonomie und Sitten ihrer Truppen mehr als andere wachen, ... hat zugenommen, so wie die Sittlichkeit der Schauspieler. Eine Folge davon ist, daß auch in kleinen Städten der Stand der Schauspieler in größere Achtung kommt"[34], im großen und ganzen war es doch mit dieser Achtung nicht weit her. Ein Zeitgenosse, der in Landsberg a. W. als neunzehnjähriger Lateinschüler im Jahre 1787 an einer Theateraufführung mitgewirkt hatte, entging mit knapper Not der Relegation, „denn, fügt er seiner Erzählung bei, dergleichen Aufführungen von Schülern gehörten damals noch zu den Todsünden, so wie überhaupt das Völkchen der Schauspieler in den Provinzialstädten eben nicht in hohen Ehren stand"[35]. Was solche Provinztheater dem Volke an Kunst darboten, war vielfach von bedenklichem Wert, die Ausstattung so ärmlich als möglich; die Schmiere hatte ihre große Zeit. Eine satirische Beschreibung der Theaterzustände am Ende des achtzehnten Jahrhunderts läßt z. B. den Direktor einer wandernden Truppe den schwarzen Rock des Stadtschreibers für den Darsteller des Erzbischofs im „Julius von

Tarent" entleihen, einen Tressenhut für Hamlet und die Halskrause eines Jungen für den Hanswurst[36]; auf dem Komödienzettel findet man den ermunternden Vermerk: „Standespersonen zahlen nach Belieben"[37]; viel besser stand es bei Zschokkes Truppe nicht.

Prenzlau, wohin Burgheim mit seiner Schar zog, war damals „eine lebensvolle Stadt"; man „merkte gar bald an dem Verkehr und an der Lebendigkeit ihrer Bewohner, daß hier Armut eben nicht zu Hause gehöre"[38]. Zschokke bezeichnet seinen Freund als „Schauspieldirektor"[39] und spricht von dessen Truppe; wahrscheinlich war Burgheim nur erster Liebhaber der Gesellschaft und hatte als solcher eine bevorzugte Stellung[40]; die Truppe selber ging unter dem Namen der „Huberschen Gesellschaft"[41]. Von ihrem Spielplan ist nur bekannt, daß einmal Hamlet gegeben wurde. Diese Aufführung muß ganz „elend ausgefallen" sein und hat einen entrüsteten Kunstliebhaber bewogen, seinem Unmut darüber in einer Flugschrift Luft zu machen, „worin denn das unkluge Unternehmen einer solchen herumziehenden kleinen Truppe, dergleichen Stücke, als Hamlet, aufzuführen, wie billig gerügt, und die ... Vorstellung gezüchtigt wird"[42]. In dem „Schreiben an einen Freund in der Provinz über die Vorstellung des Trauerspiels Hamlet auf dem Theater zu Prenzlau" hieß es: „Nur das unerforschliche Schicksal konnte Hrn. W — m — n zu der Rolle eines Königs verdammen, so wenig hat ihn die Natur durch Figur, Sprache und Anstand dazu berufen. Schlagen Sie Ihren Don Quichotte auf, und betrachten Sie in einem der Kupferstiche die Figur des Sancho Pansa in spanischer Tracht, um sich einen Begriff von der Gestalt dieses Königes zu machen. Auch kam man seinem untersetzten Körper durch keine vorteilhafte, Würde bezeichnende Kleidung zu Hülfe. Der Kopf trug statt des Diadems einen mit einer silbernen Tresse eingefaßten niedergeschlagenen Bedientenhut mit Federn versehen, woran die Vorderkrempe aufgeschlagen und mit einem Dinge, das einer Krone ähneln sollte, gestickt war. Das übrige seiner Kleidung entsprach diesem Aufsatz vollkommen, und war so buntscheckig und unedel, daß einer der Zuschauer mir ins Gesicht flüsterte: Hamlet hat Recht, ein wahrer zusammengeflickter Lumpenkönig!" Über Burgheim und die andern bei dieser Aufführung Mitwirkenden berichtete der Korrespondent der „Theater-Zeitung für Deutschland"[43]: „Hr. B — g — m, der der beste Schauspieler unter dieser Truppe sein und einige Stücke durch sein Spiel gehoben

haben soll, hat denn doch den Hamlet elend gespielt, und so die übrigen Personen, Laertes und die Ophelia ausgenommen, ihre Rollen noch viel elender.“ Besseren Leuten, meldet eine spätere Korrespondenz[44], sehe man mit Sehnsucht entgegen. „Auch auf unser Theaterchen stürmen häufige Kabalen los, die vollends das wenige Gute noch verderben. Der böse Dämon Kabalengeist genannt! Übrigens werden hier die Schauspiele sowohl als auch die Konzerte, von dem benachbarten Adel sehr besucht.“

Über Zschokkes Tätigkeit in Prenzlau geben nur seine „Selbstschau“ und die „Lebensgeschichtlichen Umrisse“ Auskunft[45]: er habe sich bald mit Widerwillen von der leichten Gesellschaft der Schauspieler abgewandt, deren Charakterlosigkeit und Intrigensucht ihm mißfielen; nur mit Burgheim habe er noch verkehrt. „Ich trieb unverdrossen für ihn meine dramatische Schneiderkunst, stutzte heroischen Tragödien die Schleppe des Talars kürzer, gab altväterischen Dramen modigern Schnitt, setzte in abgebrauchte Stücke neue Flicken, wie es eben das Bedürfnis des Theaterpersonals forderte, schrieb selber ein paar Saus- und Grausstücke, reimte Prologen und Epilogen und briefwechselte mit wohllöblichen Magistraten kleiner Städte, ihnen zur Geschmacksveredlung ihrer Bürgerschaft unsre musterhaften Darstellungen zu empfehlen.“ Daneben habe er eifrig Bibliotheken durchstöbert und wertvolle Bekanntschaften gemacht, vor allem die eines jungen preußischen Offiziers der dortigen Besatzung, namens Boguslavsky, der ein bescheidener, wissenschaftlich gebildeter Mann war, mit dem Zschokke im Wettkampf an einer metrischen Übersetzung des Horaz arbeitete.

Dieser junge Offizier war offenbar der 1759 zu Muschlitz in Schlesien geborene Karl Andreas von Boguslawsky; er war 1776 in das Infanterieregiment von Wunsch in Prenzlau als Fahnenjunker eingetreten, nach dem bairischen Erbfolgekrieg Offizier und 1786 Inspektionsadjutant des Generals von Wunsch geworden und nach dessen Tode (18. Oktober 1788[46]) Adjutant des Erbprinzen von Hohenlohe zu Breslau. Eine bedeutende Laufbahn stand vor ihm: 1806 wurde er Oberst, 1810 General und 1814/5 war er interimistisch Kommandant von Berlin; er starb 1817[47]. Boguslawsky hat sich auch literarisch mit einigen Veröffentlichungen hervorgetan; zuerst 1795 mit einer metrischen Übersetzung von Vergils Landbau, wozu ihm Ramler einen Beitrag geschenkt hatte[48]; hauptsächlich ist aber sein Name durch seine „Briefe über die

Champagne und Lothringen an einen Landwirth in Schlesien" (1809) bekannt geworden, die, während seiner Kriegsgefangenschaft in Frankreich geschrieben, die beiden Provinzen einer kühlen land- und staatswirtschaftlichen Betrachtung unterziehen. Fouqué, der einst im Felde mit Boguslawsky zusammentraf, hat ihm das schönste Andenken bewahrt. Bei seinem Anblick, schreibt er, sei ihm „immer irgend eine frische, zuversichtliche Lebenshoffnung" aufgestiegen, das sei „eine edelfröhliche Kriegernatur, voll rüstig heitern Schaffens, leutseliger Huld und begeisterten Vertrauens auf Gott" gewesen[49]. Boguslawsky muß von nicht geringem Einfluß auf Zschokke gewesen sein; der Umgang mit diesem feingebildeten Menschen hat den jungen Theaterdichter wohl im Vorsatz bestärkt, sich in eine höhere gesellschaftliche Sphäre aufzuschwingen.

Von den oben erwähnten Theaterschriften ist nichts in unveränderter Gestalt auf uns herübergekommen, kein Pro-, kein Epilog. Daß Zschokke in den kurzen Monaten neben andern Geschäften gleich „ein paar"[50] Saus- und Brausstücke geschrieben habe, ist wenig glaubhaft. Eher wäre anzunehmen, daß er mit mehreren Plänen zu Theaterstücken umgegangen und mit einem davon in der Niederschrift ziemlich weit gekommen wäre. Wie weit das Trauerspiel „Monaldeschi", das in Landsberg a. W. aufgeführt wurde, in seiner Entstehung zurückreicht, ist nicht nachzuweisen; vielleicht fallen seine Anfänge schon in die Zeit von Zschokkes Schweriner Aufenthalt oder gar noch in seine Gymnasiastenjahre.

Im Frühling 1789 zog er mit Burgheim und der Theatergesellschaft, oder wenigstens einem Teil davon, nach Landsberg an der Warte.

„Das Gewimmel in den Straßen, das Militär (Kavallerie), das große Leben an der Warte auf den Schiffen, die nette reinliche Stadt, — alles dies machte mich vor Freuden ganz trunken", schildert ein Zeitgenosse, der jung nach Landsberg gekommen war; „schon von meinem Zimmer aus hatte ich die ganze Aussicht nach der Warte, die kaum fünfzig Schritt hinter der Schule vorbeifloß. Ein Wald von Masten, die Schifffahrt äußerst lebhaft, die Abendfeuer auf den Schiffen und auf den Kähnen der Fischer des Orts auf der Warte, das frohe wilde Schiffervolk und das jeden Abend von den Trompetern Schlag acht Uhr dem Obristen des Regiments — der nahe

an der Warte in dem großen Hause des Herrn Masch...
wohnte — gebrachte Ständchen, — dies alles stimmte mein Gemüt zur Heiterkeit und zum Frohsinn, und jeder Tag war mir ein wahrer Festtag"[51]. Zschokke erging es ähnlich: „meine Tage sind eine aneinanderhängende Kette süßer Träume", schrieb er an seinen Freund[52] im ersten Brief (12. Juni 1789), worin er nach dem Abschied von Johann Andreas wieder Nachrichten von sich nach Magdeburg gab.

Burgheim, der sich, vielleicht aus Gründen der Prenzlauer Theaterkabalen, mit einem Teil der Mitglieder von der Huberschen Gesellschaft losgelöst haben mochte, ließ gegen den Sommer hin in Landsberg seine Leute auseinander gehen, um seine geschwächte Gesundheit zu pflegen. In der ganzen Stadt seien sie, berichtete Zschokke[53], „allgemein gekannt und geliebt", er selber habe sich noch besondere Anerkennung durch die Aufführung eines Trauerspieles seiner Muse, „Graf Monaldeschi oder Weiberwut und Männerbund" erworben. Was, in der Tat, konnte er sich „also mehr noch wünschen?"!

Das erwähnte Drama hatte Zschokke für seine Theatertruppe niedergeschrieben. Die Aufführung gefiel ungemein, es wurden Abschriften vom Manuskript genommen und an andere Bühnen verkauft, sodaß zu befürchten war, das Trauerspiel könnte ohne Wissen des Autors und verstümmelt in Druck kommen. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß Zschokke selbst und unter vollem Namen sein erstes Bühnenstück herausgab[54]; es erschien 1790 in Cüstrin bei Oehmigke, „ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Zschokke"[55].

„Die Handlung ist zu Fontainebleau in Frankreich, Anno 1656". Graf Monaldeschi, der Günstling der Königin Christine von Schweden, wird in Paris von drei Banditen, die sein Nebenbuhler in der Hofgunst, der Gardehauptmann Markis de Sida, gedungen hat, nächtlings angegriffen; er erwehrt sich ihrer mit Hilfe seines zufällig herbeikommenden Freundes Anton von Walburg, „eines deutschen Ritters". Diesem erzählt er auf dringliches Bitten, daß er die Königin, welche ihm, ihre Ehre vergessend, ihre brennende Liebe gestanden habe, verabscheue und daß er am kommenden Tag sich mit seiner geliebten Therese, der Tochter des armen Malers Morlini, trauen lassen wolle (I. Aufzug, 1./4. Szene). Am Hofe verbindet sich indessen der Markis de Sida mit der Gräfin Kassandra de Karignan gegen den Günstling der Königin; die Liebe der Gräfin zu Monaldeschi, um deretwillen sie ihren Gatten ermordete, hat sich, da sie sich verschmäht sieht, in

Haß verwandelt. Sie gewinnen Hedwig von Sponheim, die Vertraute Christinens, für ihr Komplott (I, 7/8). — Kassandra geht zu der tränenreichen und unter bösen Ahnungen leidenden Therese Morlini unter dem Vorwand, Gemälde kaufen zu wollen; sie vergiftet das Mädchen mit einem halben Glas angeblicher Limonade, nachdem sie ihr und dem alten Maler Monaldeschis ehrliche Gesinnung verdächtigt hat (II, 1/6). Monaldeschi besucht gleich darauf die beiden, und kaum hat er die ihnen eben eingeflüsterten Befürchtungen über seine Absichten zerstreut, so erscheint de Sida und verhaftet ihn im Namen der Königin (II, 7/8). Hedwig hatte nämlich Christinen, die es schon empörte und beschämte, daß der Günstling ihr abtrünnig geworden, drei Briefe vorgelegt mit der Angabe, sie seien von Monaldeschi an Therese geschickt worden; sie enthielten entehrende Mitteilungen über die Königin und waren von Kassandra gefälscht (I, 6/7; III, 1). Christine läßt Monaldeschi vor sich kommen, er bestreitet, die Briefe geschrieben zu haben: „In Ewigkeit gebar solche satanische Floskeln meine Seele nicht!“ (III, 2). Trotz den Bitten des Paters Hyazinth und Walburgs wird der Graf wieder gefangen abgeführt. Walburg verspricht, ihm treu zu bleiben, und gibt ihm einen Panzer, den Monaldeschi zum Schutz gegen Meuchelmord unter das Kleid anlegt (III, 3/4). Bei Morlini versammeln sich am Sarge Theresens „verschworne deutsche Männer“, zu denen sich der alte, weitgewanderte Vater Monaldeschis gesellt; Walburg bringt sie dahin, daß sie sich entschließen, die Tote und ihren verfolgten Geliebten zu rächen; sie wollen gemeinsam mit Monaldeschi entfliehen (IV, 1/4). Kassandra war, als ihr de Sida vom Erfolge ihrer Taten berichtete, von großer Reue ergriffen worden. Von Gewissenspein geplagt, kann sie nicht schlafen und läßt sich von einem Diener vorlesen[56], findet aber keine Ruhe und schickt zum Arzt und Pater. Da erscheint ihr der Geist Theresens: „Mörderin! — Mörderin! entlarve deine Verbrechen!“ Kassandra verfällt in Wahnsinn, die Verschworenen kommen und schleppen sie fort, und in den Straßen gibt sie mit lauter Stimme ihr Geheimnis preis (III, 6; IV, 5/8; V, 3). Inzwischen hat aber die Königin trotz wiederholten Bitten Hyazinths schon den Befehl zur Hinrichtung Monaldeschis gegeben (V, 1), und wie Kassandra ihre Komplizen in die Gemächer Christinens reißt, um alles aufzuklären (V, 4), wird der Graf im Turm zum Tode vorbereitet. Morlini erzählt ihm noch, wie Therese starb und daß Walburgs Plan verraten worden sei; er sagt ihm, was der

Wahnsinn Kassandras enthüllt hat; der greise Vater Monaldeschis soll herbeigeführt werden — da treten drei vermummte Männer ein und erdolchen den Grafen (V, 8). Atemlos kommt die Königin ins Turmgemach, wo sie Pater Hyazinth, den Vater Monaldeschis und Walburg trauernd und schmerzbewegt bei der Leiche des Ermordeten findet. „Mordtaten auf Mordtaten, ruft sie, — Verräterei und Betrug! — Lebt er noch? Pater — er ist unschuldig! entdeckt sind die Kabalen des Hofes! — Lebt er noch?" Sie sieht den alten Vater, der sie stumm betrachtet, und erfährt, wer er ist. „Wende den grassen, düster gerollten Blick von mir! —" bittet sie, „o Pater, Pater — ich bin nicht mehr sicher; laßt die königliche Verbrecherin in die Mauern eures Klosters flüchten!" Dem Freunde Monaldeschis ist das letzte Wort in der Tragödie vorbehalten: „Ha, es war eine Meistertat der Hölle, diesen Schuldlosen ums Leben zu betrügen! — O daß der ausgespannte Himmel mit all seinen Welten zum schwarzen Blutgerüste würde, ich wollte mich zum ersten Satan erfinderisch hinaufsündigen, um namenlos grausam die Mordtat des Monaldeschi zu rächen! — Königin, Königin, wir wären beide unsers Leben quitt — aber gehet hin in eure Klostermauern, schreit Bußpsalmen und kasteiet euch umsonst — laßt die heiligen Rauchwannen schwingen und erheuchelt einen Strahlenkranz um die Schläfen — ich gehe in die Ewigkeit, vor Gott euer erster Ankläger zu sein!"

Das geschichtliche Material entnahm Zschokke nach einem späteren Geständnis[57] ausschließlich Iselins Lexikon; es sei einige Ähnlichkeit mit der Geschichte des Essex vorhanden, sagt er, die er damals zwar wohl, nicht aber das Trauerspiel dieses Namens gekannt habe. Im übrigen nimmt er gegenüber den Rezensenten, die ihm Entstellung der geschichtlichen Tatsachen vorgeworfen hatten, das Recht auf dichterische Lizenz in Anspruch: „Man darf also hier so wenig historische Gewißheit der Fakta und Charaktere, als (um Kleines mit dem Größern zu vergleichen) in des unsterblichen Schillers Fiesco oder Don Carlos aufsuchen"[58]. Bei Iselin ist im klatschhaften Lexikonstil Monaldeschis Geschichte folgendermaßen erzählt[59]: Durch geheime Mittel sei der Graf zu großer Gewalt über die Königin gekommen. Nun hätte er sich auf einer Reise in Begleitung Christinens um die Gunst einer gewissen Dame bemüht (1656) und ihr zwei Briefe geschrieben, worin er in entehrenden Ausdrücken die Königin, die er verabscheue, erwähnte. Er habe der Dame ferner 50000 Taler versprochen,

statt dessen sie aber mit falschen Edelsteinen bedacht und sich ihrem ehemaligen Liebhaber gegenüber des Betruges gerühmt. Sie hätte den wahren Sachverhalt erfahren und, um sich zu rächen, habe sie die beiden Briefe mit einem dritten ähnlichen Inhalts, den Monaldeschi an einen italienischen Fürsten gerichtet hatte und der ihr in die Hände gefallen war, an Christinen gesandt. Diese, empört über die ihr widerfahrene Schmach, ließ den Grafen vor sich kommen und gab ihm den Abschied. Monaldeschi, entweder in großer Verwirrung des Gemüts oder weil er hoffte, die Königin wieder begütigen zu können, dachte nicht an Flucht, sondern legte zu seiner Sicherheit nur einen Panzer unter dem Kleide an. Christine befahl ihn aber ein zweites Mal vor sich und verurteilte ihn trotz seiner Reue und seinen wehmütigen Bitten zum Tode. In der Hirschgalerie zu Fontainebleau nahm ihm ein Pater die letzte Beichte ab; er ging mehrmals die Königin zu bitten, sie möchte Gnade am Grafen üben — umsonst, kaum hatte der Verurteilte seine Beichte recht abgelegt, so erschienen drei gewaffnete und maskierte Personen und ermordeten ihn; des Panzers wegen mußten sie ihm viele Wunden beibringen. Die meisten hätten sich dahin ausgesprochen, daß Monaldeschi selbst an seinem Unglück schuld gewesen sei; ob durch unbedachte Entdeckung einer gefährlichen Wahrheit oder durch prahlerische Erdichtung eines unwahren Sachverhalts, darüber seien die Meinungen geteilt. Als Christine später nach Rom gekommen sei, hätte sie in allen Kirchen eine schwarzgekleidete Dame verfolgt und, auf der Königin Geheiß nach ihrem Namen gefragt, mit „einer gräßlichen Stimme" geantwortet: „Ich bin des unglückseligen Monaldeschi Mutter, den du so unbillig und blutdürstiglich hast ermorden lassen!"

Über den literarischen Unwert dieses Mord- und Intrigenstückes ist kein Wort zu verlieren; es ist — dreimal wurde es immerhin aufgelegt[60] — ein Zeugnis für den niedern Stand des Spielplans kleiner Wandertruppen um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts und charakterisiert die Schriftstellerei des jungen Zschokke, die es auch eröffnet. Er hat den in seiner Vorlage doch irgendwie als schuldig erachteten Monaldeschi zum edeln, schuldlosen Märtyrer gemacht und damit auf eine innere Entwicklung der Handlung verzichtet; der achtzehnjährige Schriftsteller fand etwas anderes erstrebenswert: ihm standen all die eindrucksvollen Szenen aus Shakespeare und den Dramen der Stürmer und Dränger vor Augen, die er zumeist wohl aufführen gesehen hatte; Theatereffekte be-

geisterten ihn, und Theatereffekte wollte er wiedergeben; dabei verfiel er als Epigone mit wenig eigener Kraft und ohne künstlerische Einsicht dem Irrtum, seine Originalität in der Übertreibung der Ausdrucksmittel seiner Vorbilder suchen zu wollen. Ganz im Sinne seiner Aufsätze im „Theaterkalender" sollte sein Drama von der Bühne herab auch moralisch wirken: der Gute wird ohne jeden Tadel, der Schlechte mit allen Lastern geschildert. Einen Hinweis darauf, daß es Zschokke wirklich ernst war mit dieser Schriftstellerei, daß es sich beim „Monaldeschi" nicht etwa um ein rasch und mit Berechnung konstruiertes Zugstück handelte, kann man in der Einführung der Figur des alten Vaters des Grafen sehen; die Vorlage erwähnt am Schluß dessen Mutter; Zschokke hat, gewiß seiner eigenen Jugend gedenkend, Monaldeschis Vater um den Ermordeten trauern lassen. Im übrigen liegt die Abhängigkeit von den berühmten Mustern am Tage; schon die Rezensenten[61] hatten sie bemerkt und dem Autor vorgeworfen, daß durch die Zusammenstoppelung so vieler Entlehnungen „der Gang des Ganzen äußerst unnatürlich geworden" sei; hauptsächlich bei Schiller hat Zschokke seine Anleihen gemacht, und zwar besonders bei dessen „Räubern" und „Kabale und Liebe"[62]; fast keine Einwirkung ist von den im Gefolge des „Götz" stehenden Ritterdramen zu vermerken[63], desto mehr aber aus Stücken Shakespeares[64].

In Schwerin war Zschokke durch seine Stellung als Hauslehrer, in Prenzlau durch sein Amt bei der Theatergesellschaft vielfach in Anspruch genommen gewesen; hier in Landsberg konnte er erst als völlig freier „Homme de lettres" über seine Zeit verfügen. Wohl hat er sich wieder einer ausgebreiteten Lektüre hingegeben, wofür uns ein Zeugnis in seiner Rettung Lohensteins[65] erhalten ist; er zitiert darin eindrucksvolle Szenen aus „Epicharis" und „Agrippine" und lobt sie eifrig: die vorhandenen Fehler fielen dem damaligen Zeitalter zur Last, Lohenstein gehöre zu den mehr als mittelmäßigen Dichtern Deutschlands. Von eigenen schriftstellerischen Arbeiten mag wiederum Verschiedenes aus „Schwärmerei und Traum" in Landsberg entstanden sein; vor allem hat Zschokke hier wohl an seinem unvollendeten Epos „Der heilige Krieg" gearbeitet, dessen Anfänge er in sein achtzehntes Jahr verlegt[66]. Von zwei jungen, gelehrten Juden namens Jakobi und Ascher, berichtet er in der „Selbstschau"[67], habe er sich „in das eigentümliche Leben jüdischer Haushaltungen im Mosaismus und Talmudismus" einweihen lassen. Jakobi trat wenig später als

Lehrer für Rechnen und Schreiben in das Erziehungsinstitut Gerlach ein; er besaß „viel Erfahrung in Handelsgeschäften und den dahin einschlagenden Rechnungen“ und hatte „in vielen adeligen und angesehenen bürgerlichen Häusern Proben seiner Geschicklichkeit gezeigt“[68]; Saul Ascher (1767—1822) war damals wohl in der Lage, über die jüdische Religion zu dozieren: zwei Jahre darauf gab er sein Werk „Leviathan, oder über die Religion in Rücksicht des Judentums“ heraus[69]. Zschokke mag in Berlin wieder mit ihm zusammengetroffen sein, jedenfalls haben die beiden ihre Beziehungen wieder aufgefrischt, als Zschokke, längst in der Schweiz ansässig, seine „Miszellen für neueste Weltkunde“ herausgab. Ascher hat in diese Zeitschrift Berliner Briefe geschrieben und durch einen davon den Anlaß gegeben, daß Zschokkes Namen in der Kleistbiographie seinen übeln Klang bekommen hat[70]. Zschokke und Kleist waren einander im Winter 1801 auf 1802 in Bern näher getreten — die Erzählung vom poetischen Wettkampf[71], in dem Kleists „Zerbrochener Krug“ den Preis davontrug, ist bekannt; füglich kann man sich verwundern, daß, als Kleist „beklagenswert“ am 21. November 1811 starb, die „Miszellen“ in sehr wenig wohldenkender Weise darüber berichteten. Das geschah in einem, „Ende November“ datierten Berliner Brief von Ascher, dem ausgesprochenen, in seinen Kampfmitteln wahllosen Gegner Kleists[72]. Die Korrespondenz muß kurz vor dem Erscheinen der Nummer (14. Dezember) in Aarau eingetroffen sein; zur selben Zeit aber widerfuhr Zschokke das schmerzliche Schicksal, sein nicht ganz zweijähriges Söhnlein Guido zu verlieren; wie sehr ihn der Todesfall erschütterte, zeigt z. B. der trostlose Brief, den er an jenem Tag (12. Dezember 1811) an Ittner schrieb[73]. Wahrscheinlich hat er den das Andenken Kleists verunglimpfenden Bericht seines regelmäßigen Mitarbeiters erst gedruckt gelesen und wollte nachher das geschehene Unheil nicht noch durch Replik vergrößern und wichtig machen; Zschokke ist ohne Verständnis an Kleist vorübergegangen wie andere auch; daß aber an dem Andenken des unglücklichen Dichters auf häßliche Weise gerührt werde, dazu kann er mit Wissen seine Hand nicht geboten haben.

Bis in sein achtzehntes Jahr, erzählte Zschokke später gelegentlich[74], sei sein körperliches Wachstum zurückgeblieben, dann aber hätte es sich um so schneller entfaltet, und bald sei er über seine Altersgenossen hinausgewachsen, zum nicht geringen Wohlgefallen seiner eiteln jungen Person. Er habe

gern sein Bild im Spiegel beschaut, und dieser Eitelkeit habe er ein seltsames Erlebnis zu verdanken: In Landsberg sei er einmal mit seinem Horaz in der Tasche jenseits der Warte in den Sommermorgen hineingewandert, doch habe er nicht gelesen, sondern nur aus ganzer Seele „das süße Glück zu leben" empfunden. Etwas spät sei er zu Madame Bunzel[75] zum Mittagessen gekommen, sie hätten bei munterer Unterhaltung ihr Mahl eingenommen, dann sei die Hausfrau hinausgegangen, er aber habe sich in den Lehnsessel am Fenster gesetzt. Da plötzlich, als er aufschaute, habe er sich gegenüber eine Gestalt wahrgenommen, bleich, nebelhaft, die ihm die Augen zuwandte, und er hätte zu seinem großen Schrecken deutlich feststellen können, daß er selbst die Person sei, die er vor sich sah. Eine große Erregung hätte sich seiner bemächtigt; er wollte fliehen, aber er war zu schwach dazu; unverwandt schauten ihn die beiden Augen an, alle Kleinigkeiten an der Gestalt konnte er unterscheiden. Madame Bunzel sei eingetreten, scheinbar ohne etwas zu bemerken, er aber habe krampfhaft auf die Straße geblickt, um der Erscheinung auszuweichen; als er nach einer Weile sich wieder umzudrehen getraut habe, sei sie verschwunden gewesen. Zschokke gibt auch gleich die Erklärung für das rätselhafte Erlebnis: er habe als junger Mensch bemerkt, daß er sich wohl ein lebhaftes Phantasiebild von andern Leuten, nicht aber von sich selber machen könne; deshalb habe er sich darin vor dem Spiegel geübt und es bald so weit gebracht, daß er nach Belieben überall sein Bild sehen konnte, in Gesellschaften, auf der Promenade, wo es war. Nun hatte das eine Mal seine Einbildungskraft ihr Kunststück ohne bewußtes Verlangen ausgeführt und ihn damit überrascht; was er außer sich zu sehen glaubte, hatte sich tatsächlich in seinem Innern abgespielt. Es habe ihn Mühe gekostet, diese leidige Vorstellung seiner selbst sich abzugewöhnen, größere, als sie zu gewinnen; noch immer müsse er sich gegen eine widerliche Empfindung wehren, wenn er sein Bild im Spiegel gewahre, besonders abends, beim Scheine der angezündeten Kerzen.

Über den mancherlei Erlebnissen seiner frühen Wanderzeit waren beinah zwei Jahre seit seiner Flucht aus Magdeburg verstrichen; nun dachte er ernstlich daran, eine Hochschule zu besuchen. In einer der ansehnlichsten Familien Landsbergs, schrieb er Behrendsen[76], sei er „dem berühmten Steinbart, Professor der Universität" Frankfurt a. O. vorgestellt worden, bei welchem er nicht allein freie Kollegien, son-

dern auch freie Wohnung haben werde. Michaelis 1789 gedenke er sich an der juristischen Fakultät in Frankfurt einschreiben zu lassen. In Wirklichkeit wurde er erst Ostern 1790 immatrikuliert.

In jenen Jahren hatte sich im preußischen Schulwesen eine wichtige Wandlung vollzogen[77]; durch die Bemühungen des Freiherrn von Zedlitz war das Dekret vom 23. Dezember 1788 zustande gekommen, wonach die Maturitätsprüfungen an die Gymnasien verlegt wurden. Vorher hatte sich, wer neu an die Universität kam, einer Prüfung durch den Dekan seiner Fakultät zu unterziehen gehabt, doch war das mehr eine Förmlichkeit gewesen als „ein Versuch, den Stand des Wissens zu ergründen und davon die Aufnahme abhängig zu machen". Auch die neue Verordnung hatte im Grunde mehr theoretische als praktische Bedeutung: die Abiturientenprüfung war damit noch nicht zwangsmäßig eingeführt, ihr mußte sich nur unterziehen, wer auf der Hochschule ein Stipendium oder Benefizium genießen wollte; auch waren die leichtern Universitätsprüfungen damit nicht gänzlich abgeschafft; wer mit weniger Mühe ans Ziel kommen wollte, und besonders wer seine Vorbildung nicht an einer Anstalt geholt hatte, die berechtigt war, Reifezeugnisse zu erteilen, ließ sich noch immer an der Hochschule prüfen.

Der Landsberger Lateinschule war schon durch eine Verfügung des Cüstriner Konsistoriums vom 18. Juli 1788 das Recht, ihre Schüler zum Universitätsbesuch vorzubereiten, entzogen worden; in der Lockerheit der damaligen Schulverhältnisse lag es begründet, daß der Inspektor der Schule, der Superintendent Stenigke, noch fortwährend Verfügungen über die „Prüfung der zur Universität Abgehenden" zugesandt erhielt und daß im Jahre 1790 in Landsberg noch eine — wahrscheinlich die letzte — Maturitätsprüfung stattfinden konnte. Der Prüfungskandidat war Heinrich Zschokke[78].

Er hatte sich[79] zu Beginn des Jahres an das Vormundschaftsamt in Magdeburg gewandt und es wohl um Herausgabe seines Vermögens ersucht, damit er studieren könne. Am 26. Februar gelangte diese Behörde an den Landsberger Magistrat und bat ihn, „von dem sich hier bei einer Schauspielergesellschaft aufhaltenden Joh. Hch. Dan. Zschokke über seine Aufführung und Geschicklichkeit, um auf die Universität zu gehen, Erkundigung einzuziehen," worauf Zschokke, vor den Magistrat zitiert, die Bitte stellte, man möchte ihn prüfen und ihm über den Befund ein „pflichtmäßiges Zeugnis" ausstellen.

Zwei Tage vorher, am 6. März, hatte er dieselbe Bitte an den Superintendenten und Inspektor Michael Dietrich Stenigke[80] gerichtet. Als auch der Senat „ein hiesiges Schul-Collegium" aufforderte, „dem Gesuch des Zschokke zu willfahren", wurde die schriftliche Prüfung auf den 13. März angesetzt. Sie fand im Hause des Rektors Benjamin Christoph Heinrich Opitz statt, eines Mannes, „dem alle Regeln der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache bekannt waren, der eine ungeheure Menge von Vokabeln in diesen drei Sprachen auswendig wußte, der aber einen traurigen, äußerst schläfrigen Vortrag hatte und für jede Neuerung unempfänglich war"[81].

Zschokke hatte fünf schriftliche Arbeiten unter den Augen Opitzens und „ohne die geringste Beihülfe" auf Papier zu bringen, zwei Übersetzungen, eine davon aus dem Lateinischen (Ovids Metamorphosen I, 89/112 „Aurea prima sata est aetas" etc.), eine aus dem Französischen (ein Abschnitt über die Kreuzzüge aus den „Amusements philologiques" Tom. I, pag. 328/9), und drei Aufsätze, je einen in lateinischer, französischer und deutscher Sprache: „De Graecia antiquis et nostris temporibus", „Abbrégé de l'histoire de la Guerre de trente ans", „Landsbergs Gegenden. (Eine Phantasie)"[82]. Die Arbeiten waren nicht gerade umfangreich, doch entledigte sich der Kandidat ziemlich geschickt seiner Aufgabe; der deutsche Aufsatz lautete:

„Landsbergs Gegenden.
(Eine Fantasie)

Ihr schlaft den eisernen Schlaf, welchen die Zauberin Natur, eure göttliche Mutter, über euch hingos, Gefilde um Landsberg, mit doppelten Reizzen, doppelter Kraft in kommenden Monden, von der Hand des rosenwangigten Lenzes dahergeführt, zu erwachen. Aber nicht ich werde euch erwachen sehen; werde ihn nicht sehn den ersten rosigen Frühstral der Sonne hinter ienen Hügeln hervorgehn; werde nicht wieder lustwandeln an deinem Gestade, murmelnde Warta, die du nachlässig deine gelben Fluten vor dich hinrollst. Werde nicht sehn das herrliche Abendrot, das lezte zitternde Leben des Sonnenstrals über der schimmernden Welle oder an der moosigten Kuppel des einsamen Kirchenthurms. Werde mich nicht mehr freuen in der magischen Dämmerung des Abends, wo Licht und Schatten in lieblicher Verwirrung streiten, der Odem der Natur matter weht, linder das Lärmen der Stadt wird, und in angenemer Dunkelheit die dunkelrote Flamme auf dem Nachen des Schiffers lodert und sich wiederspiegelt in der gebrochenen Woge. Fern von euch, liebe, holde Gegenden,

fern von euren zauberischen Schönheiten werd' ich die Tage des Frühlings vertrauern, und trübe Sehnsucht wird dem Geiste noch oft Fantasien statt des Genusses gewähren müssen."

Die fremdsprachlichen Aufsätze sollten auch, berichtet der Rektor, die Kenntnisse des Kandidaten in Geschichte und Geographie ausweisen; er könne nicht unterlassen zu bezeugen, daß er mit Vergnügen „eine sehr rühmliche Fertigkeit und besondere Leichtigkeit Herrn Zschokke's in dergleichen Arbeiten" bei allen Aufsätzen und auch in mündlichen Prüfungen wahrgenommen habe; „nichts desto weniger" erbiete sich der Kandidat sich noch einer besondern mündlichen Prüfung der Schulkommission zu unterziehen. Diese hatte am Nachmittag des 17. März statt, und „die respektabeln kommissionarischen Herren" konnten am selben Tag an den Magistrat den Befund weitergeben, daß Zschokke im Lateinischen, Französischen, Deutschen, in Geographie, Geschichte und den Altertümern gute Kenntnisse besitze, in den Sprachen mangle es ihm auch nicht an der Fähigkeit sich richtig auszudrücken; im Griechischen allein sei er nicht geprüft worden, da er nach seiner eigenen Versicherung darin weiter nichts getan habe, er wisse es nur zu lesen und verstehe hie und da ein Wort des Textes. „Nachdem wir nun miteinander erwogen, schließt das Schreiben, ob seine sich bereits erworbenen und in der mit ihm angestellten Prüfung gezeigten Geschicklichkeiten wohl hinlänglich sind, daß er die Universität beziehen könne; so ist unser Urteil dahin ausgefallen, daß ihm das Zeugnis der Reife insonderheit auch wegen seines fähigen Kopfes und weil er durch eigenen Fleiß sich viele gute Kenntnisse und Fertigkeiten erworben hat, nicht zu versagen sei."

So war Zschokke seiner Vormundschaftsbehörde gegenüber gut ausgewiesen; die Schulkommission, bestehend aus Stenigke, Opitz und dem Konrektor Christian Friedrich Wentzel, stellte ihm zum Eintritt in die Hochschule noch ein eigentliches Maturitätszeugnis in lateinischer Sprache aus[83]; nichts, hieß es darin, sei ihnen zu Ohren gekommen, was dem täglich das Bessere und Höhere erstrebenden Jüngling als unwürdig angerechnet werden könnte.

Das gute Zeugnis muß in Magdeburg seine Wirkung getan haben; der Wechsel scheint richtig eingetroffen zu sein: am 22. April 1790 ließ sich Zschokke mit einem Studenten, der ebenfalls aus Landsberg kam, in das Matrikelbuch der Universität zu Frankfurt an der Oder eintragen.

III.

Student und Privatdozent in Frankfurt an der Oder.

Die Stadt, die Zschokke nun für einen fünfjährigen, für seine Entwicklung höchst bedeutsamen Aufenthalt betrat, bot das Bild eines kleinen Universitätsortes mit dem Licht und dem Schatten, wie sie einem solchen Bildungszentrum, das sich der wachsenden Abhängigkeit von einer benachbarten Großstadt nicht entziehen kann, eigen zu sein pflegen. Frankfurt zählte nicht ganz 10 000 Einwohner ohne Militär und Studenten[1]. Die Gesellschaft, die sich in zwei Ressourcen[2] traf, gliederte sich um einzelne Professoren und andere geistige Häupter in kleinere Kreise und scheint das behagliche Leben einer Provinzstadt gepflegt zu haben; was die Fragen des Tages anging, sah man schon nach dem aufstrebenden Berlin. Eine Zeitung hatte Frankfurt nicht; lokale Nachrichten, amtliche und private, erschienen in den Berliner Blättern. Indessen freuten sich die Frankfurter der gesunden Lage ihrer Heimat und zählten mit Stolz die große Zahl alter Leute auf, die unter ihnen lebten[3].

Das eigentliche Zentrum der Stadt, um das sich ihr gesamtes geistiges Leben bewegte, war die Universität. Sie hatte, am 26. April 1506 durch Kurfürst Joachim I. geweiht, denkwürdigere Zeiten gesehen als jene, zu denen Zschokke sich an ihr aufhielt; wenn sie früher bisweilen nach ihrer Frequenzzahl an dritter, vierter und fünfter Stelle unter den deutschen Hochschulen gestanden hatte, so nahm sie in dem Zeitraum von 1776 bis 1800 erst die sechszehnte ein[4]. In den Jahren 1790 bis 1795 hatte sie je gegen hundert Neuimmatrikulationen[5], die Frequenzzahl mochte meist über 150 gestanden haben, ohne jedoch einmal ins dritte Hundert aufzusteigen[6]. Zwei Drittel der Studenten waren an der juristischen Fakultät eingeschrieben, vom Rest besuchte ein größerer Teil theologische, ein kleinerer medizinische Vorlesungen; über Studenten der philosophischen Fakultät führten die Jahreslisten gar keine besondere Rubrik[7].

Frankfurt galt nicht als teure Universität, die Studierenden — in weitaus überwiegender Anzahl gehörten sie dem Bürgerstande an[8] — scheinen verhältnismäßig bescheiden und zurückgezogen gelebt zu haben; viele seien an der Alma Viadrina, berichtet Mursinna[9], die jährlich nicht viel über hundert Reichstaler aufzuwenden hätten, wer sich nicht ganz ärmlich behelfen wolle, müsse das Doppelte rechnen, Wohlhabende das Dreifache und mehr. Ein Drittel der Studentenschaft aß für wenig Geld an der Mensa communis[10], fast ebensovielen Studenten war der Aufenthalt an der Universität durch Stipendien erleichtert[11]. Laukhard sah 1790 in Frankfurt einige Studenten auf der Straße, „die alle recht artig gekleidet gingen und gar nicht renommistisch aussahen", und schloß daraus, der Komment müsse sich auch hier verfeinert haben, ließ sich dann aber in Halle von einem aus Frankfurt Relegierten, der dazu die geeignete Persönlichkeit sein mochte, eines andern belehren. Er berichtet ferner, daß „auch das Ordensgift die dortige Universität infiziert" habe; man finde Unitisten und Konstantisten an ihr, gegen welche die Universität von Zeit zu Zeit, freilich erfolglos, vorgehe, da sie hier wie überall Unordnung stifteten[12]. In Wirklichkeit waren gerade die Jahre von 1790 bis 1795 in Hinsicht der Disziplin für Frankfurt eine stille Zeit; kaum vernahm das Universitätsgericht von einem Injurienstreit, und auch über Studentenorden hat es wenig genug erfahren; entweder fehlten sie ganz oder sie erregten doch kein Aufsehen. 1793 war eine Untersuchung, die auf eine Denunziation hin gegen vermeintliche Unitisten erhoben worden war, ohne jeden Erfolg; die Konstantisten nahm der Oberschulrat von Irwing 1792 in Schutz, ihr Orden könne als eine bloß freundschaftliche Verbrüderung nicht verfolgt werden, „von einer Entdeckung solcher Ordens-Grundsätze, welche auf einen Indifferentismus gegen Verbindlichkeiten der Eide führten", sei nichts bekannt geworden[13]. In einem Entwurf neuer Universitätsgesetze, den die Professoren 1792 dem Oberschulkollegium einreichten, war immerhin jedem, der einen geheimen Orden anzeige, eine Belohnung von zehn Talern in Aussicht gestellt; derselbe Gesetzesentwurf verbot den Studenten angelegentlich das Aufhetzen der Hunde gegen Menschen und bestimmte, daß nach abends zehn Uhr sich kein Student mehr in Wein-, Bier-, Kaffe- und dergleichen Häusern aufhalten dürfe[14]. Der unter den Studenten herrschende Ton wird als „gesittet" gerühmt; „fast nie hört man von Unanständigkeiten, die unter ihnen vorgingen und laut

würden"; die Professoren, berichtet Mursinna[15], zögen alle gewisse Studenten, an denen sie aus irgend einem Grunde Gefallen fänden, in ihr Haus und ihre Gesellschaft. „Überhaupt kennt jeder Professor seine Zuhörer alle von Person, mehrenteils auch nach ihren Fähigkeiten, Kenntnissen, Applikation und Betragen, da die Anzahl sehr leicht zu übersehen ist und da es sehr viele Mittel gibt, einen Studierenden hier kennen zu lernen...... Viele von den Studierenden wohnen auch in den Häusern der Professoren und essen an ihren Tischen, ohne daß dies für sie viel kostbarer wäre, als wenn sie anderswo äßen und wohnten." Der spätere Konsistorialrat Marot, der 1788/90 in Frankfurt studiert hatte und mit Zschokke zusammengetroffen war[16], faßte seine Erinnerungen an die Universität dahin zusammen: „Sie war nicht gerade blühend, genügte aber doch billigen Anforderungen, sodaß jeder, der nur wollte, gute Studien machen konnte. ... Der Ton, wenn auch im einzelnen manches zu wünschen übrig ließ, war im ganzen gesittet, sodaß selten Exzesse vorkamen. Es studierten zwar mehrere Wohlhabende dort, doch war der größte Teil unbemittelt und schon deswegen genötigt, sich in Rücksicht der Vergnügungen zu beschränken. Was die Professoren betrifft, so herrschte unter ihnen, so verschieden sie waren, Eintracht[17]."

Die Vorlesungen wurden, auch dies mag jene engere Fühlung zwischen Lehrer und Student ermöglicht haben, wohl ausschließlich, abgesehen von größeren Feierlichkeiten, in den Häusern und Wohnungen der Professoren abgehalten. Noch 1802, bezeugt Meiners[18], geschah es auf den Universitäten des protestantischen Deutschlands äußerst selten, „daß selbst öffentliche Vorlesungen in öffentlichen Hörsälen" zum Vortrag gelangten. Meist bestimmte ein Lehrbuch, das womöglich aus der Feder des Professors selber stammte, den Gang der Vorlesung; in selteneren Fällen wurde sie in Diktaten gegeben[19]. Was für studentische Sitten in den Frankfurter Kollegien herrschten, darüber schweigen sich die Quellen aus; über Unsitten der Studenten berichtet im allgemeinen der in seiner Jugend ungemein salbungsvolle Carl Heun. Man dürfte bei den Vorlesungen weder Obst essen noch andere Erfrischungen genießen, meint er; manchmal würden auch die Zuhörer durch private Unterhaltungen ihrer Kommilitonen gestört, dann seien die Ruhestörer erst leise, darauf „zu ihrer größeren Beschämung" laut zurechtzuweisen; dasselbe Mittel müsse man auch anwenden, wenn der Vordermann bei engen Bänken sich so weit zurücklehne, daß auf der hintern Bank kein Platz

mehr sei; das „Pochen, Trommeln und Pfeifen bei dem Eintritte eines Neulings oder gar eines Fremden“ findet er eine so große akademische Ungezogenheit, daß ihm der passende Ausdruck dafür fehlt[20].

Als Zschokke nach Frankfurt kam, lehrte an jeder von drei Fakultäten der Universität wenigstens ein Mann, der in weitern Kreisen bedeutendes Ansehen genoß; die theologisch-reformierte Fakultät allein war ohne einen besonders hervorragenden Lehrer, wenn man nicht Steinbart dafür in Anspruch nehmen will, der jedoch die protestantische Konfession vertrat und eigentlich der philosophischen Fakultät angehörte, erst 1806 wurde er auch ordentlicher Professor der Theologie.

Gotthilf Samuel Steinbart[21], am 21. September 1738 in Züllichau geboren, kam aus der Familie der Inhaber des dortigen Waisenhauses. Er hatte sich im Kloster Bergen, darauf an der theologischen Fakultät in Halle, endlich in Frankfurt a. O. unter Töllner, dessen Freundschaft er gewann, seine Bildung geholt und war dann in Berlin als Lehrer, hierauf in Züllichau als Pastor und Direktor des Waisenhauses tätig gewesen. 1774 wurde er als Professor philosophiae ordinarius und theologiae extraordinarius nach Frankfurt berufen, in welcher Eigenschaft er aber immer noch die Oberaufsicht über die Züllichauer Anstalt beibehielt. Seine philosophischen und theologischen Vorlesungen und Schriften verschafften ihm ein stets wachsendes Ansehen; erst das Auftreten Kants ließ den Ruhm Steinbarts wie vieler anderer auch langsam verblassen und in Vergessenheit geraten. Obwohl bedeutend jünger als Kant, gehört Steinbart doch in die frühere Epoche der Philosophie; er ist ein Nachläufer der Wolff-Leibnitzschen Schule; neben ihr hat sich „am entschiedensten die Einwirkung Locke's“ auf ihn geltend gemacht[22]. Er ist Aufklärer und Utilitarist: sein ganzes Wirken strebt dahin, praktischen Nutzen zu stiften; dabei aber — und in dieser beachtenswerten Verbindung zweier geistiger Elemente kann man einen Hauptzug seiner Persönlichkeit erblicken — macht sich bei ihm eine Neigung zur Skepsis insofern bemerkbar, als er mit seiner Lehre nur an einen gewissen, besonders empfänglichen und der Aufklärung bedürftigen Kreis von Gebildeten herantreten wollte. „Für solche, welche sich selbst ein eigenes System zu schaffen imstande sind“, wollte er nicht schreiben, und es fiel ihm nicht ein „die Leute, die sich in ihrem Glauben glücklich fühlen, irgendwie verwirren zu wollen“[23]. Seine Lehre ist der auf Personalethik gegründete Eudämonismus. „Höhere Glück-

seligkeit ist das allgemeine Ziel aller menschlichen Wünsche", stellt er fest[24] und versteht unter ihr ein Dreifaches: Zufriedenheit, Vergnügen und als drittes das Bewußtsein dieses Zustandes[25]. „Die Überzeugung, meint er aber, daß die Welt einen höchst gütigen und weisen Urheber und Regierer habe, ist die einzige Quelle dauerhafter Gemütsruhe, höherer Hoffnungen, und eines standhaften, weisen Verhaltens. Religion ist daher Glückseligkeitlehre: denn es fließt unmittelbar aus der Erkenntnis einer höchst vollkommenen moralischen Regierung der Welt, teils daß es allgemeine und sichere Regeln des sittlichen Verhaltens gibt, bei deren Befolgung ohnfehlbar immer größere Wohlfahrt entstehen muß; teils daß alle Veränderungen, welche nicht von uns abhängen, durch eine höhere Weisheit und Güte gelenket werden, und daher zu Beförderungsmitteln unsrer höhern Glückseligkeit dienen müssen. Diese Wahrheiten machen das Wesen der Religion oder höheren Glückseligkeitslehre aus; denn nicht nur der Mensch, sondern alle endliche Geister müssen ihre Zufriedenheit, ihre Hoffnungen und ihre Standhaftigkeit im moralischen Wohlverhalten, auf den Glauben oder die Überzeugung der moralischen Regierung des Weltalles von einer höchst gütigen Weisheit gründen[26]." Allen Anforderungen, die man in der Hinsicht aber an eine Religion stellen kann, entspreche das Christentum, und Steinbart „nimmt daher auch wiederholt Veranlassung, das Christentum den Staatsmännern als bestes Förderungsmittel der Tugend und damit der Staatswohlfahrt lebhaft zu empfehlen"[27].

Der Philosoph wird als liebenswürdige, gesellige Natur geschildert[28]. „Er ist (im Jahre 1785) schon von Aussehen ein einnehmender Mann, hat eine mittlere schlanke Figur. Auf seiner Stirne sitzt der Verstand und auf seinen Lippen sanfte Beredsamkeit", fand die Begleiterin Elisens von der Recke; das Gespräch mit ihm hatte sogar die Wirkung, daß Elisens Kopfschmerzen vergingen; „wie wunderbar die Seele auf den Körper wirkt!" fügt die bescheidene Sophie ihrem Berichte tiefsinnig bei[29]. Als Lehrer war Steinbart vielgerühmt: Das einzige Licht der theologischen Fakultät, nannte ihn Harnisch, der 1807 in Frankfurt studierte und sonst nicht viel für ihn übrig hatte[30]; sein Vortrag, ist für Zschokkes Zeit bezeugt, sei überaus angenehm, fließend und klar; er sei ein wahrer Redner. Oft ziehe er auch Studenten in seine Privatgesellschaft[31].

An der juristischen Fakultät lehrte noch immer der greise

Joachim Georg Darjes**) 1714 in Güstrow geboren, hatte er in Rostock und Jena, wo er 1739 Magister wurde, Theologie und Philosophie studiert; seit 1744 hatte er sich der Jurisprudenz zugewandt. 1763 wurde er nach Frankfurt berufen, wo er am 17. Juli 1791 starb. Am darauffolgenden 11. August ehrte die Gesellschaft der Wissenschaften und freien Künste sein Andenken mit einer Gedächtnisfeier; er hatte seit ihrer Gründung im Jahre 1766 ihr vorgestanden. Neben seinen juristischen Vorlesungen pflegte er, seiner alten Liebe zur Philosophie getreu, auch über philosophische Themen zu lesen, so im Wintersemester 1790/1 ein Kolleg über Logik nach seiner „Via ad veritatem" (1755) und vor seinem Tode noch, im Sommersemester 1791, über „Philosophische Moral nach seinem System". Er war ein „hervorragender Schüler Wolffs", hatte sich aber mit einem freien Eklektizismus von der Lehre des Meisters losgesagt; dessen mathematisch-demonstratives Verfahren behielt er bei, verwarf aber Ansichten, wie die von der unbedingten Gültigkeit des Satzes vom zureichenden Grunde, den Determinismus und das System der prästabilierten Harmonie. Er war, berichtet Marot***), „gründlich, aber nach alter Art, doch waren die der juristischen Fakultät seine Kollegien am stärksten besucht". Den Philosophen Darjes bezeichnet er als „Cartesianer, gelehrt, systematisch streng", er hätte sich aber nicht in die Ideen Kants hineinfinden können, „obgleich er achtungsvoll von Kant sprach und etwas in dessen System billigte."

Mit begeisterten Worten wird der Mediziner Carl August Wilhelm Berends gepriesen. „Einer der größten Ärzte seiner Zeit, ein Mann, der mit wahrhaft hippokratischem Geiste begabt, lehrte und wirkte" ruft ein Fachgenosse aus*). Er war 1754 zu Anklam geboren und hatte in Frankfurt a. O. und Wien studiert; in Frankfurt erwarb er darauf die Doktorwürde und habilitierte sich an der Viadrina als Privatdozent. 1786 wurde er Physikus des Lebusischen Kreises, zwei Jahre darauf ordentlicher Professor der Medizin, als welcher er „im eigentlichen Sinne die medizinische Fakultät aufrecht" erhielt. Er war von seltenem Beobachtungsgeist, ihm eignete ein kalter, besonnener und unbefangener Forscherblick, seine Diagnosen waren ausgezeichnet, „seine Prognosen bewunderungswürdig und grenzten ans Unglaubliche; kein Wunder, wenn [illegible] als Orakel" galten. Auch als Therapeut stand er vielleicht unerreicht da. Berends hielt wie Darjes, jedoch nur in den Wintersemestern, neben seinen Fachvorlesungen auch Col-

legten über Philosophie. Welche Stellung er zu den philosophischen Fragen im einzelnen eingenommen, ist nicht zu ersehen; er hat gar nichts darüber veröffentlicht, und was man sonst zufällig erfährt, ist äußerst dürftig. Für seine Vorlesungen hielt er sich an die „Philosophischen Aphorismen" des Leipziger Mediziners und Philosophen Ernst Platner, ein Buch, das mit strenger Paragraphenabteilung in seiner ersten Hälfte eine „psychologische Geschichte des menschlichen Erkenntnisvermögens", in der zweiten (im vierten „Hauptstücke") eine „Geschichte der Ideen vom Möglichen und Notwendigen in Beziehung auf die wirkliche Welt oder Metaphysik" bietet. Berends scheint sich einen klaren Blick über die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie erhalten und seine kritischen Einwände nicht verschwiegen zu haben; eine starke Dosis Skepsis würzte seinen Vortrag und hat ihn wohl noch besonders anziehend gemacht. Er las im Winter 1790 „Psychologiam cum Logica coniungendam, aut e philosophiam vero scientiam puri intellectus, sive metaphysicam, praeeunte Platneri philosophicis aphorismis", und das Jahr darauf „Transcendentale Philosophie (ehemals Metaphysik)"; „er wird, wie hier der Anzeige beigefügt, Kritik der reinen Vernunft voranschicken, um die Zuhörer zur Beurteilung geschickt zu machen, ob diese wohl über jene transcendentellen Gegenstände etwas ausmitteln oder lehren könne? Er wird zugleich die alten Systeme der sogenannten Metaphysik vor der Kantischen Reformation der Philosophie erklären, und deshalb Platner's philosophische Aphorismen zum Grunde legen". „Im Munde des Vortrags, wird er gerühmt, ruhig, würdig, tief eindringend und überall anregend". Er sei „einer der seltenen Männer, heißt es anderswo, der die glänzendsten Talente in einer Person" vereinige; außerordentliche Belesenheit, große Sprachkenntnisse, Scharfsinn, Witz und Gemütlichkeit setzen ihn eigen und gestalten seinen Vortrag angenehm und lehrreich, er sei ein sehr beliebter Lehrer.

In dem zweiundzwanzigköpfigen Professorenkollegium der Universität befanden sich außer den Genannten noch drei andere Männer, die einigen Einfluß auf Zschokke hatten oder haben mochten. Zwei davon nannte er schon in den „Selbstgeschichtlichen Umrissen", Hermes und Huth; den dritten erwähnt erst die „Selbstschau", nämlich Wünsch.

Christian Ernst Wünsch war 1744 als Predigerssohn in ärmlichen Verhältnissen zu Hohenstein, im sächsischen Erzgebirge geboren. Zwar ergriff er das väterliche Gewerbe,

Joachim Georg Daries[32]. 1714 in Güstrow geboren, hatte er in Rostock und Jena, wo er 1735 Magister wurde, Theologie und Philosophie studiert; erst 1737 hatte er sich der Jurisprudenz zugewandt. 1763 wurde er nach Frankfurt berufen, wo er am 17. Juli 1791 starb. Am darauffolgenden 9. August ehrte die Gesellschaft der Wissenschaften und freien Künste sein Andenken mit einer Gedächtnisfeier: er hatte seit ihrer Gründung im Jahre 1766 ihr vorgestanden. Neben seinen juristischen Vorlesungen pflegte er, seiner alten Liebe zur Philosophie getreu, auch über philosophische Themen zu lesen, so im Wintersemester 1790/1 ein Kolleg über Logik nach seiner „Via ad veritatem" (1758) und vor seinem Tode noch, im Sommersemester 1791, über „Philosophische Moral nach seinem System". Er war ein „hervorragender Schüler Wolffs", hatte sich aber mit einem freien Eklektizismus von der Lehre des Meisters losgelöst; dessen mathematisch-demonstratives Verfahren behielt er bei, verwarf aber Ansichten, wie die von der unbedingten Gültigkeit des Satzes vom zureichenden Grunde, den Determinismus und das System der prästabilierten Harmonie. Er war, berichtet Marot[33], „gründlich, aber nach alter Art, doch waren (in der juristischen Fakultät) seine Kollegien am stärksten besucht". Den Philosophen Daries bezeichnet er als „Cartesianer, gelehrt, systematisch streng", er hätte sich aber nicht in die Ideen Kants hineinfinden können, „obgleich er achtungsvoll von Kant sprach und vieles in dessen System billigte".

Mit begeisterten Worten wird der Mediziner Carl August Wilhelm Berends gepriesen. „Einer der größten Ärzte seiner Zeit, ein Mann, der mit wahrhaft hippokratischem Geiste begabt, lehrte und wirkte!" ruft ein Fachgenosse aus[34]. Er war 1754 zu Anklam geboren und hatte in Frankfurt a. O. und Wien studiert; in Frankfurt erwarb er darauf die Doktorwürde und habilitierte sich an der Viadrina als Privatdozent. 1786 wurde er Physikus des Lebusischen Kreises, zwei Jahre darauf ordentlicher Professor der Medizin, als welcher er „im eigentlichen Sinne die medizinische Fakultät aufrecht" erhielt. Er war von seltenstem Beobachtungsgeist, ihm eignete ein kalter, besonnener und unbefangener Forscherblick, seine Diagnosen waren ausgezeichnet, seine Prognosen bewunderungswürdig und grenzten ans Unglaubliche; kein Wunder, wenn „sie stets als Orakel" galten. Auch als Therapeut stand er vielleicht unerreicht da. Berends hielt wie Daries, jedoch nur in den Wintersemestern, neben seinen Fachvorlesungen auch Kol-

legien über Philosophie. Welche Stellung er zu den philosophischen Fragen im einzelnen eingenommen, ist nicht zu ersehen: er hat gar nichts darüber veröffentlicht, und was man sonst zufällig erfährt, ist äußerst dürftig. Für seine Vorlesungen hielt er sich an die „Philosophischen Aphorismen" des Leipziger Mediziners und Philosophen Ernst Platner, ein Buch, das mit strenger Paragraphenabteilung in seiner ersten Hälfte eine „psychologische Geschichte des menschlichen Erkenntnisvermögens", in der zweiten (im vierten „Hauptstücke") eine „Geschichte der Ideen vom Möglichen und Notwendigen in Beziehung auf die wirkliche Welt oder Metaphysik"[35] liefert. Berends scheint sich einen klaren Blick über die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie erhalten und seine kritischen Einwände nicht verschwiegen zu haben; eine starke Dosis Skepsis würzte seinen Vortrag und hat ihn wohl noch besonders anziehend gemacht. Er las im Winter 1790/1: „Psychologiam cum Logica coniugendam, aut e plurimorum voto scientiam puri intellectus, sive metaphysica, priorem in Platneri philosophicos aphorismos", und das Jahr darauf: „Transcendentelle Philosophie (ehemals Metaphysik)"; „er wird, war hier der Anzeige beigefügt, Kritik der reinen Vernunft voranschicken, um die Zuhörer zur Beurteilung geschickt zu machen, ob diese wohl über jene transcendentellen Gegenstände etwas ausmitteln oder lehren könne? Er wird zugleich die alten Systeme der sogenannten Metaphysik vor der Kantischen Reformation der Philosophie erklären, und deshalb Platner's philosophische Aphorismen zum Grunde legen"[36]. „Ein Muster des Vortrags, wird er gerühmt[37], ruhig, würdig, tief eingehend und überall anregend". Er sei „einer der seltenen Männer, heißt es anderswo[38], der die glänzendsten Talente in einer Person" vereinige; außerordentliche Belesenheit, große Sprachkenntnisse, Scharfsinn, Witz und Gründlichkeit seien ihm eigen und gestalten seinen Vortrag angenehm und geistreich, er sei ein sehr beliebter Lehrer.

In dem zweiundzwanzigköpfigen Professorenkollegium der Universität befanden sich außer den Genannten noch drei andere Männer, die einigen Einfluß auf Zschokke hatten oder haben mochten. Zwei davon nannte er schon in den „Lebensgeschichtlichen Umrissen"[39], Hausen und Huth; den dritten erwähnt erst die „Selbstschau", nämlich Wünsch[40].

Christian Ernst Wünsch[41] war 1744 als Leinenweberssohn in ärmlichen Verhältnissen zu Hohenstein, im sächsischen Erzgebirge geboren. Zuerst ergriff er das väterliche Gewerbe,

brachte es dann aber dank seiner ungewöhnlichen mathematischen Begabung und einem eisernen Fleiß dahin, daß er studieren konnte und endlich 1784 als Professor von Leipzig nach Frankfurt berufen wurde. Dem Komet von 1769 schrieb er den größten Einfluß auf die glückliche Wendung in seinem Leben zu; „der durch den Komet von 1769 in einen Professor verwandelte Webermeister" ist der Untertitel seiner Autobiographie, doch ist der Anteil des Planeten an Wünschens Lebensgestaltung viel prosaischer, als man anzunehmen geneigt wäre: der Leipziger Student bestimmte die Bahn der Himmelserscheinung und fügte sie einem hölzernen Planetarium ein, wovon er dann mehrere Exemplare mit beträchtlichem Gewinn verkaufte und womit er die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen angesehener Persönlichkeiten auf sich zog. Lange hat man ihn als Verfasser eines seiner Zeit großes Aufsehen erregenden Buches „Horus oder Astrognomisches Endurtheil über die Offenbarung Johannis und über die Weissagungen auf den Messias wie auch über Jesum und seine Jünger" (1783) angesehen, worin die jüdisch-christlichen Religionslehren auf assyrische und ägyptische Vorläufer zurückgeführt und aus astronomischen und natürlichen Erscheinungen erklärt waren. Eine neuere Veröffentlichung tut erst dar, daß Wünsch, wenn er auch Anteil an jener Schrift haben mochte, doch nicht als ihr eigentlicher Verfasser gelten kann[42], obschon auch Zschokke ihn als den „gelehrten Verfasser des Horus" bezeichnet[43]. Wünsch gründete mit Daries im Jahre 1776 die Frankfurter Loge „Zum aufrichtigen Herzen". An der Universität las er über Mathematik, Astronomie, Technologie, Experimentalphysik, mathematische Geographie und Landwirtschaftslehre. Er besitze Kenntnisse genug, habe aber nicht die gute Gabe zu dozieren und daher wenig Zuhörer, berichtet Irwing[44]; dasselbe Urteil fällt Marot[45], und Sophie Becker fand, seine Manieren zeigten, daß er in der großen Welt fremd sei, „aber sie haben einen solchen Anstrich von Bonhomie, daß man sie nicht anders wünschen möchte"[46]. Bekanntlich hat Wünsch später einen großen Einfluß auf Heinrich von Kleist gewonnen.

Dieselben Fächer wie Wünsch vertrat auch Johann Gottfried Huth, der 1768 zu Zerbst geboren, seit 1789 an der Frankfurter Universität wirkte. Ihm war „die Gabe leichten, faßlichen Vortrags" eigen, bei ihm „war deshalb in der Tat etwas zu lernen"[47]; „einen jungen vortrefflichen Mann" nannte ihn die greise Karschin[48]; er sei geschmackvoll und gelehrt,

wird von anderer Seite gerühmt, auch habe er philosophische Interessen und sei in den schönen Wissenschaften erfahren; Witz und Humor zeichne ihn aus, in seinem Umgang trete eine angenehme Laune und Humanität zutage[49].

Am nächsten von allen Lehrern scheint Zschokke der Historiker Hausen gestanden zu haben.

Carl Renatus Hausen stammte aus Leipzig[50]. Am 18. März 1740 geboren, hatte er seine ganze Bildung in dieser Stadt erworben, an deren Universität er sich auch als Privatdozent habilitierte. 1765 ging er nach Halle, von wo ihn 1772 ein Ruf als Professor der Geschichte nach Frankfurt zog. Hausen hat eine ganze Reihe von Schriften veröffentlicht, die zumeist überaus trocken und wenig geistvoll Tatsachen über einen geschichtlichen Gegenstand zusammentragen und eigentlich mehr Materialsammlungen zur Bearbeitung eines solchen Stoffes als diese selbst enthalten. 1772 erschien seine Lebensbeschreibung Klotzens, des Mannes, gegen den Lessing die „Briefe antiquarischen Inhalts“ gerichtet hatte. Ein Freund des verstorbenen Klotz empfand diese Schrift als ungerecht; er wirft in einem Pamphlet gröbsten Tones dem Verfasser sein angeblich schiefes Urteil vor, wobei er dann auf Hausens Vergangenheit zu sprechen kommt, die er in das ungünstigste Licht stellt. „Der niedern Klasse des schönen Geschlechtes widmet das Leben ihres Freundes der Verfasser“, lautet die Zueignung der Streitschrift[51]. Ob solche Anklagen für Hausens frühere Zeit zu Recht bestanden, muß dahingestellt bleiben; als Professor in Frankfurt war er jedenfalls in hohem Ansehen, von Vorgesetzten, Kollegen und Studenten geachtet. Er las über Welt-, Literar- und Rechtsgeschichte, über die Geschichte einzelner Länder, Staatskunde und die Hülfswissenschaften der Geschichte. „Ein gelehrter Historiker und guter Dozent“ nannte ihn Irwing[52]; andere rühmten seinen klaren Vortrag, der „ziemlich anziehend“ war, „aber sorglos in einem Hanswursttone“. An seine Aussprache mußte man sich gewöhnen, er sprach einen fremden Dialekt — nämlich sächsisch —, und konnte den K-Laut nicht richtig bilden[53]. Er war offenbar über seinen Büchern etwas lebensfremd geworden, die Wissenschaft hatte ihn zum Eigenbrödler gemacht und seinen Horizont eingeengt, doch war er so klug, das einzusehen, und so offenherzig, es zu gestehen: „Das gelehrte Volk ist ein eigenes Volk und hat, so wie ich selbst, mürrische, unangenehme Launen“, schrieb er einmal an Zschokke, und ein andermal, als ihm sein junger Freund, auf der Schweizerreise begriffen, von der

Pracht der fränkischen Landschaft vorgeschwärmt hatte: „Schreiben Sie mir bald wieder: Ihre Gebirge, Ihre Schönheiten der Natur will ich Ihnen gerne schenken; denn für Gegenstände der Art ist das Gefühl eines Mannes in meinen Jahren schon zu stumpf; aber die Neugierde bleibt dem Menschen bis in sein Grab, also unterhalten Sie mich lieber von Gelehrten, Bibliotheken, Denkart der Menschen, Polizei, Finanzen"[54]. Hausen starb am 20. September 1805. Die letzten Worte des zu Tode Ermatteten waren: „Ich bin sehr wohl, nur müde; ich werde schlafen, lange schlafen!"[55] Zschokke hat in Frankfurt niemand gekannt, der es besser mit ihm gemeint hätte, als Hausen.

In Landsberg hatte Steinbart dem zukünftigen Studenten freie Wohnung in seinem Hause zugesagt; aus unbekannten Gründen erfüllte sich diese Zusage nicht; Zschokke wohnte während fast seiner ganzen Frankfurter Zeit bei Hausen[56]. Dieser hatte 1778 aus dem Besitze des Theologieprofessors Johann Gottlob Töllner das Haus Forststraße Nr. 1 an sich gebracht[57]. „Die Gebäude auf dem Grundstücke zeigen deutlich, daß ein Teil derselben zu Unterrichts- und Pensionszwecken errichtet worden ist. Man findet eine Anzahl kleiner nebeneinander liegender Zimmer, welche von Galerien aus betretbar sind, anschließend an sie eine Reihe größerer Zimmer, die sich zu Auditorien recht gut geeignet haben werden[58]". An der Holzgalerie auf der Hofseite, die später umgebaut wurde, sind noch heute Zschokkes aus eingeschlagenen Nägeln gebildete Initialen „J. H. Z." sichtbar[59].

Das Rektorat der Universität hatte bis 1751 halbjährlich seinen Inhaber gewechselt, von diesem Zeitpunkt an ging es jährlich am St. Georgstage an einen andern Professor über[60]. In der Amtsperiode 1789/90 war die Reihe an Hausen, und am letzten Tag seines Rektorenjahres, am 22. April 1790, ließ er Heinrich Zschokke sich in die Matrikel eintragen.

Zschokke schwankte, welcher Fakultät er sich verschreiben wolle; im Sommer 1789 dachte er noch fest daran, die Rechtswissenschaften zu betreiben[61], ein halbes Jahr später schon zog er neben ihnen auch die „schönen Wissenschaften" in Betracht[62]. Als er dann in Frankfurt vor dem Rektor stand, war er, berichtet Hausen selber[63], „sehr ungewiß, welches Studium er wählen sollte, die Kameralien waren seine Neigung: Theologie der Wunsch seiner Familie. Da er von dieser allein Unterstützung erwarten konnte, so gab ich ihm

den Rat, er solle sich provisorisch als Theologe einschreiben lassen. Er befolgte diesen Rat.“ Demgemäß schrieb er sich in das Matrikelbuch der Universität ein: (1790) „22. April Johann Heinrich Zschokke. an̄. 19. Magdeburgensis. Studiosus Theologiae. Parentes mortui“. Hausen fügte bei „maturus“, die Spalte „Domicilium“ blieb leer[64].

Hausen erzählt weiter von dem Studium Zschokkes: „In der Theologie und Philosophie war der Ober-Schul-Rat und Professor Steinbart sein Lehrer, in der letzteren auch der Doktor und Professor Berends ... Er hatte vielen Trieb zur Geschichtskunde und wählte mich in den historischen Studien zum Lehrer. Seine Naturgaben machten mich aufmerksam; so daß zwischen uns beiden ein freundschaftlicher Umgang entstand, welcher bis zu seinem Abschiede fortgesetzt wurde“[65]. Nach einigen erhaltenen Kollegbüchern Zschokkes[66] hat er bei Steinbart im ersten Semester eine Vorlesung „Über die Symbola und symbolischen Schriften der christlichen Kirchparteien und der lutherischen insonderheit“, in den beiden folgenden je eine Vorlesung „G. S. Steinbarts christliche Gottesgelahrtheit. Nach seinen Dictatis“ gehört. Was für Vorlesungen er weiter besuchte, ist nicht mit Bestimmtheit festzulegen, doch kann man auf Grund der Vorlesungsverzeichnisse[67] und anderer Angaben vermutungsweise den Studienplan rekonstruieren. Jedenfalls hat er die beiden philosophischen Vorlesungen von Berends, wohl auch eine von Daries gehört; mit guten Vorsätzen, aber nicht ohne Enttäuschung scheint er im ersten Semester bei dem Theologieprofessor Muzel ein Kolleg über Homiletik besucht zu haben. Steinbart las im Sommersemester 1790 eine „Einleitung in das akademische Studium“; an seine Vorlesungen muß sich Zschokke während der ganzen Studienzeit hauptsächlich gehalten haben; er las ferner — abgesehen von rein theologischen Materien — über Logik, Ästhetik, Pädagogik und Ethik; seine „Rezension moderner theologischer Streitigkeiten“ im Sommersemester 1791 hat sich Zschokke wohl kaum entgehen lassen. Hausen bot allgemeine Weltgeschichte, Geschichte des römisch-germanischen Reiches, des 17. und 18. Jahrhunderts, des deutschen Reiches; Literaturgeschichte, Staatskunde der preußischen Monarchie und deutsches Staatsrecht. Bei Huth mag Zschokke Astronomie, Experimentalphysik, Mechanik und Optik gehört haben, bei Heynatz vielleicht allgemeine Bücherkunde. Vor allem lag es ihm auch ob, sich die zum Verständnis des neuen Testamentes nötige Kenntnis des Griechischen anzueignen.

Zschokke scheint ein sehr fleißiger Student gewesen zu sein[68]. Von seiner neuerdings und eifrig erweiterten Belesenheit zeugen die Zitate in seinen damaligen Schriften. Als Student war ihm vor allem die Universitätsbibliothek und die mit ihr verbundene Steinwehrsche Bibliothek, die hauptsächlich geschichtliche Werke enthielt, zugänglich. Hausen war Oberbibliothekar, und so war es wohl möglich, daß Zschokke die Benützung der Bibliotheken etwas erleichtert wurde, deren engherzige Bestimmungen einen Bildungshungrigen sonst eher abschrecken mochten; die Universitätsbibliothek war nur Mittwochs und Samstags von zwei bis drei Uhr offen, und wer dem Oberbibliothekar nicht genau bekannt war, mußte auf dem Leihschein zu seiner Ausweisung die Unterschrift eines öffentlichen Lehrers beibringen. Im Vorzimmer der Bibliothek konnten Exzerpte aus Büchern gemacht werden, doch auch nur während der kurzen Zeit, da die Leihstelle geöffnet war[69].

Eine andere Gelegenheit zur Weiterbildung bot Zschokke die Sozietät der Wissenschaften und freien Künste[70]. Sie war als gelehrte Studentenvereinigung von dem Studenten und spätern Dichter Gottlob Wilhelm Burmann aus Lauban nach dem Muster von ähnlichen Gesellschaften in Leipzig, Göttingen, Jena und andern Universitätsstädten gestiftet worden und wollte ursprünglich die feinern Elemente unter den Studenten sammeln, damit dem rohen Wesen der übrigen besser gesteuert werden könnte. Carl Gottlieb Svarez war eines ihrer ersten Mitglieder, und Daries wurde ersucht, die Oberaufsicht zu übernehmen. Ein erstes Reglement hatte 1764 die königliche Genehmigung nicht gefunden, dafür ein zweites im Jahre 1766, und die „Gelehrte Gesellschaft zum Nutzen der Wissenschaften und Künste" konnte am 24. Januar 1767 ihre erste Sitzung abhalten. In ihrer endgültigen Organisation verleugnete sie aber vollkommen die Absicht ihres eigentlichen Stifters; sie wies nun sechs nach Wissenschaften abgeteilte Klassen und zwei „Ordnungen" von Mitgliedern auf, die erste Ordnung umfaßte Professoren und höhere Beamte, an ihrer Spitze Daries, die zweite Studenten und Kandidaten, „welche den Mitgliedern der ersten Ordnung genugsam Proben ihrer Geschicklichkeit abgelegt haben"; so waren die jungen Leute völlig in den Hintergrund gedrängt; mit der Zeit scheint auch der Gedanke, daß Studenten in die Vereinigung gezogen werden könnten, ganz aus dem Gesichtskreis der beteiligten und maßgebenden Persönlichkeiten geschwunden zu sein; der beabsichtigte Studentenverein war unversehens zur gelehrten

Professorengesellschaft geworden. Als nun Daries im Juli 1791 starb, wurde Hausen an seine Stelle als Präses der Sozietät gewählt und am 15. August vom König bestätigt[71]. Hausen, der „auch außerhalb der Universität den Studenten nützlich zu sein“[72] suchte, ging sogleich daran, die Satzungen der Gesellschaft umzuändern; er wollte die Sozietät so einrichten, „daß sie einen ihrer Haupt-Endzwecke, die Bildung fähiger Köpfe, und Aufmunterung der Studierenden überhaupt, vollkommen erreichen mögte“[73]; sie sollte deutlich wahrnehmbaren Nutzen stiften. Wollte man aber in größerer Anzahl die jungen Leute heranziehen, so mußte ihnen der Eintritt in die Sozietät und die Mitgliedschaft bei ihr möglichst leicht gemacht werden: Hausen hob für Studierende Eintrittsgeld, jährliche Beiträge, überhaupt alle und jede Abgaben auf; ohne irgend eine Formalität konnten sie vom Präses der Gesellschaft die Erlaubnis erlangen, ihren jeden Mittwoch von fünf bis sieben Uhr statthabenden Sitzungen als Zuhörer beizuwohnen[74], wo im Hause des Präses Abhandlungen einheimischer und auswärtiger Mitglieder vorgelesen und besprochen wurden. Hausen wollte aber noch mehr: die Studenten sollten auch Anlaß finden, tätig an den Versammlungen teilzunehmen, selber Arbeiten zu liefern und bei den Besprechungen das Wort zu ergreifen — er schuf die Einrichtung, daß geeignete Studenten als Adjunkte der Gesellschaft aufgenommen werden konnten, deren wissenschaftliche Ausbildung man — wiederum ohne jedes Entgelt — nach Kräften zu fördern bemüht war[75]. Als ersten solchen Adjunkten beschloß die Sozietät am 7. Dezember 1791 den Kandidaten der Philosophie und Gottesgelahrtheit Johann Heinrich Daniel Zschokke aufzunehmen[76]. „Er besuchte, berichtet Hausen[77], die Versammlungen unausgesetzt und stiftete viel Nutzen“.

Außer den wöchentlichen Zusammenkünften vereinigte sich die Sozietät regelmäßig zweimal im Jahre zu einer größern öffentlichen Sitzung, nämlich zur Feier der Geburtstage Friedrichs II. am 24. Februar und Friedrich Wilhelms II. am 25. September[78]. Solche Feiern, die übrigens immer in einem Saale des Universitätsgebäudes abgehalten wurden, bestanden darin, daß vor einem weitern Publikum — auch Offiziere der Garnison und Vertreter der Universität fanden sich ein — Reden patriotischen und wissenschaftlichen Inhalts, manchmal auch poetische Arbeiten der Mitglieder zum Vortrag gelangten. Berends las einmal eine Erzählung nach Plato, „Die Unterirdischen“ vor, ein andermal sprach er „Über eine in unserm

Zeitalter sehr gewöhnliche Geisteskrankheit, die Zerstreuungssucht"; Huth las „Von den Mitteln der Aufnahme der Baukunst, in wie fern diese dem Glück der Völker zuträglich ist", zwei Jahre vorher hatte er Gedanken über „Humanität" entwickelt; andere sprachen über geschichtliche Stoffe, ein Legationsrat von Kleist einmal „Über Patriotismus"; auch Studenten kamen etwa zum Wort, Zschokke aber, scheint es, hat an diesen öffentlichen Sitzungen nie anders denn als Zuhörer teilgenommen. Als er sich schon auf seiner Reise nach der Schweiz und — wie er glaubte — nach Italien befand, berichtete ihm Hausen von einem seltsamen Vortrag des Professors der Rechte Johann Gottlob Heinrich Pirner: Er „bewies, daß das Feuer des Vesuvs mit der französischen Revolution Ähnlichkeit habe, er bewies es 1 und 1/2 Stunden und wir konnten es nicht einsehen. Wenn Sie nach Italien kommen, so untersuchen Sie doch den Vesuv und schreiben bald wieder"[79].

Zschokke erzählt[80], während seiner ersten Studienzeit habe er sich, zurückgezogen, eifriger Arbeit beflissen, nur wenige Personen seien ihm in Frankfurt bekannt gewesen, bis ihm plötzlich ein unversehenes Ereignis einen größern Freundes- und Bekanntenkreis verschafft habe: Johann Gustav Friedrich Toll[81], der Sohn eines Rendanten der königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin und (vom Friedrichsgymnasium auf dem Werder her) der Schulgenosse und Freund Wackenroders und Tiecks, hatte sich einen Monat nach Zschokke an der juristischen Fakultät in Frankfurt einschreiben lassen[82]. „Mit angestrengtem Fleiße hatte er auf der Schule gearbeitet, und da er auch an künstlerischen Spielen lebhaften Anteil nahm, manche Nacht geopfert. Durch starke körperliche Übungen suchte er dann das Gleichgewicht der Kräfte wiederherzustellen. Schon damals war sein Gesicht von einer unheilkündenden Blässe überzogen. Als Student setzte er diese Lebensart fort"[83]. Eine aussichtslose Liebe untergrub völlig seine schwankende Gesundheit, ein Nervenfieber ergriff ihn, dem er im Herbst 1790 in Frankfurt erlag. Von Steinbart sei Zschokke aufgefordert worden, dem verstorbenen Kommilitonen eine Grabrede zu halten[84]. Tieck, der beim schlechtesten Wetter von Berlin nach Frankfurt geeilt war, fand seinen „Freund bereits auf der Bahre". „Man hatte die Leiche ausgestellt; eine feierliche Bestattung war vorbereitet. Marschälle mit Stäben umgaben den Sarg. ... Das Begräbnis erfolgte mit allem studentischen Prunke. Ludwig (Tieck) wohnte ihm als Leidtragender bei.

Am Grabe sprach ein Student einige Worte der Erinnerung, Heinrich Zschokke aus Magdeburg. ... Ludwig machte seine persönliche Bekanntschaft, doch weder die Stimmung noch der Augenblick waren zu weiterer Annäherung geeignet. In trauriger Leere des Herzens kehrte er nach Berlin zurück"[85].

Wenn Zschokke meint, durch diese Leichenrede habe er erst die Aufmerksamkeit der Studenten auf sich gezogen, so bezeugt Tieck, daß er ihre Achtung schon vorher besaß: „Seine mannigfachen Erfahrungen, sein männlich ausgebildetes Wesen und Derbheit hatten ihm unter den Studenten bedeutendes Ansehen erworben"[86].

Zschokke gehörte zu jenem Schlage von Menschen, die nie lange ohne Freunde sind; er verstand sie im Flug zu gewinnen und für Lebenszeit festzuhalten. Auch in Frankfurt hatte er bald einen kleinen Kreis um sich versammelt — sei nun der Anlaß zur Bekanntschaft gewesen wie er wolle.

Einen seiner Freunde, mit dem er aber später, wie es scheint, wenig mehr verkehrte, hatte er aus Landsberg mitgebracht[87], Johann Karl Weil[88]. Er war der Sohn des Regimentquartiermeisters des Regimentes v. Normann und spätern Stadt- und Polizeidirektors zu Potsdam, Friedrich Wilhelm Weil, war wohl etwas jünger als Zschokke und „ein vortrefflicher Knabe, der viel wußte". Elfjährig wurde er in die Landsberger Schule aufgenommen, besuchte dann aber das Joachimstaler Gymnasium in Berlin, als dessen Abiturient er sich mit Zschokke in Frankfurt und zwar an der juristischen Fakultät einschreiben ließ. Er starb 1821 als Polizei- und Stadtratsmann in Potsdam.

Zschokke nennt in der „Selbstschau"[89] noch einen andern Freund, mit dem er von Landsberg aus an die Universität gezogen sein will, nämlich Gottlob Benjamin Gerlach[90]. Gerlach stammte aber aus Züllichau, war um 1770 geboren und der Sohn eines armen Gewandschneiders. Er hatte Steinbarts Waisenhaus und als einer der ersten dessen 1788 neu eingerichtetes Seminar durchlaufen und war erst zwei Wochen nach Zschokke in Frankfurt angekommen, wo er ebenfalls bei Hausen wohnte. Später wurde er Feldprediger in Landsberg, als emeritierter Prediger starb er 1845 zu Jähnsdorf bei Sommerfeld. Einen andern Studiengenossen mochte Zschokke dagegen schon in Landsberg kennen gelernt haben, Theodor Heinrich Otto Burchardt[91]. Am 13. Dezember 1771 war er als Sohn des Landsberger Oberbürgermeisters geboren, hatte das Pädagogium in Züllichau besucht und war in Frankfurt schon

ein Jahr vor Zschokke, am 2. Mai 1789, als Jurist eingeschrieben worden. Wenn er seine Ferien in der Heimat zubrachte, war es schon möglich, daß er mit Zschokke vor Ostern 1790 bekannt wurde. Burchardt starb als Justizrat in Landsberg a. d. W. am 6. Februar 1853. Ein dritter geborener Landsberger war August Ludwig Hahn[92], Sohn eines Baudirektors; er hatte das Joachimstaler Gymnasium besucht, aber wohl nicht bis zum Schlußexamen; als er sich ein Semester nach Zschokke in Frankfurt immatrikulieren ließ, bemerkte der Rektor zu seinem Namen in dem Matrikelbuch: „Adhuc examinandus". Später wurde er geheimer Regierungsrat in Magdeburg. Sein Namensvetter, Christian Friedrich Leopold Hahn[93], kam acht Tage nach Zschokke aus Stargard in Pommern an die Universität; er war der Sohn eines hochgestellten Predigers und wurde später Regierungsrat in Merseburg.

Am engsten scheint sich Zschokke an Schäffer, Marmalle, Hempel und Lohde angeschlossen zu haben. Otto Ferdinand Lohde,[94] der Sohn eines Kriegsrates in Berlin, wurde dort am 16. August 1770 geboren. Ein Semester vor Zschokke hatte er sich in Frankfurt eingeschrieben. Aus seiner spätern Zeit läßt sich[95] nicht mehr beibringen, als daß er 1803 bis 1843 Bürgermeister in Hildesheim, darauf — in westfälischer Zeit — Maire und dann wieder Bürgermeister dieser Stadt war und am 23. Juli 1851 starb. Ausführlichere Nachrichten dagegen besitzen wir über Heinrich Wilhelm Hempel[96]. Er war um 1771 in Berlin als Sohn eines königlichen Lotterie-Sekretärs geboren. Ostern 1791, ein Jahr nach Zschokke, war er nach Frankfurt gekommen und mit ihm gleich Marmalle als Adjunkt der Sozietät aufgenommen worden[97]. In ihrer öffentlichen Versammlung vom 25. September 1792 huldigte er dem preußischen König „in dem Geiste, welcher auf ihn, als Enkel der teutschen Dichterin, vererbt worden ist". Die Karschin war nämlich seine Großmutter, die ihn zärtlich liebte und der er manches wieder zuliebe tat. Als er sie des Studiums wegen verlassen mußte, konnte sie es in Berlin nicht ohne den Enkel aushalten; die Achtundsechzigjährige reiste ihm nach Frankfurt nach, wo sie bei dem Viktualienhändler Wolf wohnte. Zschokke wurde wohl von Hempel in ihre Gesellschaft geführt[98]. Sie starb im selben Jahr in Berlin, am 12. Oktober[99]. Von ihrem Großsohn schrieb sie: Er „wird ein Mensch wie Gott ihn haben will. Er heischt kein übertriebenes Lob, keines macht ihn stolz. Er ist unter den besten Menschen und ist sehr fleißig". Durch Heinrich Hempel war Zschokke auch

mit dessen Mutter und Schwester, Karoline von Klencke (1754—1802) und Helmina von Chézy (1783—1856), bekannt geworden[100]. Helmina bemerkt über ihren Bruder, der nicht imstande war, die allzuhohen auf ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen: Er „würde vielleicht auf keiner andern Universität gewonnen haben, was ihm durch Heinrich Zschokke's Umgang und Liebe in Frankfurt a. O. zuteil wurde. Beide Jünglinge waren poetisch, geistvoll, feurig und beseelt. Ihre Treue hat sich bis ins Greisenalter glänzend bewährt. Nur ihre Laufbahn war verschieden, nicht ihr Gefühl, noch ihre Gesinnung. Mein Bruder hätte seinem Talent zur Poesie vertrauen sollen; er hielt sich nicht ausschließlich genug an Zschokke: er geriet auf abirrende Bahnen, weil er sein Ziel aus den Augen verloren hatte." Noch 1850 lebte Hempel als pensionierter Rendant in Coblenz am Rhein.

Johann Georg Marmalle[101], der Sohn des Rektors der reformierten Schule in Königsberg, war Ostern 1791 von der dortigen Universität als Zwanzigjähriger nach Frankfurt gekommen. „Der Philosoph von Königsberg" wird er genannt[102], doch scheint er gerade in den philosophischen Fächern wenigstens schulmäßig schlecht beschlagen gewesen zu sein; als er sich im April 1792 vor dem Reformierten Kirchendirektorium einer Prüfung unterwarf, um die Licentia concionandi zu erwerben, wurde seine Bücherkenntnis als „verworren" bezeichnet, und was theologischen Lehrbegriff und philosophische Begriffe betraf, wurde er als „schwach in beiden" beurteilt; seine Probepredigt war zudem „schlecht disponiert, und auch im übrigen äußerst seicht und fehlerhaft ausgearbeitet", nur Vortrag und Deklamation fanden den Beifall der Examinatoren[103]. Marmalle hat sich später in Berlin aufgehalten und scheint früh gestorben zu sein.

Johann Gabriel Schäffer endlich[104] war am 27. September 1768 in Berlin als Sohn eines Hofbeamten geboren, hatte das Joachimstaler Gymnasium absolviert und war Michaelis 1787 als Theologiestudent nach Frankfurt gekommen. Ende 1790 erwarb er die Licentia concionandi in einer so glücklichen Prüfung, daß ihm die reformierten geistlichen Räte ihre besondere Zufriedenheit ausdrückten[105]; hierauf wurde er Hauslehrer, dann Stellvertreter am Frankfurter Friedrichsgymnasium, wo er, wie sich Ule erinnert, in den Arbeiten der Schüler auf streng logische Disposition des Stoffes hielt. 1799 kam er als Prediger nach Halle, neun Jahre darauf an die reformierte Gemeinde in Magdeburg, wo er am 30. Juli 1842 in hohem Ansehen starb.

Mit manchem seiner Studienfreunde hat Zschokke später etwa Briefe gewechselt, bei diesem oder jenem ist er zu Gaste gewesen, wenn er an seinem Heim vorbeikam. Alle — so weit die Quellen gehen — haben stets gerne seiner gedacht und mit kameradschaftlicher Bewunderung verfolgt, wie einer von ihnen im fremden Land, selbst sein Schicksal sich schmiedend, zur europäischen Berühmtheit aufstieg.

Die jungen Leute, mit denen Zschokke in Frankfurt verkehrte, scheinen alle zu den feineren Elementen unter der Studentenschaft gehört zu haben; mehrere von ihnen wurden gleich Zschokke als Adjunkte der Gelehrten Gesellschaft aufgenommen, so Marmalle, Hempel, Gerlach und Christian Friedrich Leopold Hahn[106]. Sie hätten sich, berichtet Zschokke[107], vom rohen Treiben der übrigen Kommilitonen zurückgehalten und unter sich eine frohe Geselligkeit gepflegt, „Schokoladebrüder" seien sie genannt worden. Diese Bezeichnung hatte im Wortschatz der Studenten des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts keinen freundlichen Sinn; so wurden die den Burschensitten widerstrebenden Tugendhaften genannt; wie zum Beispiel auch eine Gruppe von Jenenser Studenten, die im Jahre 1791 unter dem Hofmeister Stephani gegen das Duellwesen auftrat, von den „honorigen" Kommilitonen „mit dem ‚Ekelnamen' der Chokoladisten" bedacht wurde[108]. Ob diese Vereinigung Zschokkes mit seinen Freunden eine den Studentenorden ähnliche Organisation annahm und mit „der Chocolade" identisch ist, einem Orden, der sich 1793 aufgelöst haben soll und dessen Mitglieder sich zum Teil darauf mit den Unitisten verbanden[109], kann nicht erwiesen werden.

Dagegen zeugt das Stammbuch Marmalles, das uns ein freundlicher Zufall erhalten hat, dafür, daß der Freundeskreis Zschokkes keineswegs dem Muckertum verfallen war. Mehrere der Frankfurter Studenten haben sich auf den Blättern eingezeichnet und bisweilen — abgesehen von dem üblichen Stammbucheintrag — es nicht unterlassen, noch besondere „Memorabilia" zu verzeichnen, die den Freund später an gemeinsam Erlebtes erinnern sollten. Viele dieser Aufzeichnungen sind in ihrem fragmentarischen Stil für einen, der nicht dabei gewesen, völlig unverständlich, andere lassen für kühne Kombinationen Raum, alle zusammen aber zeichnen das Bild einer harmlosen Vereinigung junger Leute, die es verstanden, ihr Studienleben manchmal mit geistreichen, manchmal auch mit derben Einfällen, aber immer lebensfroh und zukunftsicher über das Gewöhnliche hinauszuheben. Sie pflegten gerne die

Sprichwörterspiele, die — nach französischem Muster — darin bestanden, daß ein Teil der Gesellschaft in einem rasch entworfenen und aus dem Stegreif gesprochenen Theaterstück den Inhalt eines Sprichwortes darstellte, dessen Wortlaut von den Zuschauern zu erraten war[109a]; sie verspotteten die altertümelnde Kanzleisprache und übten sich darin, sie zu sprechen, und wenn sie dann mit „sintemal" und „alldieweil" ernsthaft zu fremden Leuten kamen, wie einmal zu einer Gesellschaft von L'Hombrespielern in Cüstrin, so freuten sie sich, wie diese „männiglich" erstaunten. Marmalle brachte einst auf offener Straße Szenen aus „Otto von Wittelsbach", vielleicht nach dem Schauspiel von Babo, zur Aufführung, sodaß sich bald ein Kreis Neugieriger um die Studenten sammelte, und ein andermal wieder ermahnte er in ernsthaft väterlichen Worten seinen Freund Zschokke, seinem Rikchen treu zu bleiben. Auch über den Frankfurter Studenten war natürlich die Sonne von Kants Kritik aufgegangen, und so leistete sich einer den vorzüglichen Witz, daß er beim drohenden Ausbruch einer mutwilligen Rauferei erklärte: „Du kannst mir nichts tun, ich bin außer Raum und Zeit!" An „Gesänge" erinnert August Hahn, „und die dadurch zu bewirkende Erscheinung an gewissen Fenstern"; Zschokke gedenkt der Neujahrsfeier 1790/1, „Schmerzliche Nachwehen!" ruft er aus. Ein kleinerer Kreis von Freunden gab sich auch etwa Schwärmereien hin, die von den berühmteren der Hainbrüder nicht sehr verschieden gewesen sein mögen, und rettete sich „in die Idealenburg". Ein anderes Mal schwelgten ihrer Wenige in tiefsinnig-begeisterten Gesprächen über letzte Fragen des Daseins und schrieben auf ein Blatt einen mit Blut gezeichneten Freundschaftsschwur[110]: „Am Bunde ewiger Treue und unverbrüchlicher Freundschaft, welcher am 23. Juni 1791 bei Gelegenheit unsrer Unterhaltung über Entstehen, Sein und Tod, Prae- und Post-Existenz der Seele unter uns geschlossen und mit Blut unterkreuzt wurde

+	+	+
Heinrich Zschokke von Magdeburg schriebs am 23. Juni 1791	Otto Ferdinand Lohde von Berlin	Johann Marmalle von Königsberg in Preussen schriebs am 23. Juni 1791"

Wie harmlos das alles gemeint war, zeigt eine Notiz in Zschokkes Memorabilien: „Der Bund für die letzte Lebensstunde und irdisches Wohl, geschlossen bei unserm Bluttrank und einer Schüssel grüner Erbsen!" An ernsteren Gesprächen beschäftigte die Freunde einmal während einer Wasserfahrt

ein Streit über das Prinzip der Ästhetik; wohl hat Zschokke den größten Teil seiner damaligen philosophisch gerichteten Schriften und Aufsätze vor ihrer Veröffentlichung zum Gegenstande einer Disputation gemacht, für manche mag er auch erst in solchen Unterhaltungen die erste Anregung erhalten haben. „Öftere Fehden unter uns", erwähnt er und fügt bei: „welche übrigens die Würze der Freundschaft sein müssen". Seine Memorabilien schließt er mit der Erwähnung eines schmerzlichen Ereignisses: „Eine alte polnische Dame wird von mir für die neuankommende Geliebte gehalten. Oh!"[110a].

Mit seinen Freunden unternahm Zschokke in den Hundstagen 1791 einen Ritt zu Burgheim nach Landsberg, wohin ihn noch immer „ein gewisser Magnet" zog[111]. „Wir bitten Mr. Lichtenfeld und Mamsell D** noch um ein paar Schritte", melden die Memorabilien und stellen lakonisch fest: „Es geht ein Herz verloren". Zur selben Zeit ungefähr ritt er in einem Nachmittag zu seinem Neffen und Jugendfreunde Heinrich Faucher nach Cüstrin und zurück[112]; die „Selbstschau" erwähnt „ritterliche Ausflüge gen Pommern, Polen oder in die Lausitz"[113].

Mitte März 1791 suchte Zschokke zum erstenmal nach über dreijähriger Abwesenheit seine Vaterstadt Magdeburg wieder auf[114]. Behrendsen berichtet über das Wiedersehen: „Er klopft an, bringt eine Empfehlung von Herrn Zschokke, derselbe würde nächstens selbst nach Magdeburg kommen und mir persönlich aufwarten. Er hatte ein grau Jäckchen an, um den Kopf hundert Locken, einen Kopf höher war er gewachsen, seine Stimme männlich geworden. Nun konnt er sich nicht länger halten — er fiel mir um den Hals"[115].

Seinen Verwandten konnte er sich wohl als weltkundigen und selbständig gewordenen jungen Mann vorstellen, der eine Zukunft vor sich hatte. Sie scheinen sich nun mit ihm versöhnt und seine heimliche Flucht ihm verziehen zu haben; seiner Schwester Lemme widmete er auf ihren zweiundvierzigsten Geburtstag (am 18. April) ein Gedicht, das im herzlichsten Tone gehalten ist[116]. Anfangs Mai kehrte er wieder nach Frankfurt zurück, wo er nach sechswöchiger Abwesenheit viel Arbeit vorfand[117]. Bald darauf erwiderte ihm Lemme seinen Besuch, und der junge Handwerker wurde von Zschokke in dem Kreis der Universitätsfreunde heimisch gemacht[118].

Als Zschokke in der Mitte seines vierten Semesters stand, richtete er an die philosophische Fakultät das Gesuch, es möchte ihm erlaubt werden, sich der Prüfung zur Erwerbung

der Würde eines „Doctoris philosophiae et Magistri bonarum artium“ zu unterziehen[119]. Im allgemeinen kamen Promotionen an der philosophischen Fakultät sehr selten, an der theologischen fast nie vor, wogegen sie an der medizinischen sehr häufig waren. Die Universität Frankfurt hat in den Jahren 1790 bis 1795 nur drei Studenten — von Professoren anderer Fakultäten und hervorragenden Persönlichkeiten, die ohne mündliche Prüfung und nur auf Grund ihrer Veröffentlichungen sozusagen ehrenhalber die Würde zuerteilt erhielten, sehe ich ab — zu Doktoren der Philosophie erhoben, während sie in derselben Zeit ihrer siebenundvierzig zu Doktoren der Medizin machte[120]. Gegen die medizinischen und juristischen Fakultäten ging denn auch ausschließlich die scharfe Kritik der Zustände im Prüfungswesen, die so angesehene Vertreter wie den Professor Meiners fand[121]. Wenn Alexander von Humboldt 1787 sich absprechend über die medizinischen Doktorprüfungen in Frankfurt äußerte[122], so scheint auch er daraus keine ungünstigen Schlüsse auf die Verhältnisse an den andern Fakultäten gezogen zu haben.

Das Gesuch, das Zschokke an den Dekan der philosophischen Fakultät, den Professor Johann Gottlob Schneider, richtete, hieß im Wortlaut[123]:

„Verehrungswürdiger Herr Decan,
Wohlgeborne, Hochgelahrte Herrn Professoren
der philosophischen Fakultät,

Da ich bisher das Studium der Philosophie meinen Kräften gemäs mit dem Studio der Theologie zu verbinden mich bemüht habe: so ists mein einziger Wunsch die Würde eines *Doctoris philosophiae et Magistri bonarum artium* zu empfangen. Ich wende mich deswegen ergebenst an Ew. Ew. Wohlgeboren, mir zur Prüfung meiner Kenntnisse gewisse *theses* zu bestimmen, wie auch nach Ausarbeitung derselben mir gütigst den Tag zum mündlichen Examen anzusezzen. — Weil ich aber in den mathematischen Wissenschaften nicht fähig genug bin, in einem *examen rigorosum* bestehen zu können, so bitte ich dieserwegen Ew. Ew. Wohlgeboren um gütige Nachsicht, besonders da ich von dem Werth derselben für die Philosophie zu sehr überzeugt bin, als daß ich auch künftig versäumen sollte, weitere und glüklichere Fortschritte in denselben zu machen. — Ja, ich wage, überzeugt von Ihrer Güte, noch eine Bitte dieser hinzuzufügen. Da meine Vermögensumstände mir es nämlich verweigern den höchsten Saz von 40 Rthlrn zu entrichten: so ersuche ich Ew. Ew. Wohlgeboren den gewöhnlichen Saz von 24 Rthl. gefälligst anzunehmen.

In der schmeichelhaften Hoffnung nicht fehlgebeten zu haben, verharre ich,

Wohlgeborne, Hochgelahrte Herrn
Dero ergebenster Diener
Frankfurt a/O' d 26t Jan. 1792 Heinr. Zschokke."

Die Professoren erklärten sich alle ohne weiteres bereit den Kandidaten zur ermäßigten Gebühr (die restlos unter sie verteilt wurde) zur Prüfung zuzulassen, hingegen hatten einige, was seine Fähigkeiten betraf, gewichtige Bedenken. Mündlich habe ihm Zschokke noch gestanden, bemerkte Schneider in dem Rundschreiben, das die Professoren von dem eingegangenen Gesuch in Kenntnis setzte, daß er auch in der Latinität ungeübt sei, was „das deutsche Bittschreiben verursacht hat". Wenn sie die zugestandenen Schwächen übersehen wollten, so möchten sie „einige seinen Kenntnissen gemäße *Theses* aufsetzen, insonderheit philosophische, weil der H. Candidat sich insonderheit mit Philosophie beschäftigt haben will". „Ich will dann, fügte er bei, ein paar Fragen über die schönen Wissenschaften hinzufügen, mit denen er sich ebenfalls eine Zeitlang abgegeben haben muß, so viel ich aus einigen öffentlichen Proben habe urteilen können. Weiter kenne ich ihn nicht."

Da die Professoren gerade in gutem Frieden lebten, den keiner ohne Not brechen mochte, kann man in den damaligen Rundschreiben unter ihnen häufig bemerken, daß das Votum des Erstbefragten für die Entscheidung ausschlaggebend war. So war es für Zschokke ein Glück, daß Schneider die Akten zuerst an Hausen sandte, dem das Schicksal des jungen Studenten besonders am Herzen lag. Er sprach lebhaft für ihn; er lasse es sich sehr gern gefallen, daß es beim Satze von vierundzwanzig Talern bleibe, „denn ich weiß, daß seine Vermögens-Umstände ganz mittelmäßig sind, und ich bin der Meinung, daß man Anfängern alle Wege bei der an sich sehr mühsamen Laufbahne erleichtern müsse. Der *Candidat* hat wirklich Natur-Fähigkeiten, und hat auch seine Zeit mittelst Privat-Fleißes auf der Universität nutzbar angewendet: Er ist auch in der Geschichte nicht ungeschickt; was seine Kenntniß der lateinischen Sprache anbelanget, so kenne ich selbige nicht: daß er oben einen deutschen Brief übergeben, daran bin ich schuld, weil ich ihm auf sein Befragen antwortete, es sei willkürlich ob er deutsch oder lateinisch schreibe, indem man die Latinität aus der *Elaboratione* der *Thesium* an sich beurteilen könnte." — Steinbart äußerte sich, er hätte sehr

gewünscht, „daß Herr Zschocke sich noch eine längere Zeit zur *Promotion* vorbereitet und besonders auch sich in der lateinischen Sprache mehr geübt hätte", doch fügte er sich und setzte ein „Thema logicum" auf den Laufzettel. Wünsch stimmte allem bei, auch war er bereit, sein physiologisches Thema wieder auszustreichen, „wenn Ew. Wohlgeb. es für gut finden, oder *candidat* es *dekliniert";* Huth dagegen ging strenger mit Zschokke ins Gericht: „Freilich ist Hr. Zschocke noch kein Gelehrter; dazu hat er sich zu wenig mit ernsthaften Wissenschaften abgegeben. Ich würde keinem Candidaten das lateinische Schreiben abraten, und selbst Candidat, mich schämen, in solcher Angelegenheit an eine Philosophische Facultät deutsch zu schreiben. In Betracht des mir vom Hrn. Candidaten bekannten Fleißes und stillen guten Lebenswandels gebe ich ihm meine Stimme zur Magisterwürde, und füge ein Mathematisch-Philosophisches Thema bei."

Die erwähnten Themen erhielt Zschokke zur schriftlichen Ausarbeitung; am 10. März konnte er sie abgeben, worauf er sich acht Tage später im Hause des Dekans der Fakultät einer mündlichen Prüfung zu unterziehen hatte. Damit waren von ihm die Bedingungen erfüllt, daß ihm die Fakultät mit Genehmigung des Oberschulkollegiums[124] die Würde eines „Doctoris philosophiae et Magistri liberalium artium" erteilen konnte. Zur Erlangung der Facultas legendi war noch eine Disputation erforderlich, und dieser unterzog sich Zschokke wiederum acht Tage später, am 24. März 1792. Marmalle und Gerlach waren seine Opponenten; daß er ohne Präses auskam, beweist, daß er mit seiner Latinität doch nicht ganz schlimm bestellt war[125]. Die neunzehn Quartseiten umfassende Dissertation, die er in der Disputation verteidigte, war lateinisch geschrieben und trug den Titel: „Hypothesium diiudicatio critica"[126]. Er versuchte in dieser logisch-erkenntnistheoretischen Studie in einem ersten Teil die Entstehung der Hypothesen darzustellen, in einem zweiten darauf eine Einteilung derselben zu geben. Steinbart ist darin nicht genannt, hingegen hat Zschokke an einer Stelle mit begeistertem Lob einen Ausspruch von Berends angeführt, den er als seinen Lehrer mit größter Hingebung verehre[127].

Auch nach der Prüfung waren die Professoren noch nicht sonderlich von den Fähigkeiten des Kandidaten entzückt; Professor Born in Leipzig[128] berechnete für einen Philosophiestudenten eine Studienzeit von acht Semestern; wie konnten für Zschokke zwei Jahre, während welchen er sich noch theo-

logischen Studien zu widmen hatte, auch bei allem Fleiß zu einem befriedigenden Abschluß genügen! Das Diplom als Doktor und Magister der Philosophie und freien Künste wurde ihm auf den 24. März 1792, den Tag seiner Disputation, ausgestellt[129].

Die Freunde feierten den jungen Graduierten; Marmalle und Hempel verfaßten ein Gedicht und ließen es drucken:

„Sohn der Ehre, großer Überwinder
aller Mühe, die man DIR erschuf!
Pocht DEIN froher Busen schon gelinder?
Zitterst DU vor jener Höhe minder,
und vor jener schweren Stunde Ruf?"

Sie preisen seine neue Würde; einmal noch wollen sie mit ihm fröhlich sein, ehe er sie verlasse; das freundlichste Geschick möge in seiner Heimat dann über ihm walten:

„Wiege dann in süßen Harmonien
Dich mit Deiner Auserwählten ein!
Liebe müsse Dir entgegenglühen,
Um die Wette soll man sich bemühen,
Dir ergeben auf den Wink zu sein.

So mit guten Menschen rings umgeben,
ruhe Dich von Arbeitssorgen aus!
Wie im Paradiese wirst Du leben,
Himmelsruhe wird Dich dort umschweben,
leere ganz den Freudenbecher aus!

Aber mische seinem Balsamfluße
auch bisweilen unsre Namen bei:
Rufe dann im Seligkeitsgenusse
Rikchen oft heran zum heißen Kusse,
sprich: ‚Wie Du — so waren jene treu!'[130]."

Nachdem Zschokke an der Universität den höchsten Grad ihrer Würden erreicht, sei er — nach seinem Bericht[131] — gleich andern Tags nach Cüstrin gereist, um vor dem dortigen Konsistorium eine Prüfung zu bestehen, die ihm die Licentia concionandi für die preußischen Staaten eintrug[132]. „Im Jahre 1792" war er, wie Hausen erzählt[133], „Kandidat der Theologie, predigte mehrmals und zwar mit vielem Beifall. Eine sehr glückliche und zweckmäßige Deklamation unterstützte den guten und blühenden Vortrag."

Ob Zschokke, wie es nach diesen Worten scheinen möchte, in Frankfurt die Kanzel betreten hat, oder ob das nicht der Fall war und Hausen nur nach Äußerungen anderer diese Stelle in seine biographische Skizze aufnahm, ist nicht bestimmt zu erweisen[134]. Sicher dagegen hat Zschokke, als er nun, seine

Prüfungsausweise in der Tasche, als gemachter Mann die Heimatstadt wieder aufsuchte, in der Katharinenkirche, wo er getauft und unterwiesen worden war, seine jugendliche Beredsamkeit zur Geltung gebracht.

Wiederum ist aber völlig ungewiß, in welcher Absicht Zschokke im März 1792 Magdeburg aufgesucht hat. War es von Anfang an sein Ziel, als akademischer Lehrer in Frankfurt aufzutreten, und wollte er nur einige Zeit an der Universität aussetzen, um damit als Lehrer von seinen frühern Mitstudierenden einige Distanz zu gewinnen? So möchte es nach dem Gedichte Marmalles und Hempels scheinen, die den jungen Magister begrüßten:

„Laß uns, neugeborner Weisheitslehrer,
noch den Bundesbruder in Dir sehn!
Juble mit uns! künftig sind wir Hörer,
Sind des ernsten Freundes Ruhmvermehrer —
fröhlich lächelnd mußt Du von uns gehn"[135].

Anderseits aber scheint ihm sehr daran gelegen gewesen zu sein, in Magdeburg eine Anstellung zu erhalten, und die schlecht verhehlte Bitterkeit, mit der er von seinem Mißerfolg zu sprechen pflegte[136], läßt nicht daran denken, daß er ihn gar leicht genommen hätte und seine Bewerbung nur ein unbedeutendes Intermezzo seines Magdeburger Aufenthaltes gewesen wäre. Wohl mag ihn auch Rikchen, seine Jugendgespielin, die indessen zum heiratsfähigen Mädchen aufgeblüht und die ihm wohl schon bei seinem Ferienbesuch im Jahre 1791 begehrenswert erschienen war, nach der Heimat gezogen haben.

Er pflegte mit seinen alten Freunden und Verwandten in Magdeburg herzliche Geselligkeit; gern zeigte er sich wohl auch im Glanze seiner Gaben, die geeignet waren, die einfachen Leute in Erstaunen und Bewunderung zu setzen. So sassen sie einst im Rothenser Busche, man spielte das damals beliebte Lied: „Gesundheit, Herr Nachbar, mein Gläschen ist leer", — Zschokke fand an der Melodie Gefallen, nicht aber am Text; rasch läßt er sich Papier bringen und wirft auf der Stelle neue Worte dazu hin:

„Den Becher geschwungen und wieder gefüllt,
So lange den Trauben der Nektar entquillt!
Es lauten die Stimmen der Weisen bedenklich:
‚Hier unter dem Monde ist Alles vergänglich'.

Drum trinket den Becher der Freude noch leer!
Wenn's immer so wär!
Chor: Wenn's immer so wär![137]"

„Als ich Euch, wird Zschokke später von Behrendsen erinnert[138], wegen Eures spärlichen Besuchs ein scheltendes Billet zugesendet hatte, kamt Ihr mit raschen Schritten auf mich zugelaufen. ‚Ich werde Ihnen, spracht Ihr, gleich das Maul stopfen', und stecktet mir schnell einen Honigkuchen in den Mund."

Neben solchen fröhlichen Einfällen konnte sich Zschokke auch in Magdeburg der schwermütigen, weltschmerzlichen Stimmung nicht entziehen, die bis zu seiner Schweizerreise immer wieder über ihn gekommen ist. So dichtete er:

„An mein Herz.

Bist du denn zum Jammer nur geboren,
Armes Herz, das wenigen gefällt?
Sprich, wie hast du dich hieher verloren
In die kalte, todte Menschenwelt?
. . . .
Willst du glücklich werden, wohl so meide
Menschen, und entflieh in Wüstenein;
In den Felsenschlüften wohnt die Freude
Und die schönste unterm Grabesstein[139]."

Sich selber suchte er wohl vor allem über die Mangelhaftigkeit unserer Erkenntnis zu trösten, die keine andere Möglichkeit lasse als sich darein zu schicken, daß wir aus unserem traumhaften Leben nicht in die Wirklichkeit gelangen können, wenn er an Lemmes Gartenhaus die Sentenz schrieb: „Weinet nicht, denn Gott ist unser, unser ist das Los der Freundschaft, was bedürfen wir mehr, um den Traum des Lebens schön zu träumen!"[140]

Am 16. Juni starb der zweite Pastor an der St. Katharinenkirche, Georg Andreas Weise[141], bei dem Zschokke konfirmiert worden war. Die Stelle sollte neu besetzt werden; der Glockengießer Ziegener hätte es wohl gerne gesehen, wenn Zschokke in Magdeburg als Pastor seßhaft geworden wäre und Friederike hätte heimführen können. Schwerlich hat sich der junge Liebhaber diesem Plane widersetzt, er hielt eine Gastpredigt in der St. Katharinenkirche, und bei der Wahl glaubte Ziegener, der Kirchenvorsteher war, Zschokkes Anstellung bewirken zu können. Mit fünf von zwölf Stimmen fiel er aber, wie Behrendsen berichtet[142], bei der Wahl durch, ein Prediger Duhm wurde ihm vorgezogen[143].

Damit war die Möglichkeit, die Geliebte heimzuführen, wieder in weite Ferne gerückt. Er scheint es sich, nachdem man seine Dienste in der Vaterstadt ausgeschlagen, zum Vorsatz gemacht zu haben, außerhalb ihrer sein Glück zu suchen und, sobald er imstande wäre, ein Haus zu gründen, Rikchen zu sich zu holen. Allein bis er so weit war, vergingen Jahre. Friederike, mit der er sich in Magdeburg verlobt hatte[144], wartete auf ihn. Die Korrespondenz mit Ziegeners ist verloren: wenn Zschokke aber sonst nach Magdeburg schrieb, vergaß er nie, sie grüßen zu lassen. Als er im Frühjahr 1795 seine Schweizerreise antrat und Magdeburg nicht mehr aufsuchte, scheint man das bei Ziegeners einer Auflösung des Verhältnisses gleich erachtet zu haben. Zschokkes Briefe wurden nicht mehr beantwortet[145], und um die Wende des Jahres 1795 heiratete Rikchen einen andern, den Weinhändler Schubert in Magdeburg[146]. Zschokke traf die Nachricht in Paris; sie war für ihn, der innerlich eben eine schwere Zeit durchmachte und mit dem Plane umging, wieder nach Hause zu reisen, ein harter Schlag[147]. „Daß sich Rikchen verheiratet, schrieb er an Lemme[148], war mir etwas auffallend — wie kömmts, daß ich von dem Ziegenerschen Hause, trotz meiner wiederholten Anfragen, niemals Nachricht bekam? befindet sich dort alles wohl? wahrscheinlich, wenn man ans Hochzeitmachen denkt.“ Doch hat er sich der Familie immer wieder freundschaftlich empfehlen lassen; als sie später ein schweres Schicksal zu tragen hatte, schrieb er an Behrendsen: „Die alten Ziegeners dauern mich, mußten die guten Leute solchen Lebensabend haben! — Ich wünschte nichts mehr, als daß Ihr, liebster Gevatter, in einer müßigen Stunde zu diesen guten lieben alten Leuten hinginget und in meinem Namen besuchtet und ihnen sagen wolltet: daß ich ihrer immer noch mit der zärtlichsten Freundschaft gedächte. Auch Rikchen (Madame Schubert) grüßet von mir, saget ihr, daß ihre Silhouette noch heut über meinem Schreibtisch hange, mit der Unterschrift: Saturnalia regia. Fraget sie unter vier Augen, und faßt Euer Auge in das ihrige, wie ich sie fragen würde: Ob sie auch glücklich sei? und saget ihr: Ich sei es vollkommen“[149]. — Schwerlich hätte Friederike die Frage nach ihrem Glück bejahen können; sie hatte, wohl durch eigene Schuld, ein freudeloses Eheleben. 1825 stand sie in Scheidungsklage mit ihrem Mann und lebte getrennt von ihm, „weil dieser ihr freches, üppiges und wollüstiges Leben nicht länger dulden wollte.“ Sie hatte „ihren Mann verlassen; verstoßen“ war „sie

nicht"[150]. Wie sie geendet hat, darüber fehlt eine Nachricht. — Nach der „Selbstschau"[151] hat Zschokke von Magdeburg aus, seine Ungebundenheit benützend, mancherlei Ausflüge unternommen, so nach der alten Universitätsstadt Helmstädt, nach Wolfenbüttel, in den Harz, die Gärten von Wörlitz und nach Barby[152]. Am 30. September stand er noch Pate bei einem Töchterchen Behrendsens[153], dann reiste er Mitte Oktober 1792 wieder nach Frankfurt. In Potsdam hätten ihn Gerlach und andere zurückgehalten, meldete er Lemme[154] am 16. Oktober; den folgenden Tag wolle er in Berlin verbringen, wo er bei Marmalle wohne, die Kollegien begännen ja erst am 29. Noch nie sei ihm ein Abschied so schwer geworden wie dieses Mal, als er seine Heimat verlassen habe. „Gott wolle, ruft er aus, daß ich kälteres Blut bekomme, es wird mir nützlich sein!"

Zschokke beginnt in der „Selbstschau" den Abschnitt „Der Doctor legens" mit dem Geständnis[155], über diese Zeit seines Lebens lasse sich wenig berichten. Sie verfloß, meint er, „arm an Ereignissen; doch nicht ohne Anmut". Hatte er sich als Student fast ausschließlich unter seinen Kameraden bewegt, so waren diese jetzt wohl zumeist in alle Winde zerstreut, nur Schäffer hielt sich noch in Frankfurt auf, und Zschokke sah sich mehr auf die Gesellschaft in Familien angewiesen.

Vor allem bei Hausens, bei denen er wohnte, war er mit seiner Unterhaltungsgabe ein gern gesehener Gesellschafter. „Glauben Sie", schrieb ihm später die Gattin Hausens nach Bayreuth[156], „daß in unserem Zirkel ein leerer Raum ist. Bald erinnert das Fortepiano an das genossene Vergnügen, bald die Sommerstube, ersteres an Ihre angenehmen Vorspielungen, letztere an Ihre oft munteren und scherzhaften Unterhaltungen, die wir alle so gerne hörten."

In der Nachbarschaft wohnte Christian Ludwig Friedrich Apitz, ein Buchdrucker und Verleger, der im Hause Forststraße Nr. 3 sein Heim hatte[157]. Ihm und seiner Gattin widmete Zschokke mehrere Gelegenheitsgedichtchen, so eines handschriftlich auf ihren Hochzeitstag, den 29. Januar 1794[158]. Spätere Korrespondenzen bezeugen die Anhänglichkeit, die Zschokke mit dieser Familie verband[159]; geschäftliche Interessen mögen die Freundschaft veranlaßt oder wenigstens gestützt haben: Apitz hat eine beträchtliche Zahl von Zschokkes Jugendschriften verlegt. Beim Buchhändler Johann Andreas

Kunze, der sein Geschäft im Leinwandhaus am Markt hatte, erschien das erste Bändchen der „Schwarzen Brüder“, der Roman „Abällino“ und die „Ästhetik“. Als Kunze am 16. Juli 1794 starb[160], sprang Zschokke der bedrängten und ratlosen Witwe seines Freundes mit Rat und Tat bei und führte selbst für einige Zeit Buchladen und Handlung weiter[161]. An die Freimaurerloge richtete er die dringende Bitte, sie möchte doch für die zwei hinterlassenen Kinder „ihres“ Kunze sorgen[161a]. Ferner war er mit der Familie Harttung befreundet, deren drei Vertretern dreier Geschlechter er herzlich zugetan war. Der Großvater, Karl David Harttung, hatte 1773 in der Dammvorstadt ein Wachswarengeschäft begründet, das sein Sohn, Karl Friedrich[162], weiter ausbaute. Der Enkel, „Karlchen“, wurde am 28. August 1790 geboren, besuchte — vielleicht auf Zschokkes Rat — das Pädagogium am Kloster U. L. Frauen in Magdeburg[163], kämpfte später in den Freiheitskriegen mit und gelangte in der Vaterstadt zu hohen Ämtern und Ehren; er starb 1866. An ihn richtete Zschokke zur Feier seines vierten Geburtstages in des Großvaters und im eigenen Namen je ein Gedichtchen auf einem Seidenband.

Zschokkes Wunsch lautete:

„Mit diesen Blumen schmück' ich Dich
An Deinem Wiegenfeste;
Heut' über zwanzig Jahr' wird sich
Ganz sicherlich
Wohl eine schön're Hand bemüh'n.
Doch eh' die zwanzig Jahr' entfliehn,
Nimm immer noch die meinen hin;
Sie sind Dein Ebenbild, doch welke nicht so früh,
Wie sie![164]“

Auch in der Familie des Stadtchirurgen Schulz, die ihrerseits wieder mit Apitzens befreundet war, verkehrte Zschokke; doch war dieser Verkehr nicht ganz ungefährlich: Christian Gottlob Schulz[165] hatte eine Tochter im Alter Zschokkes[166], Johanna Lisette, die mit einem „Herrn Regierungsrat“, wahrscheinlich dem königlich preußischen Justizkommissionsrat Christian Gottlieb Jachmann[167], verlobt war. Zschokke war dem Töchterchen sehr gewogen[168], vielleicht ist er auch ihretwegen häufiger, als es sonst der Fall gewesen wäre, zu Schulzens gegangen. Der Klatsch der kleinen Stadt vermochte jedenfalls das unklare Verhältnis zwischen ihnen nicht zu ertragen, und der Verlobte Hannchens erhielt einen — wohl anonymen — Brief, worin der Umgang Zschokkes in dem

Hause des Stadtchirurgen „verdächtig erwähnt" wurde. Zschokke hörte davon, und in einem Schreiben vom 8. Januar 1794 machte er sich daran, dem „Herrn Regierungsrat" die Harmlosigkeit seines Verkehrs mit Hannchen zu versichern und zu beweisen. Stets seien die „würdigen Schwiegereltern" Zeugen ihrer Unterhaltung gewesen; er sei überzeugt, schreibt Zschokke, daß Jachmann den Charakter seiner „künftigen Frau Gemahlin besser kennen und ihm mehr glauben" werde, „als dem albernen Gespött eines Verleumders". „Ein Beweis von der Unsträflichkeit unseres beiderseitigen Umgangs ist, heißt es weiter, daß ichs nie gewagt habe, Ansprüche auf das vortreffliche Mädchen zu machen, indem all meine Verhältnisse mirs zu tun untersagen. Ja, es gab eine Zeit, wo ich selber, aus Furcht vor einer Verleumdung, die mir so angenehme Bekanntschaft und Freundschaft mit Hannchen und ihren Eltern abbrechen wollte, um den reinen Ruf des guten Mädchens unbeschadet zu erhalten. Nehmen Sie, würdiger Mann, diese Zeilen als die ersten Beweise eines Herzens, welches sich Ihre Freundschaft wünscht, und verlachen Sie in den Armen der Tugend, denn so darf ich Hannchen wohl nennen, meine, und Ihre Feinde"[169].

Über den freundschaftlichen Verkehr Zschokkes mit den Professoren Steinbart, Berends, Wünsch und Huth, der gewiß statthatte, ist — abgesehen von den kurzen Worten in den „Lebensgeschichtlichen Umrissen"[170] und in der „Selbstschau"[171] — nichts zu erfahren.

Im Sommer 1794 zog Zschokke außerhalb Frankfurts und wohnte, eine kleine Meile davon, auf dem Rittergut Lichtenberg[172]. „Hier in dieser reizenden Einsamkeit", schrieb er an Frau von Klencke[173], „will ich einen ganzen Sommer verschwärmen, um die Natur recht ungefesselt, in ihren täglichen und nächtlichen Reizen genießen zu können; um wieder aufzuleben und an Geist und Körper wieder zu genesen, da mich die Stadtluft schon um Farbe und Heiterkeit der Jugend betrog und mich dreiundzwanzigjährigen Knaben zum Greise umwandeln wollte. O, es ist hier ein liebenswürdiger Aufenthalt; über, unter und neben mir lebt und webt und blüht und freut sich alles. Meine alten Graubärte, Aristoteles und Plinius (?)[174], scheinen selbst wieder lächeln zu wollen." — Das Landleben zeigte sich dem Naturschwärmer auch von der weniger angenehmen Seite: ein Nagel im losen Brette eines Zaunes drang, als er versehentlich darauftrat, ihm durch den Fuß, sodaß er gegen zwei Wochen lang hinken mußte;

und kaum war er wieder hergestellt, so begegnete ihm ein kleines Jagdunglück, indem die Flinte sprang und ein Eisenstück seine rechte Hand verletzte[175]. Die beiden Unfälle nötigten ihn von seinem Plan, die Magdeburger Freunde in den Herbstferien aufzusuchen, abzustehn, und so hat er sie überhaupt nicht wieder gesehen.

Ein halbes Jahr darauf wurde Zschokke von einer Todesnachricht aus Magdeburg aufs äußerste mitgenommen: in der Nacht vom fünften auf den sechsten Dezember 1794 starb sein Schwager Faucher, der ihm mit seiner Gattin in der Heimat am meisten Liebes erwiesen hatte[176]. Um dieselbe Zeit, ja in derselben Nacht war Zschokke selber nur durch einen Zufall dem Tode entgangen. Während er in einer Gesellschaft war, hatte das Stubenmädchen ohne sein Wissen von außen „an der Verbesserung des Ofens" gezimmert und den Luftabzug so verlegt, daß am folgenden Morgen beim Einheizen „Feuer und Rauch" in die Stube drangen. „Ich lag und träumte", berichtet er an Frau von Klencke, „der Dunst benebelte allmählig meine Besinnungskraft; in dumpfer Betäubung lag ich schon da, dem Tode näher als dem Leben. Noch zur glücklichen Minute wurde man den Rauch in meinen Nebenzimmern gewahr und kam mir zu Hülfe"[177].

Mit Frankfurter Kreisen stand der Schwiegersohn des Universitätsprofessors von Bergen, der Oberkonsistorialrat und Oberschulrat Karl Franz von Irwing, in nahen Beziehungen. 1728 geboren, studierte er die Rechtswissenschaften, um bald darauf seine glänzende Laufbahn anzutreten. „Er war offenherzig und dienstfertig, tätig in seinen Amtsgeschäften, ein Freund seiner Freunde, von denen viele ihm ihr ganzes Glück zu verdanken haben, und denen sein Andenken stets heilig sein wird", sagt ein ihm offenbar Nahestehender zu seiner Würdigung[178]. Irwing starb am 17. Dezember 1801; in mehreren popularphilosophischen Schriften hat er Beweise seiner vielseitigen Fähigkeiten gegeben, vor allem in den „Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen" (1772) und in dem „Versuch über den Ursprung der Erkenntnis der Wahrheit und der Wissenschaften" (1781). In der Nähe Frankfurts besaß er — nach Zschokkes Erinnerung[179] — ein Landgut, wo er sich während des Sommers aufzuhalten pflegte. Ob das Lichtenberg war und ob Zschokke dort seine Bekanntschaft gemacht hat, ist nicht bestimmt zu erweisen[180]; sicher hat dagegen der junge Privatdozent von dem ehrwürdigen, in hohen Ämtern stehenden Manne manches gute Wort emp-

fangen und auf der Schweizerreise seinen Aufenthalt in Berlin nicht vorbeigehen lassen, ohne ihn aufzusuchen[181].

Im Jahre 1794 wahrscheinlich hat sich Zschokke noch ein weiterer Kreis von Freunden geöffnet, indem er damals in Gesellschaften Berlins eingeführt wurde. Ungewiß ist, wem er diese neuen Freundschaften verdankt; man könnte an frühere Studiengenossen denken, wie Marmalle oder Weil; nahe läge es, auf den Professor Huth zu schließen, der später Heinrich von Kleist ja denselben Dienst erwies. Durch irgend eine solche Verbindung kam er in das Haus des Kupferstechers Johann Friedrich Bolt, dem wir das treffliche Jugendbildnis Zschokkes verdanken[182]. Bolt[183], zwei Jahre älter als Zschokke, lebte mit seiner Schwester schlicht und einfach in dem vom Vater ererbten Hause an der Wallstraße. Er liebte einen geselligen Verkehr und pflegte ihn; von namhaften Verlegern war er seiner Buchillustrationen wegen gesucht. Um 1790 hatte er seine Lehrzeit in der Schule Daniel Bergers beendet. „In seinen zahlreichen Arbeiten ist Festigkeit und Korrektheit mit geschmackvollem und fleißigen Vortrage verbunden“, findet ein Fachgenosse, „der nie in Charakterlosigkeit ausartet“. Sein Selbstportrait zeigt einen schönen, genialischen Kopf mit geistvollen, sympathischen Zügen[184]. Bei Bolt hat Zschokke ferner wohl den Verleger Maurer kennen gelernt, bei dem der Roman „Kuno von Kyburg“ herausgekommen ist.

Als nach dem Sommeraufenthalt in Magdeburg Zschokke im Oktober 1792 wieder nach Frankfurt kam, konnte er dort, wie es scheint ohne weitere Förmlichkeiten, darangehen, als Privatdozent Vorlesungen zu halten. Da auch damals, wer nicht angestellter und besoldeter Professor war, nur in lockerster Verbindung mit der Hochschule stand, ist von Zschokkes Dozententätigkeit in den betreffenden Akten keine Spur zu finden; weder sieht man, daß er die angekündigten oder angebotenen Vorlesungen wirklich gehalten hat — wie das bei andern der Fall ist, noch ist verzeichnet, wie viele Hörer sich in seinen Vorlesungen zusammenfanden. „Ich gab ihm den Rat“, berichtet Hausen[185], „Vorlesungen über die schönen Wissenschaften zu halten: sie erhielten Beifall“.

Nach den gedruckten Verzeichnissen hat Zschokke folgende Vorlesungen ausgeschrieben[186]: Für das Wintersemester 1792/3: Ästhetik, Kirchengeschichte, Philosophische Moral nach Schmidt, Erklärung der vier Evangelien; für das Sommersemester 1793: Christliche Altertümer (öffentlich und unentgeltlich), Rhetorik und Dichtkunst, Christliche Kirchen-

geschichte neuerer Zeiten; für das Wintersemester 1793/4: Geschichte der Philosophien älterer und neuerer Zeiten, Geschichte des jüdischen Volkes bis auf die Zerstörung Jerusalems, Erklärung der katholischen Briefe und der Apokalypse; für das Sommersemester 1794: Altertümer der christlichen Kirche, Paulinischer Brief an die Römer, Natürliche Theologie; für das Wintersemester 1794/5: Christliche Kirchengeschichte nach Schröckhs Kompendium, Die Evangelisten Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes; endlich erbot er sich in diesem Semester, Vorlesungen über Ästhetik nach seinem Buche „Ideen zur psychologischen Ästhetik" zu halten.

Zschokke muß sich in Frankfurt auch als Universitätslehrer Sympathien erworben haben; seine geistige Beweglichkeit, sein gewiß auch im Vortrag zur Schwärmerei neigendes Wesen, seine mannigfachen gescheiten und verblüffenden Einfälle, wie die Liebenswürdigkeit seines Auftretens sicherten ihm die Anhänglichkeit der fast gleichaltrigen Hörer. Ein zeitgenössischer Kritiker der Frankfurter Professoren, der auch scharf zu sprechen verstand, aber in seinem Urteil mit andern, wo diese zum Vergleich herbeigezogen werden können, gut übereinstimmt, charakterisiert Zschokke folgendermaßen[187]: „Ein junger talentvoller Mann, der sich zu einem guten akademischen Lehrer mit viel Fleiß und Glück bildet. Er ist weit entfernt, seinen ehemaligen Lehrern nur geradezu nachzubeten, wie bei angehenden Dozenten nur allzuoft der Fall zu sein pflegt, sondern er denkt selbst sehr scharfsinnig über jeden Gegenstand, den er ergreift, besitzt eine für seine Jahre außerordentliche Belesenheit in verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit, womit er einen durch das Studium der schönen Wissenschaften gereinigten Geschmack verbindet. Er ist selbst Dichter, und eines seiner kleinen frühern Werke ist zur Lieblingslektüre der Deutschen geworden. Seinem Vortrag weiß er aus dem üppigen Reichtum seiner Phantasie vieles Interesse zu geben; es fehlt ihm nicht an Würde, Präzision und Deutlichkeit, nur daß er zuweilen durch das ihm eigene Feuer verleitet wird, zu schnell zu sprechen, ein Fehler, für den er seine Zuhörer schadlos zu halten weiß. — Im gesellschaftlichen Leben ist er freundschaftlich und gefällig, und eine gewisse sanfte Schwermut, die ihm eigen ist, leiht seinem Umgange manchen Reiz, der dem Herzen wohl tut."

Die „sanfte Schwermut“, von der hier die Rede ist, spiegelt sich in vielen Briefen und Schriften aus Zschokkes Frühzeit wieder; sie war eine Übergangserscheinung. Zschokke war nicht geschaffen, in schwermütiger Betrachtung der Dinge sein Dasein hinzubringen: nichts hätte seiner Natur so sehr widersprochen wie dies. Er war ein Mann der Tat und brannte darauf, seine Fähigkeiten in sichtbaren Nutzen umzusetzen. „Nützlich zu werden seinen Brüdern und Schwestern, dies ist das schönste Los, welches wir uns erwählen können. Ich habe mirs gewählt“[188], gestand er dreiundzwanzigjährig, und dieser Losung blieb er lebenslang treu. Seine Laufbahn und seinen rasch erworbenen Ruhm erklärt sie freilich nicht: die liegen darin begründet, daß Zschokke mit einer ungewöhnlichen geistigen Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit an alle Verhältnisse des Lebens einen nüchternen Sinn verband, der ihm klar und unbeirrbar das Mögliche und Erreichbare vor Augen führte; er durchschaute die Menschen, verstand, selber rasch für eine neue Aufgabe eingenommen, sie mit dem begeisterten Schwung seiner Rede für seine Sache zu gewinnen und hat so in der Tat unabsehbar viel Gutes gestiftet. Eine problematische Natur war er nicht; auch an Originalität gebrach es ihm, und aus der Tiefe schöpferisch neue Erkenntnisse zu gewinnen, war ihm auf keinem Gebiete des Lebens gegönnt. Auf der Höhe seines Lebens stehend, hat er dies selber klar ausgesprochen, wenn er an Jochmann schrieb: „Ich bin ein trefflicher Tocht, reich an Oel, aber ich brenne nur hell, wenn ich von einem Geist, wie dem Ihrigen die erste Flamme erhalte“[189]. Er war ein Zeitkind, ein Gegenwartsmensch; was aber in seinem Gesichtskreis an fruchtbaren Gedanken auftauchte, das verstand er zu ergreifen und der Menge begreiflich zu machen. Trotz seiner umfassenden Bildung stand er mit seinen moralischen Ansichten, mit seinem Geschmack für das Schöne und Passende, mit seinem Gefühl für die Beurteilung besonderer Lebenslagen kaum über der Stufe des großen Publikums; dies macht gewiß sein Bild nicht besonders anziehend, es ist aber mit andern eine Wurzel zu seiner großen Bedeutung als Volkserzieher. Er konnte schreiben, wie er sprach, und war seiner Wirkung sicher. Als er seinen „Alamontade“ veröffentlichte, schrieb der Verleger Heinrich Geßner, der das Buch im Manuskript gelesen hatte, an seine Braut: „Ich bin begierig, was Du zu „Alamontade“ sagst — es wird viel über Tod — Unsterblichkeit und Wiedersehen — deklamiert — und zwar auf eine Art, wo mir we-

nigstens Zschokke immer lebhaft vor Augen steht“ [190]. — Früher wie später hat Zschokke, immer nur augenblicklichen Anregungen und Einfällen gehorchend, freilich manchmal auch mit meisterhafter Gewandtheit, seine Schriften so zu Papier gebracht, wie der Zufall ihm die Worte bot. Seine meisten Arbeiten erschienen zuerst in Zeitschriften; in den wenigen erhaltenen Manuskripten dazu ist verhältnismäßig selten korrigiert; fast nie hat Zschokke das Bedürfnis empfunden, an gedruckten Werken zu feilen: seine „Baierischen Geschichten“ und die „Selbstschau“ vielleicht ausgenommen, galt seine gesamte Schriftstellerei dem Tage. Mir liegt, gestand er in hohem Alter dem Freunde Fetscherin, „wenig an Lob und Tadel der Journale. Ich will wirken“ [191].

Seine Jugendschriftstellerei steht künstlerisch wenig hoch und ist mit Recht fast völlig der Vergessenheit anheimgefallen; eine Bedeutung hat sie natürlich für den Biographen, aber auch für die Geschichte und Kulturgeschichte im allgemeinen. Was für geistige Strömungen immer das große Publikum des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland ergriffen: Zschokke ist mit von ihnen berührt worden, und in irgend einer Form hat er Zeugnis davon abgelegt. Mit einem ausgeprägten Witterungsvermögen für das Wirksame hat er sich bei seiner eifrigen Lektüre allüberall anregen lassen und hat in seinen Schriften zwar absichtslos, aber auch wahllos an Motiven wiederverwendet, was ihm gerade vor Augen kam und eine Wirkung versprach. Wer, selber wohl belesen und besonders auch in der Unterhaltungsliteratur jener Jahre sehr bewandert, die Jugendschriften Zschokkes vornähme, müßte allenthalben Entlehnungen feststellen können und beobachten, wie Zschokke es verstand, jedem Motiv seine volkstümliche, freilich oft auch banale und rohe Wirkung zu geben. Zwei Bücher, in denen er gedachte, einigermaßen abschließend etwas Eigenes, Neues vorzutragen, seine „Ideen zur psychologischen Ästhetik“ und seine „Salomonischen Nächte“, sind bezeichnenderweise von seinen Jugendschriften am wenigsten bekannt geworden. Eine innere Entwicklung läßt die Reihe von Schriften aus Zschokkes Frühzeit nicht erkennen. Wäre es nicht schwarz auf weiß bezeugt, niemand käme darauf, die „Ideen zur psychologischen Ästhetik“ mit dem zweiten Band der „Schwarzen Brüder“ für dasselbe Jahr anzusetzen, und niemand dächte, daß zwischen „Monaldeschi“ und „Kuno von Kyburg“ fünf Jahre einer Entwicklungsperiode liegen, während welcher der menschliche Geist am lebhaftesten einer höheren Stufe zuzustreben pflegt.

Zschokkes Jugendschriften gehören alle zur Tendenzliteratur. Trotz allen Geschmacklosigkeiten in den Dramen, der plumpen Effekthascherei und dem geheimnisvollen Getue in den Romanen, und obwohl man manchmal Mühe hat, in dem Machwerk den Autor wiederzuerkennen, hat ihn doch zweifellos bei seiner ganzen Schriftstellerei die redliche und gute Absicht geleitet, Nutzen zu stiften. Es lag ihm daran, seinen Mitmenschen zu helfen: bald wollte er sie aufklären; er schrieb getreu den Lehren des alten Reichardt gegen „Ahndungen"; in den Dramen meinte er edle Gestalten anziehend, strafwürdige abschreckend zu schildern; er wollte gute Gefühle wecken und auf diese Art mit seinen Schriften nützlich unterhalten; Handlungen Einzelner und Zustände der Gesellschaft geißelte er, wenn sie ihm mißfielen, und er wußte sie auch gebührend zu preisen und ans Licht zu heben, wenn sie seinen Beifall fanden. „Fahrzeuge", denen Zschokke „seine politischen Ideen anvertraute", nannte Bodmer mit einem trefflichen Ausdruck diese Jugendschriften[192]. Noch hatten sie, auf Übungsfahrten begriffen, keinen festen Kurs; in der Schweiz erst verstand Zschokke das Steuer recht zu führen und auf wohlerwogenen Bahnen und mit sicherem Blick das Große zu leisten, für das ihm die Nachwelt noch zu danken hat.

Die Veranlassung zur Herausgabe seines ersten Buches in Frankfurt bot Zschokke die aufgeregte Literaturfehde, die sich an die Namen Zimmermann, Bahrdt und Kotzebue knüpft[192a]. Waren die „Fragmente über Friedrich den Großen", die Zimmermann 1788 herausgegeben hatte, schon auf Widerspruch gestoßen, so fand die Schrift 1790, auf drei Bände angewachsen, eine lärmende, sich entrüstet gebärdende Gegnerschaft. Der Schweizer Arzt hatte als reaktionärer Höfling Anlaß genommen gegen die „berlinische Aufklärerbande"[193] grimmige Hiebe auszuteilen; diese fand aber ihre Verteidiger. „Mit dem Herrn (von) Zimmermann deutsch gesprochen" — so nahm der theologische Abenteurer Friedrich Bahrdt als streitfroher Kämpe den Fehdehandschuh auf, gleich am Anfang bekennend: „Ich bin gewohnt, mit eiserner Stirn, auf alles loszugehen, was mir in meinen Weg kommt"[194]. Auf dieses prahlerische Geständnis sich beziehend, mischte sich darauf auch Kotzebue in den Streit mit einer Schrift: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder Die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen, von Freyherrn von Knigge"[195]. Er ließ darin alle Männer, um die gestritten wurde, namentlich auftreten und focht in unverschämt grober

Rede und ohne viel Witz den Verfasser der „Fragmente“ und seine Gegner an. Jetzt ging der Lärm erst recht los; die Angelegenheit hatte nun noch ihren besonderen Reiz, da man tolle Vermutungen anstellen konnte, wer denn der — wenigstens anfänglich — sich weise verbergende Verfasser von „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn“ sei. Man verfiel sogar darauf, Zimmermann selber die Autorschaft zuzuschreiben, er aber anerbot sich sofort zu dem „schauerlichsten Eide“[196], daß er unschuldig an der Schmähschrift sei.

Unter die kleinen Schriften nun, die zu dieser Fehde Stellung nahmen und ihrer Empörung über das Pamphlet Kotzebues Ausdruck gaben, gehört Zschokkes anonymes Büchlein: „Der Schriftstellerteufel. Ein klassisches Original-Lesebuch für unglückliche Autoren. Dem Herrn Ritter von Zimmermann gewidmet. Nebst einem Appendix: Bahrdt mit der eisernen Stirn betreffend“[197]. In dem Vorwort und im „Appendix“ allein spricht er sich über den Literaturstreit aus, verwahrt sich im Namen des guten Geschmackes gegen das schmähliche Elaborat Kotzebues, meint aber doch, daß grundsätzlich die Angriffe auf Zimmermann gerechtfertigt seien. Man hat vollkommen den Eindruck, als ob diese Anmerkungen erst nachträglich, als das Manuskript im wesentlichen schon druckfertig dalag, hinzugekommen wären. In Schwerin, im Lande Liscows, hatte Zschokke ja schon die Herausgabe einer satirischen Schrift, der „Raritäten und Albertäten des Einsiedlers Karmela“ vorbereitet; sie war nicht erschienen. Nun versuchte ers, gereift durch mancherlei Lebenserfahrungen, in Frankfurt wieder mit einer Satire, in der er bequem einige Einfälle aus jener ersten, soweit sie ihm noch gefielen, wiederverwerten konnte. Der Streit um Zimmermann bot den Anlaß, das Schriftchen zeitgemäß aufzuputzen und ihm einen gewissen Absatz zu sichern.

Das Gefüge des „Schriftstellerteufels“ ist locker und flüchtig. „Satan Merimatha, der König, Apoll und Gesetzgeber aller elenden Autoren und Autorinnen, Wochenblätter und Pamphletenschmierer etc. etc. etc. etc. — —“[198] erhält in der Unterwelt einen schlecht gereimten Brief von unglücklichen Dichterlingen, die sich beklagen, daß sie seit dem Auftreten der großen deutschen Dichter schlimme Tage hätten und verhungern müßten, wenn er nicht helfe. Er legt den Brief den verstorbenen Schriftstellern vor und läßt sich von ihnen beraten, doch „Ich armer Teufel, erzählt er[199], war so klug als vorher“. Sein „lieber Sohn Machiavel“ rät ihm

endlich, Zwietracht unter die Verleger zu säen und den Nachdruck einzuführen; dies rette allein die schlechten Poeten. Merimatha solle auch selbst als Schriftsteller auf Erden gehen: mit einer nachlässigen Haltung, schmutzigen Kleidern, einer Lorgnette vor den Augen und der Pfeife in der Hand, dazu zerstreute Gespräche — so mache er Eindruck. Eine Schrift „Unterweisungen für einfältige Autoren“ werde das übrige tun. Satan folgt dem Rat; sein Sekretär Christian Weise, „der stante pede in uno drei Bogen vollschreibt“[200], faßt ihm das Schreiben an die Verleger ab, worin zum Nachdruck aufgemuntert wird; noch verfügt Merimatha einen selber in altertümelnder Sprache gehaltenen Erlaß an die Kanzleien, der sie auffordert sich eines guten und zeitgemäßen Deutsch zu bedienen, — dann tritt er in der von Machiavel geratenen Rolle seine Erdenfahrt an. Eine kleine Reihe seiner Erlebnisse, die nun beschrieben werden, gibt Anlaß zu mancherlei Glossen über Dinge und Verhältnisse, die wider den Sinn des Verfassers bestehen. Satan wird endlich Dichter einer wandernden Truppe, schreibt ein erfolgreiches Trauerspiel „Die Eroberung und Zerstörung von Purlenburg“ und hat infolgedessen seine Meinung über eine Menge ihm zugesandter Dramen abzugeben. Einige solcher Rezensionen — sie sind sehr wenig witzig — werden angeführt, darunter eine über das Lustspiel „Der Witwer“ von „Theophil Friedrich Ronzel“[201], welcher Verfassername zweifellos als Gottlieb Friedrich Lorenz, ein in Schwerin besonders bekannt gewordener Theaterschriftsteller[202], zu lesen ist. Wie sich die wandernde Truppe auflöst, wird Satan „Dachstübchenpoet“ und plant die Herausgabe von drei Büchern: 1. „Über die leichtesten Mittel, seichte Köpfe, geistesbankerotte Autoren, wäßrige Dichter, und dgl. m. in Flor, Ansehen und Unsterblichkeit zu erheben“, 2. „Zerstörung alles dessen, was wahr und schön ist“, 3. „Wiedereinsetzung des Aberglaubens in die alten Rechte“.

„Ich kenne keinen gelegenern Ort“, heißt es darauf, „eine intrigante Anekdote aus unsern Jahrzehnten zu erzählen, die die Aufmerksamkeit jedes Denkers spannen muß, als den Raum dieser Blätter“[203], und Zschokke teilt ein Stück aus dem ersten Teile seines Romanes „Die schwarzen Brüder“ mit, der wenig später bei Kunze herauskam. Der „Schriftstellerteufel“ ist das Werk eines jugendlichen Weltverbesserers, der mit schlecht gemeisterter Ironie ihm in die Augen stechenden Übelständen zu Leibe rücken wollte; ein ganzes Buch hindurch dieses Stilmittel unaufhörlich zu handhaben, dazu reichte

weder seine Kraft noch seine Routine, und er hat es in der Weise auch nicht wieder versucht; dagegen kann man in dieser Schrift den Vorläufer von mancher spätern Novelle Zschokkes sehen, wo nicht selten eine groteske Szene mit feiner Ironie geschildert ist. Die Handlung ist sprunghaft, von plötzlichen Einfällen geleitet, die dann am Ende auf einmal versagen; denn kaum aus einem andern Grunde ist zuletzt jene „intrigante Anekdote“ eingeschoben, die ganz und gar nicht in das Buch gehört: der letzte Bogen, der von dem neu zugefügten „Appendix“ nur mit fünf Seiten in Anspruch genommen wurde, sollte ausgefüllt werden, und was der Student gegen Sitte und Welt eben vorzubringen hatte, war schon gesagt.

Der „Schriftstellerteufel“ ist zu Beginn von Zschokkes Frankfurter Zeit erschienen; mit allen erdenklichen Problemen hat er sich in der Folge beschäftigt und auf jedem Gebiete der Dichtkunst hat er sich versucht: nichts könnte diese Vielseitigkeit besser illustrieren als seine zwei 1791 und 1794 herausgekommenen Bände, betitelt „Schwärmerey und Traum in Fragmenten, Romanen und Dialogen von Johann von Magdeburg“. Sie lesen sich mit ihrem bunten Wechsel von dilettantischer Poesie und feuilletonistischer Philosophie wie ein Stück aus einer moralischen Wochenschrift. Die Lyrik ist konventionell; meist sind es schwermütige Töne, die er anschlägt, er ist enttäuscht von der Welt und sehnt sich nach dem Grabe; auch die Liebeslieder sind tränenreich. Selten nur überrascht eine kräftigere Stelle, so wenn er von seinen „lodernden Gefühlen“[204] spricht oder ausruft:

„Der Herr ist mein Trost, den die Himmel nicht fassen,
Der Herr ist mein Hort, der dem Donner gebeut!“[205]

Als epische Dichtung wird ein 450 Verse fassender Gesang in Hexametern mitgeteilt, der erste aus einem unvollendeten Gedicht „Der heilige Krieg“, das die Eroberung Magdeburgs im dreißigjährigen Kriege behandeln sollte. Im achtzehnten Jahr seines Lebens, entschuldigt sich Zschokke, habe er die Arbeit begonnen, „ein Alter, worin die üppige Einbildungskraft alle Ketten der Kunsttheorien verlacht“[206]. Das vorhandene Fragment schildert eine Vision, die dem vom Kaiser geächteten Administrator Christian Wilhelm vor den Toren der Stadt, bei einem alten Tempel, erscheint. Darin kommt eine Stelle vor, die an eine andere in dem Gedichte „Die Wallfahrt“ erinnert:

„... Des Windes helles Erbrausen
Spielt' um ihn wie Buß-Gesang des flehenden Volkes
Zu dem Ohr des Erbarmers."[207]

Der anhebende Gesang einer Kirchengemeinde hat einmal vielleicht auf Zschokke, als er noch ein Kind war, einen tiefen Eindruck geübt, den er nicht wieder vergessen konnte. In einem „Bundeslied der Freundschaft"[208] hatte Zschokke gesungen:

„Jud' und Heid' und Muselmann,
Ist er brav, sei unser Mann";

auch in dieser epischen Dichtung predigte er Toleranz:

„Wisse, die Tugend entstellt kein Bettlergewand, und und verschönert
Nicht der königliche Purpur; willkommen dem Himmel
Wandelt sie auf den verwilderten Pfaden der Heiden,
Oder an Luthers Händen, oder im Mantel des Papsttums!"[209]

„Als der Plan zu einem epischen Gedicht über den dreißigjährigen Krieg verworfen ward"[210], sind die sieben Strophen überschrieben, in denen Zschokke von dieser Dichtung Abschied nahm. Nachdem er die Größe der Geschichte seiner Vaterstadt gepriesen, klagt er:[211]

„Doch Magdeburg, schimmernde Perle
In deutschen Städten, in des heiligen Krieges
Hoher Glut zusammen geschmolzen,
Doch entlockst Du den Saiten
Einen weinenden Ton."

Die Strophe ist inhaltlich und zum Teil auch sprachlich identisch mit der zweiten Strophe des Gedichtes „An Magdeburg", das in Zschokkes Schweriner Zeit entstanden sein soll. Die mangelhafte Überlieferung, vor allem das Fehlen der Originalmanuskripte verbietet in diesem, wie in andern Fällen, auch nur Vermutungen über den Zusammenhang solcher von einander abweichender Fassungen aufzustellen. Die dramatische Kunst ist in der Sammlung zweimal vertreten. „Meloda. Eine dramatische Schwärmerei, aus den Zeiten der Kreuzzüge. In Jamben" hatte „schon das Glück" erlebt „in Privatgesellschaften aufgeführt zu werden"[212]. Sie ist, wie auch schon der Maturitätsaufsatz, in ihrer Naturschwärmerei von Goethes Werther beeinflußt, und das Studium Wielands macht sich darin bemerkbar. Beim alten Vater, der Eremit geworden, findet sich der verschollene Sohn mit seiner frühern Geliebten durch Gottes Vorsehung wieder zusammen — das ist der

Inhalt des lyrischen Bühnenstückes. Pietistische Regungen spielen hinein:

„Tränen sind der Freuden Würze,
Dämmerung verschönt des Glanzes Pracht;
Ja, wir glauben, dulden, hoffen,
Leiden still und unbetroffen:
Denn der Morgen dämmert hinter Nacht.[213]" —

und daneben findet ein Klang herzlicher Lebensfreude Raum:

„Schön ist die Welt — sie ging hervor
Aus ihrers Schöpfers Hand nicht Leidenden
Zum Jammertal zu werden!
An Freude mahnt dich jeder Stern
Am blauen Himmel, jeder Halm
Am Boden, jede Kreatur
Die Odem saugt! — weg mit den Tränen!"[214]

Der Gegenwart zu wandte sich Zschokke mit „Charlotte Corday oder die Rebellion von Clavados. Ein republikanisches Trauerspiel in vier Akten. (Aus den Zeiten der französischen Revolution.) In Jamben"[215]. Damit war Zschokke einer der ersten, der die Geschichte des Mädchens von Caen dramatisch behandelte, der Klopstock vorher drei Oden und Jean Paul nachher einen Hymnos gewidmet hatte, und die auch Schiller in den Mittelpunkt eines Dramas zu stellen gedachte[216]. Zschokke läßt die drei ersten Akte in Caen spielen, wo Charlotte von den Gewalttaten Marats, denen nach bestimmten Nachrichten auch ihr Bruder zum Opfer gefallen ist, hört und den Entschluß faßt, daß er sterben müsse. Corbigni, ein junger Offizier der Nationalgarde, wirbt um ihre Liebe; sie sagt sich ihm zu, wenn er Marat beseitige. Doch da der Liebhaber den Mut zu der Tat nicht findet, will sie sie selber vollbringen. Der vierte Akt zeigt sie in Paris. Ein Zufall führt sie mit dem totgesagten Bruder zusammen; seinen Untergang zu rächen, hat sie jetzt keinen Grund mehr, aus reiner Vaterlandsliebe nimmt sie die Tat auf sich. Nachdem sie Marat in seiner Wohnung ermordet hat, wird sie von der wütenden Menge umringt und weggeführt, und „lächelnd" sagt sie:

„Hier bin ich! nehmt mich hin! Kein Tod
Ist unter allen Toden schöner, als
Der Tod fürs freie Vaterland!"

Zschokke, der den Stoff aus Zeitungen und wohl aus einigen der rasch darüber verfaßten Flugschriften kennen mochte, hatte auch bei diesem in der Gegenwart spielenden Stücke nicht die Kraft, ihm einige Töne der Wirklichkeit zu geben oder seine Gestalten mehr als schematisch zu zeichnen

Bei der Schilderung von Volksszenen stand ihm Shakespeares „Julius Cäsar“ vor Augen, und sie sind ihm denn auch am besten geraten. Als Beispiel führe ich eine Partie aus der vierten Szene des ersten Aktes an[217]: „Abenddämmerung, Öffentlicher Platz in Caen. Gewühl des Volks von allerlei Farben.

Der Schuster Pierre.
Hört mich!
Hört mich, Ihr braven Calvadocier, ich hab'
Ein ernstes Wort zu Euch zu reden.

Ein Wundarzt.
Hieher dreht Euch; wer will des Schusters
Philosophie die Nase leihn; sie stinkt nach Pech!
Laßt mich zum Worte kommen, stopft dem Schreihals
Die Kehle drüben.

Schuster Pierre.
Nehmt Euch wohl in Acht,
Ihr Calvadocier, der Kerl treibt starken Handel
Mit Rattenpulver, darum mieten ihn
Die Jakobiner; hütet Euch, er nimmt uns alle
Für Ratten!
(Der Pöbel bricht in ein gellendes Gelächter aus.)

Wundarzt.
Er ist so ein Kerl,
Der zweien Herren dient. Indeß er mit der Kehle
Die Republik vergöttert, kleistert er
Papierne Sohlen für die Schuhe der Armee,
Und läßt sichs Leder fett bezahlen.
. . . .
Nun, ich schweige still,
Sperrt immerhin die Ohren auf, Ihr Bürger,
Doch knöpft die Taschen zu! der Mensch hat krumme Finger.
Er will nicht Euer Herz, nein, Euern Beutel!

Schuster Pierre.
Sieht mich der Kerl denn, Gott sei bei uns,
Für einen Journalisten an?
(Allgemeines Gelächter.)
Ich schweige!

Einige im Volk.
Nein, nein! der Wundarzt schweige! rede Du!

Schuster Pierre.
Pierre ist ein braver Sanscülot, und nur
Zu braven Sanscülots ein Wörtchen!
Ihr wißt es alle schon, so gut wie ich,
Und jedes Kind, das mit der Puppe spielt,

Was heuer in Paris geschehn. Dort lag
Sich der Convent schon lange in den Haaren;
Die Deputierten balgten sich um Recht und Licht
Herum, wie Theologen. Doch der Zank
Bringt Wahrheit an das Tageslicht,
Und mochten sie sich immerhin mit Schemelbeinen
Die Sachen demonstrieren und
Die Nasen sich zerklopfen; uns tat das
Nicht weh. Allein ist es nicht himmelschreiend,
Daß die Gesandten unserer Provinz
Zuletzt ins Loch geworfen werden? He!
Sind nicht die Deputierten unverletzlich?
Ist nicht von Marats Bande nun
Die Constitution zertreten, aufgehoben
Der heilige Vertrag der Nation?
Zum Teufel, ohn' ein Wort von Logik zu verstehn,
Kann jeder schließen, daß wenn unsre Stellvertreter
Im Brummstall liegen, es so gut ist,
Als läge die Provinz Calvados selber drin."

Im übrigen enthält die Sammlung eine Reihe von Prosaabhandlungen im Sinne der Aufklärer. Eine stellt das Ideal des „guten Fürsten" auf, eine andere rechnet mit den Behauptungen von „Ahndungen" ab, eine dritte verbreitet sich über „wahre Tugend". „Nicht auf den Erfolg der Handlung müssen wir hinschaun, um ihre Tugend zu berechnen, heißt es darin, sondern auf ihre Quelle." Das Gespräch der Studenten über Prä- und Postexistenz der Seele steht jedenfalls in Zusammenhang mit drei aus der nämlichen Zeit stammenden Abhandlungen im ersten Band der Sammlung: „Vergangenes Seelendasein und dereinstiges", „Dialog in einer Abendstunde", „Johann von Magdeburg und Myron, über die Möglichkeit der Hypothese von der Präexistenz und der Weltenwanderung der Seele". Sie sind ein Versuch, mit sozusagen bürgerlicher Fragestellung an die Probleme heranzutreten, die das Leben am fühlbarsten mit sich bringt, Geburt und Tod, Werden und Vergehen, und sie gemeinverständlich in Red und Gegenrede auseinanderzulegen. So sind sie in eine Reihe mit einem Fragment im „Literarischen Pantheon", betitelt „Philosophische Nächte", zu stellen, sie bereiten das innerlichste Buch aus Zschokkes Jugendzeit vor, die „Salomonischen Nächte", das seinerseits mit „Alamontade", den „Stunden der Andacht" und dem zweiten Teile der „Selbstschau" in einer Entwicklungsreihe steht. Sind die beiden ersten der genannten Abhandlungen mehr lyrisch-rhetorisch gehalten, so verwendet die dritte einen streng logischen Vortrag, „für scharfsinnige

Köpfe". Der allgemeine Zusammenhang, in den sich diese Abhandlungen stellen, setzte Zschokke als Student einmal Lemme brieflich auseinander[218]: „Kant, meint er, unterscheidet sich dadurch von der großen Schar aller übrigen Philosophen, daß er nur dasjenige, wovon er evidente d. i. unumstößliche, anschauliche Gewißheit haben kann, zu Gegenständen seines Philosophierens macht, und daß er sich deswegen gar nicht in das Reich der Hypothesen einläßt. ... Inzwischen denken wie Kant nicht alle Weltweisen, sondern sie machen auch Möglichkeiten zum Stoff ihrer Betrachtungen; — ja, Lieber, und dieses ist für uns Menschen mit unsrer so engbegrenzten Vernunft die größte Notwendigkeit. Apodiktische Wahrheiten besitzen oder erkennen wir wenige, und folglich sind auch dergleichen nicht immer, sondern öfter noch Wahrscheinlichkeiten die Gegenstände unsers Glaubens." Inwiefern man nun an Möglichkeiten an Stelle der mangelnden Gewißheit bei den großen Fragen des Lebens glauben könne, dürfe und müsse, das habe er in „Schwärmerei und Traum" auseinandergesetzt. — Endlich enthält die Sammlung in zwei Fortsetzungen das Fragment eines Romanes: „Der Antoniusthurm. Nur — — ein Roman". Es ist eine geheimnisvolle Intrigengeschichte an einem kleinen Hof; Sohn und Tochter aus zwei feindlichen Geschlechtern geben endlich ein Paar. Eine Räuberbande, ein unheimlicher Turm, in dem ein auf Angeln bewegbarer Quaderstein unterirdische Gemächer öffnet; dann wieder ein von unsichtbarer Hand abgegebener Schuß, eine dem Geliebten zugeworfene Rose und derartige, in der Zeitliteratur beliebte Motive sind darin zu Haufen getragen. „Interessant"[219] ist der Roman kaum zu nennen; diese Bezeichnung kommt dagegen zweifellos der umfangreichsten Schrift aus Zschokkes Jugendzeit zu, dem Romane „Die schwarzen Brüder".

In den Jahren 1791, 1793 und 1795 ist je ein Bändchen dieses Romanes, „eine abentheuerliche Geschichte von M. I. R." heißt der Untertitel, herausgekommen.

Das verwaiste Geschwisterpaar Florentin und Friederike von Duur ist im Hause des Onkels, des Grafen von Duur, aufgewachsen. Durch Zufall findet sich Ludwig Holder zu ihnen, der dem alten Grafen einst das Leben rettete und ihn sich damit verpflichtet hat. Holder gewinnt, während Florentin als bevorzugter Günstling am Hofe weilt, die Liebe Friederikens; seine bürgerliche Abstammung steht aber einer Verbindung im Wege, und erst nachdem er sich zum Herrn des benachbarten und vielbegehrten Rittergutes Sorbengut gemacht

hat und in den Adelstand erhoben worden ist, wird ihm die Hand seiner Geliebten in Aussicht gestellt. Längere Zeit hindurch fällt seiner Umgebung die große Korrespondenz und ein seltsam geheimnisvolles Gebahren des Gastes auf, und in der Nacht nach der Verlobung verschwindet er, einen Zettel zurücklassend: „Leben Sie wohl, ich komme wieder!" Florentin verliebte sich unterdessen am Hofe in die Schwester des Herzogs, Louise. Er erringt das Zutrauen des Fürsten, erwirbt immer höheres Ansehen und als aufklärerischer Minister macht er Reformvorschläge, die eine Wohltat für das Land werden. Seine Liebe zu Louise wird immer leidenschaftlicher, und an einem Mondscheinabend versichert er sich im einsamen Park ihrer Gegenliebe. Nun aber treten Leute hervor, die ihn um seine Hofgunst beneiden und mit ihm um seine sorgfältig verborgene Zuneigung zu der hohen Dame rivalisieren; zu seinem großen Erstaunen geschieht das Unheimliche, daß er wiederholt von unbekannten, rasch auftauchenden Gestalten im Namen Holders gewarnt und beschworen wird, in seiner Liebe zu Louisen nicht zu weit zu gehen. Doch das Verhängnis schreitet weiter: die Schwester des Herzogs sieht einer Geburt entgegen, ihr Geheimnis ist nicht mehr zu wahren. Florentin soll zur Strafe das Land auf immer verlassen. Durch wundersame Gesichte und Träume gelangt er nun zu einem unvollkommenen Wissen von der Gesellschaft der „Schwarzen Brüder". Es ist eine über ganz Europa verbreitete Vereinigung vielfach bewährter Männer, die die Ideale ihrer Zeit in Staat und Gesellschaft verwirklichen wollen; „Beförderung menschlicher Glückseligkeit, sie zu bewachen in einzelnen Personen und im Ganzen", ist ihr Hauptziel[220]. Aus allen Kreisen stammen ihre Anhänger, von den Handlungen aller Einzelpersonen, über die sie wissen wollen, wie auch von allen Staatsaktionen haben sie daher Nachricht. Holder ist einer ihrer Obern; in ihrem Namen ist er plötzlich zu einem wichtigen Werke weggerufen worden, sie haben die Taten Florentins verfolgen und ihn warnen lassen. Von seinem Herrn ziellos in alle Welt geschickt, bekommt Florentin von den „schwarzen Brüdern" einen bestimmten Auftrag: er soll den despotischen Regenten des Staates Kanella absetzen, das Volk befreien und die Republik darin errichten. Er geht hin, bereitet in jahrelanger, kluger Arbeit alles zur Revolution vor, — sie gelingt. Irrfahrten nach Louisen unterbrechen diese Handlungen; zuletzt, kurz vor der Revolution, sieht er sie noch einmal: sie muß einen Mann fürstlichen Blutes heiraten und Florentin verlassen. Er hat

in Kanella durch seinen Erfolg die begeisterte Gunst des Volkes gewonnen und kehrt darauf, feierlich in den Orden der „Schwarzen Brüder“ aufgenommen, nach seiner Heimat zurück; dort findet er Holder mit dem kleinen Söhnchen Louisens, Karl, vor; Onkel und Schwester sind beide gestorben. Der Glaube an die Seelenwanderung läßt die zwei Freunde hoffen, daß sie später einmal die Verlorenen wiedersehen werden; sie lösen sich von der Heimat und reisen mit Karlchen nach den Alpen: Holder hat von seinem Orden den Auftrag erhalten, die Ordensbrüder nach Verlauf von fünf Jahrhunderten wieder aufzusuchen. In einer Höhle trinkt jeder der drei aus einer Schale ein „unbekanntes Getränk“: — „sie umarmten sich. Das brennende Licht verlöschte plötzlich. Alle sanken aufgelöst um. ‚Herr Gott, erbarm dich unser!‘ schrie der Graf. ‚Vater! Vater!‘ lallte das Kind. Und sie entschliefen! — — —“ Wir stehen am Ende des zweiten Bandes.

Der dritte Band führt uns ein halbes Jahrtausend später auf die Erde, man zählt das Jahr 2222. Die drei erwachen in ihrer Grotte, steigen zu Tal und finden auf der Insel der Idalla eine bescheidene Wohnung. In Idalla selber entdeckt Holder eine wesensverwandte Seele Friederikens, seiner früheren Gattin, und er gewinnt ihre Liebe. Dann erleben die Sprößlinge eines vergangenen Jahrhunderts wunderbare Dinge, so vieles ist anders geworden. Zum Beispiel treffen sie auf einen Luftschiffer, der ihnen von einem in dem soeben beendigten Kriege erlebten Luftkampfe erzählt und damit die Fremdlinge in höchstes Erstaunen setzt[221]. Florentin hat in einer weiblichen Gestalt, die ihm einst flüchtig entgegentrat, seine Louise wiedererkannt; nun macht er sich auf, sie zu suchen. Es ist eine Reise durch das ideal aufgeklärte Land. Im Staate des dreiundzwanzigsten Jahrhunderts gibt es nur einen Adel durch Verdienst, der Adel durch Geburt ist unbekannt und wird, wenn die Rede darauf kommt, verlacht. Man entsetzt sich über die Zustände des achtzehnten Jahrhunderts, wo man in der Kultur noch so weit zurück war. Der Südpol ist mittelst raffinierter Technik entdeckt und überflogen worden. Der Landesherr hat seinen Hofhalt eingeschränkt, um bei einem großen Unglück zur Milderung beitragen zu können, und verbittet sich in einem Erlaß, daß man ihn deshalb besonders lobe, da es sonst scheine, als sei das eine ungewöhnliche Tat. In seinem Reiche werden die Tollen als Kranke behandelt, die Prediger leisten auch den Dienst der Ärzte, die Kremation der Leichen ist eingeführt. In der Gesellschaft eines Gelehrten wird aus

einer Sammlung geschichtlicher Kupfer das Bild Florentins als des Befreiers von Kanella vorgewiesen, und kaum kann er seine Maske wahren. Ein Freund klärt ihn über die regierende Philosophie auf, dabei kommt die Rede auf Kant. „Dies weiß ich Ihnen zu sagen", setzt der Mann des dreiundzwanzigsten Jahrhunderts auseinander[222], „daß Kant einer der merkwürdigsten Reformatoren in der Geisterwelt gewesen, der zwar selbst zu der großen Reformation nichts mehr, als das erste Signal gab, aber durch seine Schüler auf das kultivierte Europa und Amerika einen seltnen Einfluß gewann. Selbst die Wissenschaften, welche außer dem Gebiet der eigentlichen Philosophie gelegen sind, empfingen neues Licht und eine gewisse Vollendung, die ihnen vorher mangelte; die edeln Künste wurden erhabnern Zielen entgegengeführt." „Salomonismus" heißt die neue Philosophie; sie ist ein vollkommener Skeptizismus und Pessimismus, ihr Kernsatz ist das Wort des Predigers Salomo: „Es ist alles eitel unterm Monde!"[223] Doch soll, wer sich in einem Glauben vor der Nichtigkeit des Daseins zu retten meint, nicht darum gebracht werden: „Weil die Menschheit aber sich in den kindischen Träumereien von ihrer Hoheit glücklich fühlt: so lasse man ihr den seligmachenden Eigendünkel"[224]. In einem Traum wird Florentin wieder mit Holder zusammengeführt und zu den Brüdern des neuen Jahrhunderts geleitet. Man entläßt sie der Pflichten und Arbeiten für den Orden. Als Ergebnis der Entwicklung im vergangenen halben Jahrtausend vernimmt man die salomonistische Erkenntnis, wie sie der Philosoph Josselin dem Freunde einmal formuliert: „Glaube nicht, Duur, daß die Menschheit vollkommner werde, je länger sie auf dem Stern dieser Erde lebet und webet. Sie bleibet ewig, die sie von Anbeginn war. Ihre Grenzen sind unabänderlich festgesetzt von der strengen Hand der Notwendigkeit. Sie kann ihr Gebiet nicht erweitern, Seligkeit und Elend liegen ihr immer auf beiden Seiten; sie gewinnt nie ohne Verlust, verliert nie ohne Gewinnst. Wir vertauschen nur die Namen und Moden, aber behalten die Sache"[225]. Florentin kommt einmal in eine Gesellschaft, da ertönt „plötzlich von allen Lippen der Gesang eines uralten deutschen Volksliedes: ‚Freude, schöner Götterfunken!'" Nach langer Wanderung findet er endlich Louisen in der Gestalt der Imanda, und eine dreifache Hochzeit beschließt das Buch.

Zschokke hat hier — wie häufig auch in anderen Schriften — mancherlei aus seinem Leben in den Roman mitein-

bezogen. Namen wie Rikchen, Karlchen und Borghemo stammen aus seinem Bekanntenkreis; der Pudel Mylord, der Zschokke auf seinen Reisen bis in den Kanton Graubünden begleitete, hat auch in den „Schwarzen Brüdern" schon seine Rolle. Der Glaube an die Seelenwanderung war ein dem Verfasser sehr nahe gehendes Problem, und man hört die „Selbstschau" sprechen[226], wenn Florentin im dreiundzwanzigsten Jahrhundert erzählt wird: „Wenn ich mich recht erinnere; so ward einmal eine Preisfrage über die Ursachen am Verfall des öffentlichen Gottesdienstes gegeben. Sonderbar stimmten ohne Ausnahme alle Antworten auch darin überein, daß ein zu früher, gezwungener Besuch der Kirche in den Kinderjahren einen gewissen Widerwillen, eine schädliche Gleichgültigkeit gegen den öffentlichen Gottesdienst erzeuge. Seit dieser Zeit wurden die Kinder allmählig, bis zu ihrem reifern Alter, ausgeschlossen"[227]. — Der Name des Ordens der „Schwarzen Brüder" stammt offenbar von einer harmlosen Studentenvereinigung, einer Abzweigung des Amicistenordens, die, in den achtzigern Jahren des achtzehnten Jahrhunderts entstanden, ihre Mitglieder zu soliderem Lebenswandel anhielt[228].

Am 4. März 1792 hatte „der Herr Boutard, Physikus und Mechanikus des Herrn Blanchard" in Frankfurt einen Luftballon „von Regenbogen-Farbe, mit elastischem Gummi überzogen, 17 500 Kubikfuß groß", aufsteigen lassen. Am Ballon war ein Fallschirm mit Korb befestigt, der sich zu gegebener Zeit selbsttätig löste und, mit einem Hunde belastet, sich behutsam zur Erde niedersenkte[228]. So ist kein Zweifel mehr, woher Zschokke zu seinen Phantastereien über den zukünftigen Luftkrieg und die Rettung eines Generales im Fallschirm angeregt worden war.

Der Roman steht mit einer beträchtlichen Zahl anderer im Gefolge von Schillers „Geisterseher" und würde sich kaum von ihnen unterscheiden — auch an Schwülstigkeit der Liebesszenen und in skrupelloser Häufung äußerer Effekte gibt er ihnen nichts nach —, wenn Zschokke nicht den guten Einfall gehabt hätte, im dritten Teil seinen Zeitgenossen das Land verführerisch zu schildern, das nach Bildung, Sitten und Gebräuchen seiner Bewohner, wie nach der Einrichtung von Staat und Gesellschaft, sein Ideal war. Doch auch hierin war er nicht originell, und keineswegs ist er der einzige, an den man als Vorläufer Bellamys, des Verfassers des bekannten Gesellschaftsromanes „Looking backward" (1888) zu denken hätte[229]. Schon von so vielen vor ihm war das glückliche Land

Utopia erträumt worden[230], und gerade in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hat man sich wiederholt auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur mit der Schilderung eines unvergleichlichen Landes der Zukunft abgegeben. Der französische Schriftsteller Louis Sébastien Mercier hatte ein Buch, betitelt „L'an 2440"[231], erscheinen lassen, worin er den Traum eines Anhängers der Rousseauschen Ideen schilderte, der wähnt, siebenhundert Jahre, nachdem er eingeschlafen, zu erwachen. Die deutsche Übersetzung ließ nicht lang auf sich warten[232], und die Nachahmer stellten sich ein; so erschienen 1794 und 1795 zwei Bändchen „Das Jahr 2500 oder der Traum Alradis. Aus einer arabischen Handschrift des 16. Jahrhunderts"[233], die ebenfalls den Leser mit dem Gemälde der wundersamen Zustände in ferner, glücklicher Zeit betören wollten.

„Die schwarzen Brüder" scheinen einen großen Absatz gefunden zu haben; ein Mitarbeiter des „Journals des Luxus und der Moden"[234] braucht einen charakteristischen Ausdruck, wenn er sagt, diesen Roman habe „wahrscheinlich das Bedürfnis der Lesewelt herausgepreßt", er sei „mehr verschlungen als gelesen" worden, und wahrscheinlich sei von ihm „in der schönen Welt mehr gesprochen worden, als in der gelehrtesten von Kant's sämtlichen Schriften". Zschokke nimmt einmal auf diese Worte Bezug[235] und meint, das Publikum lese derartige Bücher nicht so sehr der darin vorkommenden Wunder wegen besonders gern, als „vielmehr aus Neugier, wie der Dichter sich zuletzt mit Ehren auf eine natürliche Art herauswinden wird". „Wehe aber dem Künstler", ruft er aus, „der zwar den Knoten schürzt, aber ihn nicht wieder zu lösen weiß!" Später bekennt er, daß er mit dem Roman nicht mehr zufrieden sei und „manches darin geschrieben zu haben" bereue[236]. „Indessen", schrieb er an Behrendsen[237], „hat mir doch das Thema der „schwarzen Brüder" so gefallen, daß ich es auf Zureden meines Freundes Apitz in Frankfurt gänzlich umgearbeitet habe unter dem Titel: Männer der Finsternis. Ich halte dieses für eine meiner besten Kleinigkeiten und ist zur Stunde noch mein Favoritbuch. Lesen Sie es mit philosophischer Aufmerksamkeit und lassen Sie mich Ihr Urteil wissen."

Wir kennen Behrendsens Antwort darauf nicht; er hätte Zschokke bedeuten müssen, daß dieser neue Roman[238] beträchtlich hinter dem früheren zurückstehe. „Die schwarzen Brüder" hatten ihre Bedeutung durch die aufklärerischen

Ideen, die sie verkündeten, und durch mancherlei glückliche Einfälle und Bemerkungen; an beidem sind „Die Männer der Finsternis“ arm. Üppiges, konventionelles Romanwerk wuchert allenthalben. Das „Thema“, auf das die Briefstelle anspielt, liegt darin, daß auch hier wieder eine weitverbreitete geheime Gesellschaft Interesse für den Romanhelden zeigt und seine Taten verfolgt — das einzige Motiv, das an „die schwarzen Brüder“ erinnert. „Die Männer der Finsternis“ sind ein Briefroman:

Franz von Hyll — eine Gestalt, in die Zschokke viel von sich selber, wie auch in den Florentin der „schwarzen Brüder“ gelegt hat — verlobt sich auf dem Gute Dodenburg mit der eben Waise gewordenen Rosaura von Palmen. Von seinem Freunde Lorenz Ossirka, der politischer Verfolgungen wegen den Namen Ludwig Oden angenommen hat und in den Niederlanden gegen Frankreich kämpft, war er in eine geheime Gesellschaft eingeführt worden; von ihr erhält er den Auftrag, sich bei seiner ehemaligen fürstlichen Geliebten Aurelia wieder einzuschmeicheln, um die Befreiung des Ordensbruders Piedro Zanoni, der in ihrer Gewalt ist, zu erwirken. Es gelingt ihm nur zu leicht; Zanoni wird frei gelassen und Hyll so sehr in die Liebesbande der verführerischen Aurelia verstrickt, daß er sich betören läßt, spät in der Nacht einmal mit ihr sich trauen zu lassen. Die Liebe zu Rosaura, seiner Verlobten, lebt aber immer noch; es fügt sich, daß er sie, nachdem er schmerzbewegt den Kriegertod Ossirkas erfahren, aufsuchen kann, und die erneute Leidenschaft zu ihr bringt ihn dazu, auch ihr vor dem Altare die Hand zu geben. Am Tage nach der Hochzeit glaubt Hyll auf dem Maskenball mit seiner ihm eben angetrauten Gattin zu tanzen, flieht mit ihr in ein Nebengemach, nimmt ihr die Maske ab — seine Tänzerin ist die von ihm verlassene Aurelia. Er will sich töten, wozu er vorher den Mut nicht finden konnte, da erzählt man ihm von einem Unfall, der Rosauren zugestoßen, er wird aufgehalten . . . plötzlich kommt unter großer Stille ein Zug die Treppe herauf, darin ein Mann, „ernst, groß und hehr wie eine Göttererscheinung — ‚Oh! oh! oh! Ossirka!‘ kreischte der Herr von Hyll; er schnappte nach Luft und stürzte wie von Donner hingeschmettert neben seinem Sessel nieder.“ Dem philosophischen Leser war es überlassen, sich einen Vers daraus zu machen.

Einmal[239] wird der Leitsatz der „Männer der Finsternis“ angedeutet, — man erfährt sonst wenig genug über sie —:

„Was in der Welt die Sinnlichkeit zu Grunde gerichtet hat, soll emporgeholfen werden durch den Arm der Vernunft, Bruder, es gilt die Oberherrschaft, die Monarchie der Vernunft!“ Es ist ein beinah asketischer Rationalismus, der sich hier äußert, doppelt seltsam durch den Überschwang der Worte, die ihn verkünden. Zweifellos war es Zschokke im Augenblick der Niederschrift bitter ernst mit einer solchen Gesinnung, der gegenüber das Schlagwort vom „platten Rationalismus“ nicht angebracht wäre; diese Bezeichnung ist eigentlich nur für die bisweilen im Rationalismus auftretende, lächelnd-bornierte Ablehnung außerverstandesmäßiger Lebensauffassungen berechtigt; Zschokke war aber so elastisch und bildungsfähig, daß er ernsthaft gewillt war, sich mit jeder Theorie, die an ihn herantrat, auseinanderzusetzen. Aus seinem eigenen Leben stammen zwei im Roman mitgeteilte Traumbilder[240]: wie Hyll von einigen heisern Stimmen seinen Namen rufen hört und wie er einmal plötzlich sich selber im Sarge liegen sieht. Wenn in den „schwarzen Brüdern“ eine Huldigung an Schillers Lied „An die Freude“ zu finden war, so zeugt auch in diesem Buch eine Stelle für den tiefen Eindruck, den Zschokke von ihm empfangen hatte: „Ach, Bruder, wer einen, einen Freund nur hat im Leben, der lösche sein Licht aus und suche nicht weiter unter den Menschen. Millionen starben, und hatten keinen Freund.“ Eine Fortsetzung der „Männer der Finsternis“, an der Zschokke noch 1796 in Reichenau arbeitete, ist, so viel wir wissen, nie gedruckt worden[241]; vielleicht ist das Manuskript bei der Flucht aus Graubünden verloren gegangen.

1793 gab er den ersten und einzigen Band einer „Bibliothek nach der Mode“ heraus, der aber heute nirgends mehr zu finden ist. Er enthielt die zwei ersten Gesänge eines episch-romantischen Gedichtes in Stanzen, „Atlantis oder die Entdeckung von Madera“ und einen „kleinen verwirrten Roman, ‚Die falschen Münzer‘,“ worin „Schillers Räuber geplündert sind“[242]. Von Schiller waren fast alle umfangreicheren Jugendschriften Zschokkes beeinflußt; eine einzige stellt sich in eine literarische Strömung, deren Anreger Goethe war, ein Ritterroman mit dem sensationellen Titel: „— Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heimlichen Vehm-Gerichts. Eine Kunde der Väter erzählt vom Verfasser der schwarzen Brüder“ (1795).

Die Geschichte spielt im Jahre 1499: Der greise Gottfried von Kyburg will vor seinem Tode noch einmal den alten

Freund Johannes, den Freigrafen von Welvelsburg, besuchen. Er kommt zu ihm, wird aber auf Anstiften der neuen Freunde seines Gastherrn in dessen Schloß gefangen gesetzt und vor ein Blutgericht gestellt, dessen Stuhlherr Johannes ist. Die Anklage vertritt der Bischof Theuderich von Paderborn; er wirft Gottfried einen Überfall auf das Kloster Münchethal vor und beschuldigt ihn, was entscheidend ist, der Zugehörigkeit zu den „Brüdern des freien Geistes", den Wiedertäufern: damit habe er sich aus dem heiligen Verbande der Kirche gelöst. Der Kyburger gibt das zu und wird hingerichtet; ein treuer Diener, Mohr, taucht eine Locke des Toten in das bei der Hinrichtung geflossene Blut und nimmt sie mit nach Hause. Unterdessen erlebt der Sohn Gottfrieds, Kuno, in der Heimat verfängliche Liebesabenteuer; in seiner Abwesenheit steckt ihm ein mit ihm verfeindeter Graf von Schlippenbach aus Rache ein Dorf in Brand. Kuno kehrt zurück, zieht gegen den Schlippenbacher ins Feld, verwüstet sein Land, besiegt ihn, erobert im Flug seine Burg, die sich ihm öffnet, nachdem sich ihr Herr das Leben genommen hat. Während die Eroberer noch im Siegestaumel befangen sind, tritt der Diener Mohr auf und bringt die Nachricht von der Hinrichtung des alten Ritters. Da nimmt „Kuno von Kyburg ... die Silberlocke des Enthaupteten" und wird „Zerstörer des heimlichen Vehmgerichts"[243]. Auch ihn läßt das Blutgericht vor sich laden; sein Freund Eberhard stellt sich für ihn, er aber überfällt mit seinen Genossen die Vehme und macht die Richter nieder. Die Sterbeszene Alisens, seiner herzoglichen Geliebten, beschließt das Buch.

Der Roman war auf mehrere Bände berechnet; Zschokke hat es zunächst bei dem einen bewenden lassen. In der Schweiz ist ihm wohl bald die Erkenntnis gereift, daß er mit einer solchen Schriftstellerei seiner Lesewelt mehr schade als nütze, und, mit politischen und diplomatischen Geschäften überhäuft, hat er von einem Publikumserfolg weniger hoch denken gelernt. Wenn er dennoch im Jahre 1799 einen zweiten Band seines „Kuno von Kyburg" herausgab, so ist das damit zu erklären, daß er auf irgend eine Weise seinen Geldverhältnissen aufzuhelfen suchen mußte und so, vielleicht gegen seine Neigung, sich wieder zum Schriftstellern gedrängt sah. „Um Geld zu verdienen", schrieb er 1799 an Tscharner[244], „will ich mir zu literarischen Arbeiten künftig die Nächte aufbewahren — denn von der Regierung bin ich ohne Sold, und lebe nur von dem, was ich als Schriftsteller verdienen

kann und mir aus Deutschland nachgeschickt wird." In der Fortsetzung des Romanes wird der weitere Kampf gegen die Vehmgerichte, ihr Untergang und Kunos Tod erzählt.

Von der Literaturgeschichte[245] ist „Kuno von Kyburg" seinem Verfasser als besonders große Jugendsünde angerechnet worden; es läßt sich sagen, daß Zschokke sich auch in diesem Buche wie in vielen anderen als rechtes Zeitkind erwiesen hat. Im Gefolge des Götz war eine zahlreiche Schar von Ritterdramen auf dem Plan erschienen; Zschokke stellte neben diesen Troß von Bühnenstücken einen Roman; der formelle Unterschied ist geringfügig: manche Szenen in „Kuno von Kyburg" sind vollkommen bühnenmäßig behandelt; ein inhaltlicher Unterschied besteht nicht; von den im Ritterdrama heimischen Motiven kommen auch hier eine ganze Reihe vor[246].

„Kuno von Kyburg" hat wie alle Unterhaltungsschriften aus Zschokkes Jugendzeit großen Absatz gefunden, noch 1836 wurde der Roman neu bearbeitet und wieder herausgegeben[247]. Der Verfasser fand selber, daß ihm „der Kram teuer genug bezahlt" werde[248]. Den Ruhm des jungen Mannes hat aber ein anderes Buch begründet, der noch heute am ehesten unter Zschokkes Jugendschriften genannte und bekannte „Abällino":

Der aus seiner Heimat vertriebene Graf von Obizzo, der „Sohn des reichsten Neapolitaners", kommt ohne Mittel nach Venedig, wo er, nur um zu leben, das Betteln erlernen muß. Er entstellt durch künstliche Mittel sein Äußeres zur häßlichen Fratze und wird so in die Gesellschaft einiger Banditen aufgenommen, denen er durch seine große Kraft und Gewandtheit imponiert. „Abällino" nennt er sich nun und hegt große Pläne: er will nicht auf die Stufe seiner neuen Genossen hinuntersinken; wenn auch auf ungewöhnliche Weise, so gedenkt er doch seine seltsame Lage zu benützen, um dem Wohl der Gesellschaft und des Staates förderlich zu sein. „Mit fünf erbärmlichen Gaunern", ruft er aus[249], „mach ich kein Komplott wider die Menschheit. Ich allein muß die Republik zittern machen, und jene meuchelmörderischen Buben sollen in acht Tagen hängen. Fünf Banditen soll Venedig nicht füttern, aber einen, e i n e n e i n z i g e n, und dieser soll dem Dogen die Spitze bieten, soll über Recht und Unrecht in der Republik wachen. Ehe acht Tage verfliegen, soll der Staat gereinigt sein von dem Auswurf des menschlichen Geschlechts, und dann steh ich noch allein da. An mich allein müssen sich alle jene Schurken von Venedig wenden, welche meine Spieß-

gesellen vormals zum Morde der Rechtschaffnen gedungen haben. Ich lerne nun die feigen Mörder, die vornehmen Buben kennen, die den Matteo sonst und seine Knechte bezahlten — ha, Abällino! Abällino! — —" Matteo, der Anführer der Banditen, gibt bald dem neuen Bruder den Auftrag, Rosamunde von Corfu, die schöne Nichte des Dogen Andreas Gritti, zu ermorden, wofür er bestellt ist und bezahlt werden wird. Abällino tritt als Greis verkleidet in ein Gartenhaus, worin sich die Dame aufhält, warnt sie und ersticht den herbeieilenden Matteo. Von Liebe zur schönen Rosamunde entflammt, küßt er sie und sagt: „Ach Rosamunde, — warum bist du so schön, und warum bin ich — weißt du, wer dich küßte, geh, und sags dem Dogen laut: der Bandit Abällino!" Darauf verschwindet er. Zur selben Zeit erscheint in der Gesellschaft des Dogen ein schöner junger Edelmann aus Florenz, namens Flodoardo, mit dem Wunsche, der Republik zu dienen. Er stellt sich an die Spitze der Sbirren und nimmt das Banditennest aus; Abällino zwar entschlüpft den Häschern, und nur mit genauer Not entgeht ein Anhänger einer bedeutenden politischen Gegenpartei des Dogen, der eben die Banditen für einen Mord dingen wollte, der Gefangennahme. Kaum sind die Gesellen Abällinos hinter Schloß und Riegel, so finden die Bürger Venedigs allenthalben einen Anschlag, auf dem der große Bandit sich prahlerisch seiner Schlauheit rühmt und seine Dienste anbietet. Die Gegner Grittis lassen durch ihn den Liebling des Dogen, Sylvio, beseitigen, und wiederum bekennt sich Abällino durch einen Anschlag zu seiner Tat. Schrecken und Furcht vor dem Übeltäter ist allgemein. Er hat selbst die Kühnheit, einmal vor den Dogen zu treten und von ihm die Hand Rosamundens zu verlangen; wie er abgewiesen wird, kündet er an, daß innerhalb kurzem Kanaris und Dandolis, die Vertrauten Grittis, fallen würden, schießt ein Terzerol ab und verschwindet; am andern Morgen werden die beiden Männer vermißt. Flodoardo hat unterdessen traurige Tage erlebt; er war in Liebe zu Rosamunden entbrannt und hatte Erwiderung seiner Neigung gefunden. Aber das Mädchen, durch die Gouvernante Iduella belehrt, war kühl und zurückhaltend, da sie ihrem Onkel nicht zumuten mochte, sie einem Manne geringen Adels zu verheiraten. Flodoardo leidet unter dieser Abweisung, Rosamunde hat herzliches Mitleid mit dem traurig dahinlebenden Liebhaber: so kommt es zu einer neuen Liebeserklärung, bei der der Doge die beiden überrascht. Flodoardo hält um die Hand der Ge-

liebten an, und sie wird ihm unter der Bedingung zugesagt, daß er Abällino in die Gewalt Grittis bringe. Innerhalb vierundzwanzig Stunden will er mit dem Banditen zur Stelle sein oder nie wiederkehren. Zur entscheidenden Stunde soll der Doge eine große Gesellschaft laden; alle hohen Persönlichkeiten der Stadt, besonders auch die Nobili, die sich, ohne daß er etwas davon weiß, gegen ihn verschworen haben, sollen anwesend sein, und Soldaten, wünscht Flodoardo, möchten das Haus umstellen. Die Gesellschaft ist am andern Tage richtig versammelt und erfährt, was geschehen soll. Die Spannung steigt fühlbar; die vereinbarte Stunde naht, Wetten werden auf Flodoardos Erfolg abgeschlossen, man wartet, man wartet. Endlich tritt er ein — ohne Begleiter. Er verkündet, der Verbrecher befinde sich im Hause, läßt alle zur Seite treten, wendet sich um und kehrt in der scheußlichen Maske des Abällino wieder: Er ist weder Flodoardo aus Florenz noch der Bandit Abällino, als die er sich ausgab, sondern der aus Neapel vertriebene Graf von Obizzo, der die Republik retten wollte. Die verschworenen Nobili bezichtigt er ihrer Taten und Vorhaben. Man glaubt ihm nicht — er überführt sie; man beschuldigt ihn des Mordes der Freunde Grittis — er hat sie nicht getötet, sondern nur in Sicherheit gebracht, sie haben ihm geholfen, Pläne zur Rettung Venedigs zu schmieden, und treten nun alle drei gesund und unversehrt mitten in die Versammlung. Nun schlägt die Stimmung um, die Begeisterung für die Taten des zum Helden gewordenen Banditen findet keine Grenzen. Der Doge Andreas Gritti trocknet seine Augen, mit den Senatoren und Nobili „reißt" er Obizzo an sein Herz und gibt ihm nun gerne seine Rosamunde, die sich, während der verkannte Räuber „hehr und groß unter der entzückten Menge" dasteht, an ihm „hinaufschlingt". „‚Abällino!' jauchzte Rosamunde, und küßte den schönen Banditen mit Glut. ‚Rosamunde!' rief Abällino und vergaß in dieser Umarmung die ganze Welt."

Über die Quellen und die Entstehung des „Abällino"[250] wissen wir sehr wenig. Die „Selbstschau" erzählt[251], daß im Kreise der „Schokoladebrüder" die Sitte geherrscht habe, selbsterfundene Geschichten vorzutragen, „in welchen der Gipfel aller Kunst war", die Ereignisse einem völlig unerwarteten Ausgang zuzuführen. So habe Zschokke einst eine „mit poetischer Freiheit phantastisch genug" ausgeschmückte alte venezianische Anekdote vorgebracht, die ihm den „Ehrenpreis" eintrug: er hätte sie schriftlich abfassen und sogar in

ein Schauspiel gestalten müssen. „Dies ward“, sagt er, „der berüchtigte, große Bandit Abellino, der, bald darauf gedruckt, mit Geräusch über die meisten Bühnen Deutschlands ging“. Wenn „Abällino“ wirklich aus einer zur Unterhaltung einer Gesellschaft vorgetragenen Erzählung hervorgegangen ist, so ist es doch völlig unwahrscheinlich, daß diese Gesellschaft die Vereinigung der „Schokoladebrüder“ war. Zschokkes Freunde haben in späteren Briefen sowie in Marmalles Stammbuch sich gerne in Jugenderinnerungen ergangen und uns so von allen wichtigeren Erlebnissen ihres Kreises Kenntnis verschafft; wären die Erzählungen mit ungewissem Ausgang von ihnen gepflegt worden, so wäre es doch sehr seltsam, wenn sie neben den mehrfach bezeugten Sprichwörterspielen dieser Erzählungen mit keinem Worte gedächten, zumal da aus ihnen ein so berühmt gewordenes Stück wie „Abällino“ hervorgegangen sein soll. Zudem liegt die Zeit der „Schokoladebrüder“ zu weit vor der Herausgabe des „Abällino“, als daß man bei der Schreibfertigkeit Zschokkes, die jedem zufälligen Einfall Folge gab, annehmen dürfte, die Angabe der „Selbstschau“ treffe in allen Teilen zu. Nach der Vorrede des Romans scheint seine Abfassung in die Zeit zu fallen, wo sich Zschokke besonders eifrig mit Fragen der Ästhetik abgab: „Regelmäßige Mitteilung guter Empfindungen“ verkündet sie als „das einzig mögliche Prinzip jeder psychologischen Ästhetik“[252], nach dem auch der Roman abgefaßt sei; derselbe Grundsatz ist die letzte Erkenntnis von Zschokkes im Sommer 1793 entstandenen Lehrbuch der Ästhetik. Somit fiele die Niederschrift des „Abällino“ etwa in den Herbst 1793; der Roman wäre zu Beginn des Jahres 1794 erschienen. Der Vortrag einer alten Anekdote mag immerhin den Anstoß zur Abfassung des Buches gegeben haben. Nach unserer geringen Kenntnis von Zschokkes Freundeskreisen in Frankfurt wird man die Frage, wer zuerst die Geschichte angehört habe, offen lassen müssen.

Über die Quelle berichtet Zschokke: „Eine Anekdote“ hätte ihm den Stoff gegeben, „in einem alten deutschen Büchlein, schon im Anfang des 17. Jahrhunderts gedruckt“, die „von einem klugen venedischen Edelmann“ handelte, „der, um eine Verschwörung gegen den Staat zu entdecken, sich mit großer Kunst verstellt, unter die Banditen begeben und mit ihnen gemeinsame Sache gemacht habe“[253]. Das „alte deutsche Büchlein“ ist bis zur Stunde nicht namhaft gemacht worden[254]; vielleicht behandelte die Anekdote eine Verschwörung in Venedig vom Jahre 1618, über die das „Theatrum Europaeum“

zu berichten weiß[255]. „Dieses alles nun", heißt es dort, nachdem die Vorbereitungen zur Revolution geschildert worden sind, „wäre ein elender Jammer worden, und ohne ein großes Blutbad nit abgegangen, wann dieser böse und verräterische Anschlag nicht bei Zeiten wäre offenbaret worden. Welches geschehen durch einen, der diese Dinge selber praktizieren helfen, hernacher aber in sich geschlagen, sich eines bessern bedacht, vnd der Herrschaft alles offenbaret."

Andreas Gritti ist historisch; er lebte ein Jahrhundert vor dieser entdeckten Revolution; während der Regierungszeit Grittis (1523 bis 1539) aber ist in Anekdotensammlungen und Chroniken keine Geschichte erwähnt, die an die abenteuerlichen Taten Abällinos erinnern würde[256]. Die oben erwähnte Stelle aus dem „Theatrum Europaeum" oder ein ähnlicher Bericht konnte auch vollkommen genügen, um Zschokke die Anregung zu seinem Roman zu geben; die Wendung, daß ein edler Mensch zum Besten des Vaterlandes scheinbar gegen den Staat arbeitet, kommt auch in den „Schwarzen Brüdern" vor. Die Namen der Hauptpersonen mochte er in den von ihm viel benützten historischen Lexiken gefunden haben; Budden z. B. erwähnt neben Andreas Gritti einen Pius Aeneas Obizzo, „welcher General der Republik Venedig gewesen und an. 1588 gestorben" sei; er habe sich „durch seine Tapferkeit bekannt gemacht"[257]. Was den Namen „Abällino"[258] betrifft, so erscheint es als nicht unmöglich, daß Zschokke seinen Helden nach dem Verfasser des „Theatrum Europaeum" so genannt habe. „Wie heißest du? von wannen bist du?" wird der Bandit in „Giulio degli Obizzi" gefragt[259], und er antwortet: „— Ich? — vom Städtlein Avellino, und heiße Giacomo; aber die Lazaroni nennen mich in ihrer verdorbenen Sprache Abellino; gilt mir gleich." In Buddens Lexikon konnte er finden: „Avellino, lat. Abellinum, eine Stadt im Principato oltra in Neapolis ..." und darauf eine Reihe von Männern, die sich nach dieser Stadt genannt haben[260].

In der Vorrede zum Roman stellt Zschokke selbstbewußt und mit ungewollter Ironie den Grundsatz auf, „der Schriftsteller müsse sich nie nach den Launen der Leser, sondern der Leser nach den Launen des Dichters bequemen"; sobald er den Vorsatz habe, seinen Lesern etwas zu erzählen, so sei es ihm gleichviel, was er erzähle, nicht aber, wie er das tue; er bemühe sich, „die Natur, wie sie ist oder sein könnte, darzustellen." „Ich nehme, sagt er, gewisse Charaktere und führe sie durch eine Reihe von Situationen, und beobachte, wie sie

sich in all diesen Verhältnissen ausnehmen. Darüber freu' ich mich selber." Wenn sich diese Charaktere im Lauf der Erzählung veränderten, dürfe man nicht glauben, daß sie sich dadurch „untreu" würden, sie unterliegen nur, meint er wohl, einer natürlichen Entwicklung. „Ein andres — aber — ists mit der Schilderung des Menschen im Roman, und ein andres im Drama." Hier könne sich, bei der kurzen Zeitspanne, die es umfasse, ein Mensch „von der ersten bis zur letzten Szene gleich bleiben", hier veranlassen „die Charaktere gewisse Ereignisse, Handlungen, und große Begebenheiten", — im Roman dagegen bilden „gewisse Ereignisse und Begebenheiten den Charakter des Menschen". Das Hauptgewicht hat aber Zschokke — zum Schaden des Buches, das sonst eine ergötzliche Detektivgeschichte hätte werden können — auf seine volkserzieherischen Absichten gelegt: er hielt sich an „das einzig mögliche Prinzip jeder psychologischen Ästhetik, den Zweck der edeln Kunst", der in „regelmäßiger Mitteilung guter Empfindungen" bestehe, und „wodurch die Künste allein zur möglich erhabensten Stufe der Vollkommenheit emporgeführt werden können". Wäre er auf diese Weise imstande, meint er, „nur einem Herzen den Enthusiasmus für Sittlichkeit und Tugend" anzufachen, „dann — dann hab ich überwunden, dann ruf' ich: Triumph! auch die mir sparsam zugemessenen Augenblicke der Einsamkeit und Erholung von ernstern Geschäften sind meinen Mitbrüdern wohltätig geworden!"

Seine Theorie vom Gegensatz des innern Aufbaues in Drama und Roman hat Zschokke keck verleugnet, als er, mehrmals von dem Verleger Kunze dazu aufgemuntert[261], daran ging, seinen „Abällino" mit wenigen Veränderungen zu einem Bühnenstück umzuarbeiten. Es erschien zu Beginn des Jahres 1795: „Abällino der große Bandit. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach der Geschichte dieses Namens von demselben Verfasser. Verhältnisse bestimmen den Menschen. Leipzig und Frankfurt an der Oder, bei Christian Ludwig Friedrich Apitz. 1795"[262]. Man hat geglaubt, die Tatsache, daß viele Szenen im Roman schon dialogisch abgefaßt waren, habe es Zschokke leicht gemacht, ihn in ein Drama umzuwandeln[263]. Der Autor selber hat sich über den Roman geäußert, daß er „eigentlich wohl nur ... als Stoff zu einem Drama" angelegt gewesen sei[264], und dieser Stoff, muß man beifügen, war eben dramatisch. Dazu kommt, daß die Unterhaltungsliteratur im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert sich

in einem seltsamen Zwitterstadium befand: für die Lesewelt wollte man Romane schreiben, das Zeitalter aber drängte, seit den Tagen der Stürmer und Dränger, zum Drama. So vermischten sich diese beiden Kunstgebiete. Seltener kam es vor, daß epische Stellen das Drama durchbrachen; so erzählt sogar Goethe im Urfaust: „Margrete (mit Herzklopfen herein ...)“[265]. Sehr häufig ist das Gegenteil: daß aus einem vermeintlichen Roman unversehens ein halbes Drama wird[266]. Zschokkes sämtliche Jugendromane haben diese Eigentümlichkeit, am ausgeprägtesten, da der Stoff ihr noch besonders günstig war, die Geschichte des „Abällino“.

Das Bühnenstück — Trauerspiel hat es Zschokke merkwürdigerweise genannt wissen wollen — stimmt inhaltlich und in einzelnen Szenen auch wörtlich genau mit dem Roman zusammen. Mit Rücksicht auf das Theater sind einige Personen gespart, wenige Szenen weggelassen, andere hinzugefügt, sodaß sich Roman und Drama gegenseitig ergänzen und erklären. In einer zweiten Auflage, die schon Ende 1795 erschien[267], befliß sich Zschokke, das Stück noch bühnengerechter zu gestalten, und hat es zu diesem Zweck besonders gegen den Schluß hin gekürzt. Im Kern freilich ist es trotz allem unverändert geblieben: die Unwahrscheinlichkeiten, die es enthält, tilgen, hätte geheißen, es seiner Wirkung berauben; die philosophischen Reden und tugendhaften Monologe zu streichen, konnte sich Zschokke nicht entschließen, an ihnen hing sein Herz — diese Arbeit mußten die Regisseure leisten; den Gestalten wirkliches Leben zu verleihen: dazu fehlte dem Verfasser die Kraft und Originalität der Anschauung. Seine Stärke lag — dies bezeugen all seine belletristischen Schriften — im ausgebildeten Sinn für eine ungewöhnliche und wirkungsvolle Situation. Die Bedeutung des Stückes liegt in dem glücklichen Griff, mit dem hier ein auf der Bühne wirkungsvoller Stoff zur Bearbeitung herangezogen worden war, und er hat ihm auch seinen ungeheuerlichen Erfolg verschafft.

Schon ein halbes Jahr nach dem Erscheinen des Dramas konnte Zschokke an Apitz berichten, er habe, wenn Apitz nicht selbst eine neue Auflage des „Abällino“ besorgen wolle, genug Anfragen von andern Verlegern, die sich darum bewürben. „Hüten Sie sich vor Nach-Druckern!“ ermahnte er seinen Freund[268]. Über alle Bühnen ging der große Bandit[269]. Goethe stellte 1795 lakonisch fest: „Abällino ward den Schillerischen Stücken ziemlich gleichgestellt“[270]; über seinen Er-

folg in Stettin und Frankfurt schrieb Zschokke an Lemme[271]: „Abällino ist in Stettin in sechs Wochen sechsmal mit so vielem Beifall aufgeführt worden, daß mich meine Freunde in Stettin auf eigne Kosten nach Stettin holen wollten, um meinen Triumph mit anzusehen. Hier in Frankfurt hat es Döbbelin zweimal hinter einander aufgeführt; die Schauspieler wolltens recht gut machen, und machten es — recht schlecht. Inzwischen fand es Beifall, nur nicht so glänzend wie in Stettin, wozu auch meine Neider hieselbst ihr Quäntchen beitrugen." Graf Julius von Soden, der vorher durch einen Artikel in den „Politischen Annalen"[272], nachher persönlich mit Zschokke in Beziehung getreten war[273], widmete dem „Abällino" eine eingehende Abhandlung, worin er kritisch, aber voll Anerkennung das Drama Szene für Szene vornahm, um zuletzt die „mit festem Griffel gezeichneten" Charaktere auf ihren Gehalt zu prüfen[274]. Mit dem ihm eigenen Überschwang im Ausdruck preist er die Vorzüge des Stückes; „eine Szene voll Kraft, tief erschütternd, trefflich angelegt und mit Meisterhand ausgeführt" heißt es etwa, oder ein andermal: „Wie kurz, kraftvoll, wahr, warm und innig!" Auch Einwände verschweigt er nicht, „doch, meint er, an einem solchen Werke ist man berechtigt, selbst kleine Flecken zu rügen, und des Dichters Pflicht, ihm Vollendung zu geben." Für den Eindruck, den „Abällino" übte, findet er wohl das bezeichnende Wort, wenn er von der „allgemeinen großen Sensation" spricht, die das Drama gewesen sei. Zehnmal ist es in verschiedene europäische Sprachen übersetzt worden[275].

Zschokke selber hat sich noch zweimal mit dem Stoffe beschäftigt; 1805/6 erschien sein zweibändiger Roman „Giulio degli Obizzi oder Abällino unter den Calabresen", worin er die Abenteuer erzählt, die Obizzo aus seiner Heimat vertrieben und nach Venedig geführt haben[276]; 1828 gab er das Schauspiel „Abellino" in Versen heraus[277], die aber völlig den der Jugendschrift eigentümlichen Charakter verwischen und nichts Besseres in das Stück hineinzutragen vermögen.

Wohl zu Beginn des Jahres 1795 hat Zschokke noch ein kleines Lustspiel verfaßt, „Der Freiheitsbaum". Mit Geringschätzung schrieb er darüber an Behrendsen: Es „war eine Farce für eine Familiengesellschaft, die doch auch eins spielen wollte, ich verschenkte es an Apitz. Ob's behagt, weiß ich nicht"[278]. Es ist, obschon es lebhaft an die rührseligen Stücke Kotzebues erinnert, in seiner Frische und Anspruchslosigkeit und durch einige glückliche Einfälle die heute noch genieß-

barste von Zschokkes Jugendschriften[279]. „Man findet hier etwas Besseres“, bemerkt mit Recht ein Rezensent, „als in einer großen Menge solcher Schriften, die man durch einen von den Zeitumständen entlehnten Titel zu verkaufen sucht“[280].

Der Schauplatz ist ein deutsches Dorf an der französischen Grenze. Der junge Bauer Gustel unternimmt es, nach dem Abzug der Franzosen trotz der darauf gesetzten Todesstrafe den aufgerichteten Freiheitsbaum zu fällen, teils aus Patriotismus, teils weil er weiß, daß der Vater seines geliebten Rikchens den Baum nicht ausstehen kann. Der Täter wird bekannt und gewinnt dadurch die Zuneigung von Rikchens Vater, der ein reicher Bauer ist; der verschuldete Amtmann Feger aber gedenkt den Anlaß zu benützen und das reiche Mädchen seinem tölpelhaften Sohne zur Frau zu geben. Er wirft Gustel ins Gefängnis und droht, ihn an die Franzosen auszuliefern, wenn er nicht seiner Geliebten entsage und wenn nicht Rikchen auf seinen Heiratsplan eingehe; doch das Liebespaar erklärt, lieber sterben zu wollen als sich trennen zu lassen. Da kehren die französischen Truppen zurück, und die Übeltat Gustels wird sogleich angezeigt. Der kommandierende Offizier aber ist ein Bruder Rikchens, den der Amtmann einst aus Bosheit an die Werber verkauft hatte; er weiß alles zum Guten zu wenden: der unbarmherzige und falsche Amtmann bekommt seine Strafe, und der Heirat des Liebespaares steht nichts mehr im Wege.

Hier im Lustspiel konnte Zschokke seinen Sinn für die Situationskomik sich auswirken lassen. Kaum hat z. B. Gustel den Baum gefällt und ihn mit Rikchens Hilfe weggeschleppt, so erscheint, vorsichtig um sich sehend und eine Axt in der Hand, der Vater Blum, der seinerseits „den Brand- und Schandpfahl“ deutscher Erde fällen will und ebenso überrascht als befriedigt feststellen kann, daß das Werk schon getan ist. Er begegnet dem Monsieur Feger, dem Sohne des Amtmanns, der Gustels Axt gefunden hat und bei sich trägt; deshalb glaubt Blum erst, er habe den Baum umgeschlagen, und lobt ihn darum; des Amtmanns Sohn stellt aber lebhaft in Abrede, daß er es getan habe, er wolle es seinem „Papa sagen“, er habe gewiß den Baum nicht gestohlen, das dürfe man ja nicht, wie Frau Muhme lehre. Da tritt der Schulmeister Ehrenfried hinzu, eine kriecherische, nach eines jeden Gefallen redende Natur. Er sieht, daß der Baum fehlt, und bemerkt die Axt in Monsieur Fegers Hand. „Ei, ei, ei, ei!“ Er erhöht die Verlegenheit des jungen, kindischen Mannes, „wenn das der Papa

wüßte". „Ei, ei, die Axt! Den Vogel kennt man an seinen Federn." Feger wirft die Axt hin: „Wie denn nun?" und Ehrenfried antwortet: „Man kennt den Baum an seinen Früchten. Ei, das hätt' Er unterlassen sollen. Schuster bleib bei deinem Leisten, pfleg' ich zu sagen, und ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen! Ich habe nichts damit zu tun. . . . Wems juckt, der kratze sich. Ich hab eine heile Haut, und wasche meine Hände in Unschuld[281]." Der Gestalt dieses Schulmeisters hat Zschokke jedenfalls gedacht, als er später im „Addrich im Moos" den Spielmann Heinrich Wirri zeichnete, der ebenfalls stets seine Meinung mit einem Schwall von Sprichwörtern zu begründen weiß. Rikchen tritt auch in diesem Lustspiel wieder auf; es ist der einzige bürgerliche Frauenname, der in Zschokkes Jugendschriften vorkommt, sonst hat er seinen etwas schwächlichen Heldinnen mit ungewöhnlichen, hochtrabenden Namen wie Rosaura, Iduella, Alise und Rosamunde einigen Glanz zu verleihen gesucht.

Mitten in der bunten Reihe meist geringwertiger Unterhaltungsschriften und Bühnenstücke aus Zschokkes Frankfurter Zeit steht ein Buch ganz anderen Charakters, die „Ideen zur psychologischen Ästhetik"[282]. Durch seine Lektüre und die Betrachtung der Natur- und Kunstschönheiten Mecklenburgs, „woran dies glückliche Land so reich ist"[283], war Zschokke zuerst zu ihrer Niederschrift angeregt worden. Als Student hatte er sich mit Fragen der Ästhetik beschäftigt und mit seinen Freunden darüber debattiert; in seinem ersten Semester als Privatdozent sodann las er ein Kolleg über Ästhetik nach Eberhards „Theorie der schönen Wissenschaften". Vielleicht stach ihn der Ehrgeiz, an der Viadrina auch sein Scherflein zur Ästhetik beizutragen: in Frankfurt hatte ja Alexander Baumgarten das für das achtzehnte Jahrhundert grundlegende Werk darüber geschrieben und herausgegeben. Im Sommer 1793 machte sich Zschokke an die Abfassung seines Buches[284], im Herbst erschien es, und für das Wintersemester 1794/5 anerbot er sich, nach seinen „Ideen zur psychologischen Ästhetik" Vorlesungen abzuhalten.

Kant hatte in der zweiten Ausgabe seiner „Kritik der reinen Vernunft"[285] vorgeschlagen, die Bezeichnung „Ästhetik" mit deutlicher Unterscheidung „teils im transcendentalen Sinne, teils in psychologischer Bedeutung zu nehmen", da es eine „verfehlte Hoffnung" sei, „die kritische Beurteilung des Schönen unter Vernunftprincipien zu bringen, und die Regeln derselben zur Wissenschaft zu erheben", und eine Irreführung,

wenn solche Bemühungen mit dem Namen einer „Ästhetik“ in Verbindung gebracht würden, welche Benennung eigentlich nur einer auf Transcendentalphilosophie begründeten Lehre zukomme. Mit dem Hinweis auf diese Stelle erklärt Zschokke den Titel seines Buches[286]; er will auf Grundlage der Erfahrung eine Kritik des Geschmackes geben. „Das erste und wichtigste Geschäft bei der Untersuchung der Kritik des Geschmacks muß es natürlich sein“, setzt er auseinander, „ein Prinzip aufzufinden, welches gleichsam die Quelle der ästhetischen Gesetze, und die sichere, unwandelbare Norm für jeden edeln Künstler werden könne“; er findet dieses Prinzip in der Formel: „Freie Mitteilung schöner Empfindungen“. Das Buch untersucht nun in vielen kurzen Paragraphen, die zumeist mit umfangreichen Anmerkungen versehen sind, Wesen und Zweck der schönen Kunst, das Wesen des Schönen, den ästhetischen Geschmack und die ästhetischen Empfindungen. Einer besonderen Schule hat sich Zschokke nicht angeschlossen; seine große Belesenheit hat ihm einen weitgreifenden Eklektizismus erlaubt: da und dort, vor allem bei den Ästhetikern der Aufklärung, hat er Anleihen gemacht, bald einer Meinung zugestimmt, bald ihre Richtigkeit bestritten. Vor allem kam es ihm darauf an, die praktische Brauchbarkeit seines Prinzipes der Geschmackskritik zu erweisen und ins helle Licht zu stellen: „Wir haben hier das höchste Ziel für den Künstler aufgestellt, dem er entgegenarbeiten soll, wenn er als ein kultivierter Mann für kultivierte Menschen Werke liefern will. Es ist hier nicht die Frage, ob man nicht von diesen strengen Geboten etwas ablassen müsse, wenn der Künstler zu wenig veredelt, für unausgebildete Zeitgenossen arbeitet? weil die Ästhetik keineswegs die Fibel, sondern das Gesetzbuch des edeln Künstlers sein kann“[287]. Zschokke will mit seinem Buch die Künstler anspornen auf ihre Weise an der Erziehung der Zeitgenossen teilzunehmen: „Sie sind es, die zur Stütze der wankenden Religion und Religiosität werden, das menschliche Gefühl reinigen, das Herz der Tugend öffnen, und dem Laster verschließen, üble Gewohnheiten und Fehler austilgen, den Gesellschaftston feiner und herzlicher, den Bürger patriotischer, den Menschen — menschlicher machen“[288]. Der Künstler kann, „als ein Gewaltiger über die Herzen seiner Zeitgenossen und Nachkommen, ... einen unaussprechlichen Nutzen stiften, den kein Erdengott mit seinen Millionen und Tonnen Goldes allein zu bewirken imstande ist, den keine Wissenschaft leistet, keine

Gewalt hervorbringt, sobald er es sich zur Maxime macht, wahre Schönheit, nach unserer Angabe, darzustellen; ... der Künstler wäre eines der achtungswürdigsten Glieder in der Kette der bürgerlichen Gesellschaft; seine Werke würden den Beifall aller Vernünftigen erobern, und sich selber im Augenblick ihres Werdens mit dem Lorbeer der Unsterblichkeit bekränzen"[289].

Zschokke hatte für den Fall, daß man sich für seine Arbeit interessiere, eine Fortsetzung in Aussicht gestellt, worin er seine „Ideen über die Signatur des Schönen und die ästhetische Gesetzgebung" mitteilen wolle[290]; doch — wohl zur großen Enttäuschung des Verfassers, der durch den Erfolg seiner „Schwarzen Brüder" verwöhnt war, — ist die Welt stille über das Buch hinweggegangen. Ein Exemplar davon hatte er mit einem Begleitbrief an Schiller gesandt[291] und den Dichter, der ihn „unter allen deutschen Schriftstellern ... zuerst die Allmacht der Dichtkunst über das menschliche Herz" habe fühlen lassen, um ein Urteil darüber ersucht; damit hatte er die Bitte verbunden, ob er nicht „über manchen, hier flüchtig berührten Gegenstand" ausführlicher in der „Thalia" handeln könnte. Auch Schiller scheint für die Ästhetik des Frankfurter Privatdozenten und ihren Verfasser kein besonderes Interesse gehabt zu haben.

Mit seinen gesamten geistigen Anlagen war Heinrich Zschokke ein geborener Journalist. Wie ein Omen mutet es an, daß er nach seiner Flucht aus Magdeburg zu Beginn seiner Laufbahn bei Wilhelm Bärensprung das Haus eines Verlegers betrat. Dort, in Schwerin, war er schon irgendwie an der Herausgabe der „Monatsschrift von und für Mecklenburg" beteiligt gewesen; in Frankfurt ließ seine journalistische Tätigkeit nicht lang auf sich warten. Zwei Verleger wohnten in der Stadt, Kunze und Apitz: beide wurden Zschokkes Freunde; sie waren es nicht von Anfang an, 1791 noch erschien bei Kaffke in Stettin der erste Band von Zschokkes „Schwärmerei und Traum", ein Buch, das den Leser vollkommen wie der Band einer Zeitschrift anspricht; 1794 folgte der zweite Teil. Inzwischen hatte Zschokke schon eine eigentliche Zeitschrift in Frankfurt herausgegeben:

Bei Apitz erschien zu Beginn des Jahres 1793 eine Wochenschrift „Frankfurter Ephemeriden für deutsche Weltbürger"[292], worin unter anderm „mit einigen Ausschmückungen, die Schicksale, welche der Invalide Krapp ... in seiner Gefangenschaft und auf der Flucht aus seinem Gefängnisse in

Nordamerika erduldet hatte", geschildert waren[293]. Weiteres ist über diese Wochenschrift nicht bekannt[294].

Die „Ephemeriden" wurden 1794 von einer Monatsschrift abgelöst, dem „Litterarischen Pantheon"[295]. Der eine Jahrgang umfaßt 1136 Seiten; Zschokke hat selber — im nämlichen Jahr neben seinen Vorlesungen, der Umarbeitung des „Abällino", der Abfassung von „Kuno von Kyburg" und des dritten Bandes der „Schwarzen Brüder" — mehr als die Hälfte davon geschrieben. Noch einmal vor seinem Abschied von Frankfurt legte er darin ein Zeugnis seiner überraschenden Vielseitigkeit ab und bewies, daß er es verstand, ein Sprachrohr seiner Zeit zu sein. Einige seiner Beiträge stehen in Beziehung zu andern Veröffentlichungen: Mit unwesentlichen Veränderungen werden im „Pantheon" die drei ersten Akte von „Charlotte Corday" (jedoch mit Auslassung der sechsten [letzten] Szene des dritten Aktes) und der Anfang des dritten Bandes der „Schwarzen Brüder" mitgeteilt; „Das heimliche Vehm- oder Blutsgericht, eine historische Skizze" erinnert an „Kuno von Kyburg", „Kleine Beiträge zu einer Theorie der menschlichen Triebe" in ihrer Abhängigkeit von Irwing stehen mit einem Abschnitt der „Ästhetik" in Zusammenhang, das Fragment „Philosophische Nächte" setzt die philosophischen Abhandlungen fort und ist der eigentliche Vorläufer der „Salomonischen Nächte", die nach diesem Fragment und dem „Salomonismus" im dritten Bande der „Schwarzen Brüder" so genannt worden sind. Die philosophischen Fragen, die im „Pantheon" berührt werden, müssen eine der innersten Angelegenheiten in Zschokkes jungem Leben gewesen sein: „Erstlich frage mich niemand: aus welcher Schule stammst du? — wie heißt deines Meisters Name? — Ich erkenne keine Schule, keinen Meister. Betrachte mich, lieber Leser, als einen Laien, oder wenn du lieber willst, als einen Parteigänger. Zwar hört' ich bei einem sehr berühmten Manne über Baumgarten dogmatisieren, bei einem weniger berühmten über Kant und Platner skeptisieren, aber weder der Glaube des einen, noch der feine Zweifel des andern vollendete mich zu dem, was ich bin, wenngleich beide ihren Teil dazu beigetragen haben können"[296]. Will man die Entwicklung der religiös-philosophischen Anschauungen Zschokkes kurz kennzeichnen, so kann man im allgemeinen sagen, daß er von der ratlosen und sich resigniert bescheidenden Skepsis Berends' zum verständigen und zuversichtlichen Glauben Steinbarts übergegangen sei; in Frankfurt aber hat in ihm noch völlig der Zweifel, ja die Verzweif-

lung an jeder menschlichen Erkenntnis überwogen, und erst mußte er einen trostlosen Pessimismus zu Boden ringen, bevor er in „Alamontade“ und den „Stunden der Andacht“ ein felsenfestes Vertrauen auf Gott und Welt zu Worte kommen lassen konnte. Mit einer merkwürdigen Leidenschaft und Beredsamkeit versteht er in dem Fragment „Philosophische Nächte“ seiner skeptischen Stimmung Ausdruck zu geben:

„Die Flammen[297] spielten herrlich im Kamin; ich zündete mir die Pfeife an und warf mich in den Sessel nieder.

Mylord, mein vielgetreuer Hund, (in Vertraun gesagt, das redlichste Tier unterm Monde, mit einer wahren Biedermannsphysiognomie) Mylord, sag' ich, nahm Besitz von seinem Stuhl zwischen Bett' und Ofen, und machte Anstalten zu einem sanften Schläfchen. Draußen wars dunkel und still; zuweilen nur schlugen Nachtwächter und Eule ihren melancholischen Triller.

Einige Augenblicke beschäftigte mir Aug' und Geist das Spiel der Flammen und ihrer schönen Farben. Das Knistern des Holzes, das Aufsprühen der Funken setzten meine Phantasie in eine gärende Bewegung. Ich sah Armeen gegen einander ins Feld rücken, hörte das Geplänker der Vorposten und dann und wann den ersten Todesgruß aus dem gröbern Geschütz.

Nichts war natürlicher, als daß mir nun der weiland herrliche Rhein mit seinen zahllosen Leichenfeldern vorschwebte, wo Braunschweig und Möllendorf, Coburg und Clerfait, Hoche und Cüstine sich den Lorbeer des unverwelklichen Nachruhms pflückten, inzwischen tausend gute Männer, — tausend gute Väter, tausend gute Brüder, ach, tausend gute Jünglinge für diesen teuren Lorbeer ihr noch teureres Leben ausbluten mußten, weil — sie mußten. — — Ich tat einige schärfere Züge aus der Pfeife. —

Weil sie mußten! — Es ist doch bei alle dem ein wunderliches Fatum, welches über uns regiert, voll schrecklicher Widersprüche in seiner Ökonomie.

Leben haucht die Natur durch alle Weltkörper des grenzenlosen Alls; Leben selbst in die gaukelnden Sonnenstäubchen. Sie bevölkert mit rastloser Sorgfalt die Planetensysteme, die Wassertropfen, und die Adern des Grashalms, welchen gleichgültig unser Fuß zertritt. — Die Sucht zu leben ist der erste (Trieb) aller atmenden Kreaturen; der Wurm krümmt sich in der Sterbeminute erbärmlich, und der Mensch läßt alles, alles dahinfahren, wenn er nur sein Leben rettet.

Und doch müssen Erdbeben, Vulkane, Überschwemmungen, Feuersbrünste, pestilenzialische Seuchen und Kriege (für die Rechte der Natur und der Menschheit) die Systeme der Natur zerstören, und die Gesellschaft der Menschen periodisch um ein Großes verkleinern!

Fast mögt' ich die Hoheit des menschlichen Wesens bezweifeln, von welcher die Philosophen in ihren Schulen so meisterhaft prahlen. — Wären wir wirklich die Erhabnen, deretwillen eine Welt erschaffen und ein Gott gekreuzigt wurde, wie der größte Teil Europas glaubt, warum wären wir denn unterworfen dem Schicksal der unbedeutendsten Geschöpfe hienieden? Worin liegt denn die Hoheit und Majestät des Menschen? Woher weiß er denn, daß er im Universo die Hauptkreatur sei, für welche Myriaden niedere Wesen geboren wurden, auf welche mit Lust höhere Geschöpfe herabschauen?

Unser Ursprung, unsre Vernichtung, unsre irdische und unsre geistige Natur, unsre Weisheit und unser Genuß verlieren unendlich, wenn wir sie näher betrachten. Ach, wahrhaftig, ich fühl' es lebhaft, es ist hier besser n i c h t s zu wissen, um nicht in jedem Augenblicke der Selbstbeschauung schamrot zu werden.

Denn lassen wir die Kompendien unsrer Philosophen, Geschichtschreiber und Theologen schweigen, worin der Sterbliche nicht selten als ein Abgott erscheint; lassen wir uns nicht selbst von ihnen nach dem ästhetischen Gesetz von B a t t e u x vormalen mit lieblichen Tinten, sondern wenden wir unser eignes gesundes Auge daran: so werden wir vieles ganz anders erblicken, v i e l e s!

Dann wird die schreckliche Frage lebendig: Sproßt nicht vielleicht der ganze Traum von unsrer Majestät allein in den Feenrevieren unsrer mitleidigen Phantasie? — Sind wir Erdengötter nicht vielleicht erbärmliche, unbedeutende Glieder in der großen unendlichen Kette der Wesen? — Ist es denn schon so ganz und gar ausgemacht, daß wir vorhanden sind um unsers vielgeliebten S e l b s t e s willen, oder können wir nicht, nur als M i t t e l, zu ganz fremden Zwecken berufen sein? Dreht sich das ganze, unermeßliche Weltall mit seinen Sonnen und Irrsternen um u n s r e k l e i n e E r d e, oder schwindelt dies Erdenpünktchen, als Trabant einer Sonne, verloren im großen Strom eines unbekannten Weltsystemes dahin?

— — Ich setzte verlegen meine Pfeife neben dem Kamin nieder, und wickelte mich fester in den Schlafrock. — —

Was ist all unser Wissen? — „Stückwerk!" sagt St. Paulus. — Worin sind wir groß? — In Träumen und Hoffnungen. Außerdem haben wir an uns selbst nichts Erhabnes"[298].

Andere Beiträge Zschokkes behandeln Gegenstände aus der Geschichte. In einer ständigen Rubrik, „Revolutionsbibliothek" überschrieben, sind Rezensionen über Werke vereinigt, die sich auf die französische Revolution beziehen; der Rezensent ist nie genannt: es wird ebenfalls Zschokke gewesen sein. In dem Fragment „Pipian oder Behemots Nasenring. Ein theologisches Märchen" versuchte er sich in der Verserzählung nach dem Vorbilde Wielands; das Fragment „Auszüge aus Herr Jonas Jonassohns: Beschreibung seiner Reisen durch einen Theil von Europa und Afrika, oder Hannibals Mission nach Abessynien. (Nach ungedruckten Handschriften)" erinnert mit seinen Schwärmereien für eine edlere Menschheit an „Die schwarzen Brüder" und ist in seiner äußern Gestalt ein erklärter Nachkömmling von Freiherr von Knigges „Benjamin Noldmanns Geschichte der Aufklärung in Abyssinien"[299]. Der ebenfalls fragmentarische Aufsatz „Urgeschichte der Menschheit" erweist Zschokkes Bekanntschaft mit den Schriften Herders; an einer andern Stelle erwägt er die Entstehung und Verbreitung schädlicher und schlechter Schriften und bringt Vorschläge, wie man ihnen begegnen könne: vor allem, meint er, müßte man zum Reichsgesetz erheben, daß kein Verleger etwas drucken dürfe, wenn ihm der Verfasser der Schrift oder des Aufsatzes nicht mit dem wahren Namen und so, daß er belangt werden könne, bekannt sei; nur „Rezensent und Kunstrichter müssen durchaus für ihre Person dem Publikum verborgen bleiben, wenn sie Nutzen stiften sollen; Dunkelheit ihres Namens ist allein die Schutzwehr ihrer unbestechlichen Wahrheitsliebe und Freimütigkeit." Am bedeutungsvollsten sind im „Litterarischen Pantheon" aber Zschokkes Beiträge zu politischen Fragen; darüber wird weiter unten zu handeln sein.

Am 17. August 1786 war Friedrich der Große gestorben[300], und die glorreichste preußische Regierungszeit hatte damit ihr Ende erreicht. Dennoch folgte in der großen Masse der Bevölkerung auf die Todesnachricht eher ein Gefühl der Erleichterung als Bestürzung und Niedergeschlagenheit; des großen Königs Regiment war so straff und eigenmächtig ge-

wesen, daß man sich jetzt wie von einem Drucke erlöst vorkam. Mit überschwenglichen Erwartungen sah man den Taten des milden und gütigen Friedrich Wilhelm II. entgegen, der als der „Vielgeliebte“ nach dem Tode des „Großen“ den Thron bestieg. Die Stimmung schlug nur zu bald um; Friedrich Wilhelm II. war kein starker Charakter, sein Regiment war unglücklich, reaktionär und für die, die an ihn geglaubt hatten, voller Enttäuschungen. Der leichtgläubige König verfiel vollkommen dem Einfluß des von ihm selbst an die hohe Stelle gehobenen Ministers Wöllner, den der Scharfblick Friedrichs des Großen schon 1768 als „betriegerischen und Intriganten Pfafen“[301] durchschaut hatte. Wöllner stand nicht an, mit den unwürdigsten Mitteln, mit mancherlei Intrigen und dem schamlosen Geflunker von übernatürlichen Geheimnissen des Rosenkreuzerordens den leicht unterliegenden Geist seines Herrn an sich zu fesseln und seinen reaktionären Herrschergelüsten dienstbar zu machen; schon zu Beginn seiner politischen Wirksamkeit brachte er so das vielgenannte Religionsedikt vom 9. Juli 1788 zustande. Bald wurde in Wort und Schrift aus den Kreisen der Aufklärung lebhaft gegen das neue Regiment Stellung genommen.

Zschokke ging in Fragen der Kunst und Philosophie, der Lebensauffassung und Erziehung mit der Zeitströmung im großen Publikum: wie hätte es in politischen Dingen anders sein können! In Magdeburg hatte er begeistert dem neuen König zugejubelt, in Frankfurt betrachtete er mißtrauisch die Richtung, in welcher sich dessen Regierung bewegte.

Das „Litterarische Pantheon“ wies schon in der „Revolutionsbibliothek“ auf Fragen hin, die die damalige Zeit beschäftigten; in einem Aufsatze „Über Adelrang und Bürgerhoheit“ wandte sich Zschokke gegen das fade Buch Kotzebues „Vom Adel“ und redete dem Wettkampf der Tüchtigen das Wort: „Tugend, Weisheit und Tapferkeit erheben den Menschen doch eigentlich allein nur auf die Herrscherstufe, wie kann und wie darf über sie der blinde Zufall den Sieg davon tragen?“ Er tritt mit scharfen Worten gegen die Partei auf, die ihre Macht benütze, der freien Entwicklung im Wege zu stehen: „Jeder wird diese wütende Partei kennen; ich darf sie nicht weiter zeichnen; man nennt sie am besten Männer der Finsternis, weil Dunkelheit über ihren Namen ruht, und Finsternis im Reiche der Vernunft ihr Ziel ist.“ — „Der Geist des Zeitalters beugt sich weder vor Gesetzen noch Armeen“ heißt ein anderer Aufsatz; Zschokke vermeidet es

im Einklang mit den Zeitstimmen, den leisesten Vorwurf gegen den König zu erheben, er wendet sich gegen dessen Berater und die regierende Partei und weist nach, daß niemals in der Geschichte ein Gewaltregiment die natürliche Entwicklung des menschlichen Geistes auf die Dauer habe unterdrücken können: „Leget dem Volke keine Ketten an, so hat es keine zu zerbrechen; presset dem männlichen Geist der Nation nicht den eisernen Kinderschuh des Gesetzes auf! — Seht auf Friedrich den Einzigen und seinen weisen Nachfolger!" In denselben Gedankengängen bewegt sich der Aufsatz „Eine Paralelle", der die Zustände in Frankreich und Preußen einer Betrachtung unterzieht. „Robespierre wollte seine Nation um ein Jahrhundert voraus, Hermes dagegen die Preußische um zwei Jahrhunderte zurückführen. Robespierre glaubt der Vernunft zu huldigen und die Menschheit zur letzten Stufe gedenkbarer Vollkommenheit emporzuführen; Hermes sehnt sich nach dem Gegenteil; die schwache Vernunft soll gegen einen starken Glauben vertauscht werden, das Selbstdenken gegen zuversichtliches Nachlallen, die eigene Überzeugung gegen Verehrung der Autoritäten und Machtsprüche kirchlicher Diktaturen, die Sittenlehre gegen Dogmatik, Toleranz gegen Polemik." „Eine unbillige Behandlung des edelsten Teiles der Nation" sieht Zschokke in der preußischen Regierungspolitik, „die Verbreitung der Lippenreligion" befürworte sie „statt der Herzensreligion". „Ich fürchte, ruft er aus, der Zweck des Staats und der Menschheit werde unter den neugeistlichen Anordnungen im Preußischen sehr gekränkt werden. Ich fürchte, die christliche Religion und die bürgerliche Glückseligkeit werden zuletzt in Gefahr geraten." Eines jeden guten Bürgers und wahren Christen Pflicht sei es, solche Besorgnisse „laut und öffentlich anzuzeigen, damit sie endlich zu den Ohren unsers königlichen Landesvaters, unsers Friedrich Wilhelms des Gütigen und seiner weisen, menschenfreundlichen Räte gelangen." Wie er aber über diese Räte wirklich dachte, hatte Zschokke mit nicht mißzuverstehender Anspielung auf Wöllner in dem Gedicht „Der Dompfaff" kundgegeben:

„Ein Dompfaff, wie bekannt,
Ein deutsches Vögelchen, das weniger Verstand,
Mehr Kehle hat, als andre seines Gleichen,
Benutzte die Gelegenheit
Aus seinem Bauer zu entweichen,
Worin seit einger Zeit,
Ein Vogelsteller ihn ernähret,

Und manches schöne Lied gelehret.
Er flog davon, und sang sich, wie
Ers einmal nun gelernt, durch Busch und Felder,
Die schöne Melodie:
„Nun ruhen alle Wälder!“
Der Adler hörte ihn. Des Pfaffen frommer Sang
Bezauberte ihn ganz. Er rief ihn ohne Zögern
An seinen Hof, und ohne Wegern
Gehorchte unser Pfaff, mit untertän'gem Dank.
Der Adler war entzückt; in seines Staats Revieren,
Beschloß er nun des Pfaffen Melodei
Für das bisherige bunttönige Geschrei
Der andern Vögel einzuführen.
Der Dompfaff lobte diese königliche Tat
Und sprach: „Ursprünglich hat
Der Schöpfer alle, ihn zu loben, so gelehret,
Allein von eigner Weisheit Stolz betöret,
Vergaß man Takt und Harmonie,
Und künstelt' und verkünstelte die Melodie!
Doch Deiner Majestät ists aufgehoben,
Der Vögel großes Reich
Zu bessern, daß sie alle, gleich
Wie ich, den Schöpfer künftig loben.“
Alsbald erscholl des Aars Mandat,
Durch Korn und Dorn, durch Busch und Felder,
Durch Haid' und Moor, durch Dorf und Stadt;
Es soll' hinfort, was Kehlen hat,
Nach dem beliebten Sang: „Nun ruhen alle Wälder“
Den Schöpfer preisen und erhöhn;
Die Obrigkeit, (das heißt, die Sperber, Falken, Geier,
Und andre) sollte dahin sehn,
Daß niemand fernerhin nach eigner, freier,
Durchaus verdorbener Natur,
Dem Schöpfer säng', und bei der kleinsten Spur
Den Kontravenienten vor den Richtstuhl führen,
Um ihm, zu andrer Schreck, die Kehle zu verschnüren.
Vergebens war nun alles Protestieren.
Vergebens rief der armen Vögel Schar:
„Wir können nicht, so gern wir wollen! — —
Daß die Natur verschieden uns gebar,
Beweist, daß wir verschieden singen sollen.
Fürwahr der treibt mit dem Verstande Spott,
Der mehr verlangt, als die Natur verliehen.
Wir loben alle einen Gott,
Wenn gleich nach andern Melodien!“
Der Adler donnerte. — Das Chor
Der Falken, Sperber, Geier, zog durch Busch und Felder,

Und Korn und Dorn, und Haid' und Moor,
Und horchte seit der Zeit mit strengem Ohr
Stets nach der Melodie: ‚Nun ruhen alle Wälder!'"

Am 17. Dezember hatte Zschokke an den König das Gesuch gerichtet, man möchte ihm „wo nicht einige Unterstützung durch Allerhöchst Dero weises Ober-Schul-Collegium zufließen ... lassen, doch ... wenigstens eine außerordentliche Professur der Philosophie, mit der Hoffnung, binnen Jahr und Tag auf dieser, oder einer andern Landesuniversität, eingen Gehalt zu empfangen allergnädigst ... erteilen"[302]; sein Vermögen sei gering, und er könne nicht mit Ruhe seiner Zukunft entgegensehen. Zschokke meinte es dem persönlichen Übelwollen Wöllners zuschreiben zu müssen, daß man seiner Bitte nicht sogleich willfahrte[303]; auch Hausen berichtet[304]: „Bis 1795 blieb er akademischer Lehrer. Nicht lange vor seinem Abschiede, erbat er sich vom damaligen Ober Schul-Collegium eine außerordentliche Professur, mit Anwartschaft auf einen selbst geringen Gehalt; allein der damalige Staats Minister und Ober Curator von Wöllner wies ihn wegen seiner Jugend ab. Sein Vermögen hatte er während seiner Universitäts Laufbahn zugesetzt." Die Frage erhebt sich, weshalb wohl Wöllner dem jungen Privatdozenten die Laufbahn erschwert habe; Zschokke gibt zur Antwort[305], der Minister habe ihm seiner politischen Schriften wegen gegrollt, und weil er, als Wöllner einst die Universität Frankfurt besuchte, sich ihm nicht persönlich vorgestellt habe, was die übrigen Professoren getan hätten.

Einmal aber ist Zschokkes „Litterarisches Pantheon", so viel man heute beurteilen kann, sehr wenig bekannt geworden und fällt zudem in die Zeit nach der Beantwortung seines Gesuchs. Was die „Frankfurter Ephemeriden für deutsche Weltbürger" enthalten haben, wissen wir freilich nicht, dürfen aber vermuten, daß, wenn sie Angriffe auf die Regierungspartei enthielten, diese nicht weiter als die Aufsätze im „Pantheon" gegangen sind und womöglich noch weniger Aufsehen erregten; Wöllner hat wohl weder die einen noch die andern jemals zu Gesicht bekommen. Zum andern ist in den Akten, die auch gelegentlich über eine Universitätsinspektion Bericht erstatten, nichts über des Ministers Besuch an der Frankfurter Hochschule niedergelegt. Frankfurt mit seinem scheinbar sehr nachgiebigen Professorenkollegium ist überhaupt in den Jahren 1790 bis 1795 vom Oberschulkollegium sehr glimpflich behandelt worden. Abgesehen von Fragen der Verwaltung und

des geschäftlichen Verkehres ist es zwischen Frankfurt und Berlin nur einmal zu einer Meinungsverschiedenheit gekommen, die sich aber sogleich als einem Mißverständnis entsprungen erwies. Auf den Sommer 1794 hatte der Theologieprofessor Muzel in dem Vorlesungsverzeichnis ein Kolleg über Kants Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft angesagt, und Wöllner — bezeichnenderweise ohne die sonst gewöhnliche Gegenzeichnung eines Mitgliedes des Oberschulkollegiums — wies die Universität an, diese Vorlesung „schlechterdings nicht zu lesen; sondern Unserm Ober-Schul-Collegio dagegen ein anderes nützlicheres Collegium fordersamst in Vorschlag zu bringen“[306]; Muzel erklärte sich bereit, an Stelle der mißliebigen Vorlesung homiletische Übungen zu halten, das Kolleg über Kants Werk, entschuldigte er sich, habe er lesen wollen, „teils weil ich an diesem Buche zeigen wollte, wie man mit Prüfung und Nutzen Bücher lesen müsse, teils, weil ich über einige bei dem ganzen Werke zu Grunde liegende, hie und da auch ausdrücklich geäußerte Ideen, die nach meiner Meinung der geoffenbarten Religion schädlich werden können, die Gedanken meiner Zuhörer zu berichtigen dachte.“ Das war völlig nach des Ministers Sinn; die Rechtfertigung sei mehr als hinreichend, schrieb er zurück, er werde es daher, „besonders in Rücksicht auf den angezeigten 2ten Zweck, sehr gerne sehen, wenn Ihr das gedachte Collegium im nächsten Winter halbem Jahre wieder lesen, und damit nach Gutfinden fortfahren wollet“[307].

Der Besuch Wöllners in Frankfurt könnte allenfalls auf den 7. und 8. Oktober 1793 fallen, an welchen Tagen der König auf der Durchreise nach Südpreußen sich in der Stadt aufhielt; von allen hohen Persönlichkeiten, unter anderm auch von der Professorenschaft, wurde er empfangen, Abends war große Illumination der Fenster am Markte, und die königstreue Bürgerschaft spendete 1500 Reichstaler für die Hinterbliebenen gefallener Soldaten[308]. Damals konnte sich der Minister wohl in der Begleitschaft seines Herrn befinden; doch wäre es unverständlich, wenn dem Privatdozenten, der in seiner Stellung gar keine Beziehung zur Regierung hatte, das Unterlassen einer persönlichen Vorstellung übel vermerkt worden wäre.

Endlich bleibt festzustellen, daß die Antwort auf Zschokkes Gesuch wörtlich nach einem handschriftlichen Entwurf seines freundschaftlichen Gönners Irwing abgefaßt wurde, und daß sie die Abweisung nicht mit Zschokkes Jugend, sondern, wie

bei so vielen andern Gesuchen um finanzielle Unterstützung auch, mit den dürftigen Verhältnissen der Universitätskasse begründete; sie lautete[309]:

„Berlin den 7ten *Jan:* 1794.
/*Universität Frankfurth*/

Dem Magister *Zschokke* zu *Frankfurth* an der Oder wird auf seine Eingabe vom 17ten Dezbr: v. J. hierdurch zu *resolution* gegeben: daß sich *Supplicant* in Ansehung des von ihm zu verleihenden Titels eines *Professoris extraordinarii* der Philosophie noch einige Zeit zu gedulden habe, da ihm ohne dies in seinem zugleich damit verknüpften Gesuch wegen Zusage eines ihm binnen Jahr und Tag zu ertheilenden Gehalts bey den gegenwärtigen Umständen der dortigen *Universitäts*-Casse, vor jetzt nicht gewillfahrt werden kann. Wann aber derselbe in seinem bisherigen Fleiß fortfahren, und sich fernerhin wie bisher um das Beste der studierenden Jugend verdient machen wird, so kann er versichert seyn, daß bey vorkommender thunlicher Gelegenheit, auf ihn Bedacht wird genommen werden.

Berlin den 7ten *Jan:* 1794.

admandatum

Woellner *v. Irwing*

An
den Magister *Zschokke*
zu *Frankfurth a/O*"

Nach unserer Kenntnis des Sachverhaltes ist also nicht anzunehmen, daß Zschokke von Wöllner aus persönlichen Gründen mit seiner Bitte abgewiesen worden sei.

Noch zwei Semester hielt Zschokke nach dieser vergeblichen Bewerbung an der Universität Vorlesungen. Er hatte das Gefühl, die maßgebenden Persönlichkeiten wollten ihn nicht; Männer wie Wöllner, Hermes, Woltersdorf und Oswald, schrieb er an Lemme, versperrten ihm den Weg, eine Rolle zu spielen[310]. Da faßte er den Entschluß, auf eine befriedigendere Art und Weise als mit halb tatlosem Warten der glücklicheren Zukunft entgegenzugehen. In zwei Briefen vom 4. März 1795[311] bekundet er, daß er mit Beginn des neuen Jahres von seiner Hypochondrie befreit worden sei und sich heiter und wohlgemut fühle wie lange nicht mehr; das machte: er hatte nun einen bestimmten Plan vor Augen, er wollte eine große Reise unternehmen.

Wieder zeigt sich im Planieren dieser Reise, wie sehr Zschokke ein Zeitkind war: es ist die „Bildungsreise" des Bürgers des achtzehnten Jahrhunderts, die jeder, der Anspruch

erhob, ein Mann von Welt- und Menschenkenntnis zu sein, angetreten hat, — die letzte Feile an der Persönlichkeit vor der Zeit des selbständigeren und mannhaften Wirkens. Zugleich wollte Zschokke die Reise nicht nur für sich allein, sondern auch zum Nutzen der Allgemeinheit unternehmen. „Der Aufenthalt in der Schweiz“, erklärte er einem Berliner Gönner[312], „soll eigentlich für mich allein sein, der Aufenthalt in Frankreich, oder wenn dies nicht sein darf, in den unbekannten, wüsten Gegenden des venet., österreichischen Dalmatiens für die Welt sein, damit ich doch auch mit meiner Reise zur Vermehrung der Länder- und Völkerkunde Nutzen einbringe.“

Die Reisedauer war ein- bis zweijährig veranschlagt. Daß Zschokke sich gerade die Schweiz als erstes Reiseziel gesetzt hatte, entsprach ganz besonders der Strömung seines Zeitalters, das der Republik, und der schweizerischen vor allem, seine Sympathien entgegenbrachte. Die vielverherrlichte Freiheit, um deretwillen man das Bergvolk glücklich pries, kam den Norddeutschen wie ferner Zauber vor, die Republik erschien ihnen als „ein Feld, frei von dem Mannigfaltigsten, wodurch man in der politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit belästigt wurde, ein leerer Raum, in welchem dann leicht einige ideale Phantasiegemälde aus dem klassischen Altertume oder dem fernen Amerika Platz finden mochten“[313].

Zschokke wollte erst, um Geld zu sparen, als Reisebegleiter eines Edelmannes die Fahrt unternehmen; da sich keine Gelegenheit fand, reiste er auf eigene Kosten[314]. Indessen hoffte er seinen alten Freund Burgheim in Bayreuth zu treffen, um von dort aus selbander mit ihm weiter zu ziehen[315]; dieser Plan scheint sich aber zerschlagen zu haben, vielleicht weil sich um diese Zeit in Burgheims familiären Verhältnissen Veränderungen vollzogen hatten[316].

Die Abreise war auf das Frühjahr 1795 festgesetzt. Vorher wurden dem jungen Universitätslehrer noch verschiedene Ehrungen zuteil: die Sozietät der Wissenschaften erhob ihren treuen Adjunkten mit einem Diplom vom 4. Mai 1795 zum Mitgliede der Gesellschaft[317], die Freimaurerloge „Au coeur sinçère“ tat am 8. Mai desgleichen[318]. Ein interessantes Licht auf die Beurteilung Zschokkes von seiten seiner Mitstrebenden wirft eine Stelle eines Briefes Schäffers an ihn: Zschokke hatte noch 1795 von seiner Reise einen Aufsatz an den Freund gesandt, der wichtige Veränderungen in der Organisation der Loge forderte, und hatte den Wunsch ausgesprochen, daß sich

Schäffer für diese Ideen einsetze. Der aber, obschon er bekannte, daß Zschokke „in manchem Stücke aus seiner Seele gelesen“ hätte, will doch vorsichtig zu Werke gehen; „der Aufsatz möchte manchem unserer Mitglieder unverdaulich sein“, meint er und fügt bei, er hätte auch nicht gern, „daß Seidels Prophetie, die er mir einmal in Rücksicht Deiner gab: — — — daß nicht ein Jahr ins Land gehn würde, so würdest Du reformieren wollen, jetzt schon in Erfüllung gehn möchte“[319].

Einen wohltuenden Abschiedsgruß bereiteten dem scheidenden Magister auch die Studenten, indem sie ihm am 18. April „mit Trompeten und Pauken ein solennes Vivat“ darbrachten, eine Ehrung, die in Frankfurt Professoren sehr selten widerfuhr und mit der ein Magister noch nie bedacht worden war[320].

Zschokke löste seinen kleinen Haushalt auf, übergab Bücher und Hefte dem Freunde Schäffer, um nach einem tränenreichen Abschied das ihm zur zweiten Heimat gewordene Frankfurt am 9. Mai 1795 endgültig zu verlassen. So wenig wie Magdeburg hat er auch seine Universitätsstadt, wo er die erinnerungsvollsten Jahre seiner Jugend verlebte, jemals wieder aufgesucht.

Anhang.

I. Anmerkungen.

I. Familie. Kindheit in Magdeburg.

[1] „Unter den Professionisten nähren sich die Tuchmacher vorzüglich. Von diesen sind anietzo 62 Stühle vorhanden, auf welchen alliährlich auf 2000 Stück Tücher gefertigt werden, wogegen zu iedem Stücke 1½ Stein Wolle verarbeitet wird." — „Durch die Tuchmanufactur nähren sich noch einige hundert Einwohner von Wollspinnen." Oschatz 166 und Nachtrag dazu S. 33.

[2] Die Daten nach bereitwilliger Übermittelung der Verwaltung des Kirchenarchives Oschatz aus den dortigen Kirchenbüchern.

[3] Die Namen lauten im Eintrag des Aufgebotsbuches (1716): „Der Ehrsame und Nahmhafte Meister Johann Andreas Zschucke, Bürger und Tuchmacher allhier, ein junger Gesell, Meister Christian Zschuckens, Bürgers und Tuchmachers allhier eheleibl. Sohn, und die Ehrbare und Tugendsame Jungfer Maria Elisabet, Weiland Meister Michael Deubels, gewesenen Bürgers und Mäurers allhier Seel. hinterlassene eheleibliche Tochter."

[4] Selbstschau B 11 Anm.

[5] Stölzel 12.

[6] Mitteilung der Verwaltung des Stadtarchivs. — Der Schriftsteller selber sprach seinen Namen „Schokke" aus. Dafür das Zeugnis Schmellers in einem Briefe an S. Hopf, Zürich, 14. Juli 1813. Vgl. Schweizerische Rundschau (Verlag Alb. Müller, Zürich) 2. Jg. Nr. 12 (Dez. 1892) S. 671.

[7] B XII, 296 führt den Briefwechsel Emil Zschokkes mit dem Germanisten L. Rochholz an, wo Emil Zschokke (4. März 1885. Z St) mitteilt, eine Familientradition, die Lemme ihm gegenüber vertreten habe, leite den Namen „Zschokke" aus dem wendischen „Tschucka", das sei „Erbse" ab. — Damit käme also dem Namen „Zschokke" dieselbe Bedeutung wie dem lateinischen „Cicero" zu. Ich habe vergeblich in slavischen Wörterbüchern nach dem Worte gesucht. Es scheint auch, daß sich Emil Zschokke des genauen Sachverhaltes nicht mehr erinnert habe; im „Blumenhaldner" V, 388 (Dr. E. Z.) wird ausdrücklich festgestellt, daß Professor Purkinie — ein Hausgenosse Theodor Zschokkes in Berlin — und nicht Lemme aus der Familientradition eine solche Ableitung des Namens gegeben habe. Dazu kommt noch, daß Professor Purkinie „Zschokke" aus einem ungarischen — und nicht wendischen — „tschukka" oder „tschutschka" = „Erbse" hergeleitet haben wollte.

[8] Er ist — entgegen der Behauptung von Dr. Neubauer-Bodmer, die Johann Andreas Schocke (geb. 1747) als einzigen Träger dieses Namens in den Magdeburger Bürgerrollen nennen — in ebendiesen Bürgerrollen aufgeführt: 6. Band (1741—1760), Fol. 86, Anno 1746, Nr. 91. — Der Eintrag lautet: „91. *Johann Gottfried Schock,* ein Tuchmacher, gebürtig aus Sachsen. Ist Vermöge Königl. *Rescripti* von Königl. Krieges und *Domainen* Cammer *Gratis* / erhalten am 13. ditto [= 13. August 1746] damit richtig."

[9] So im Bürgerrodel und in den Kirchenbüchern zu St. Katharinen. An beiden Orten kommt nur die Form „Schock" oder „Schocke" vor. Der älteste

in den Kirchenbüchern „vorkommende Träger dieses Namens ist, nach Dr. Neumann, der Domkantor Johann Caspar Schocke, der am 23. November 1680 mit Catharina Bötger sich vermählte“ (B XII, 296). Eine Namensform wie „Zschokke“ findet sich nicht, doch war eine Schreibweise, die der des Dichters sehr ähnlich ist, in nächster Nähe Magdeburgs zu Hause: Das Schülerverzeichnis der Lateinschule zu Landsberg a. W. führt 1741 einen „Johann Leberecht Zschock, Schwertza-Magdeburgensis“ auf, („et pater est Inspector Soldin“). Tzschirner 1862 S. 32 Anm.

10 Verehelichung der Eltern Zschokkes. Der Eintrag im Kirchenbuch lautet: „*1746.* ***Mense Octobri*** *.... Die 23. huj. Dom. 20. p. Trin.* nach beyden Predigten ist Meister *Johann Gottfried Schocke*, Bürger und Tuchmacher alhier, mit Jungfer *Dorothea Elisabeth Jordanin,* sel. Meister *Joachim Peter Jordans,* gewesenen Bürgers und Tuchmacher-Altmeisters hieselbst, nachgel. Eheleibl. jüngsten Tochter, itzo aber Meister *Johann George Büttners,* Meisters hiesigen Orts, geliebter Stief-Tochter, in der Kirche von Hn. *Past.* Bätgen getrauet worden.“ — Die Mutter Zschokkes wurde am 25. Mai 1727 getauft, und wahrscheinlich fällt ihr Geburtstag nur wenige Tage vor diesen Zeitpunkt (Vgl. B XII, 297).

11 Er wurde am 23. Juni 1714 ins Magdeburger Bürgerrecht aufgenommen (Bürgerrodel.-St. Magd.). Vielleicht ist sein Vater der am 21. Dezember 1696 aufgenommene Heinrich Jordan, „Meister und Leineweber, bürtig aus Aschersleben“. Früher ist das Geschlecht der Jordan im Magdeburger Bürgerrodel nur noch 1683 (September) aufgeführt.

12 Kirchenbuch. — K. Magd.

13 Der Taufvermerk im Geburtsregister zu St. Katharinen lautet: „*1771*.... Den 28ten *Martii* hat Mstr. *Johann Gottfried Schocke,* Bürger u. Tuchmacher-Altmeister, wohnh. in der Schrotdorfer Gasse, u. dessen Ehefrau *Dorothea Elisabeth Schockin* geb. *Jordanin* ein Söhnlein, welches den 22sten *ejusd.* nachmittags um 2 Uhr geboren, Namens *Johann Heinrich Daniel* taufen lassen. Pathen 1) *H. Henr: Ludowig Brand, Controlleur* bey der königl. *Accise,* wohnh. am alten Markte. 2) *H. Daniel Schächer,* Bürger und Tuchscherer, wohnh. bey der Raths Mühle. 3) sel. Mstr. *Joachim Lemmens* gewesenen Tuchmachers, alhier, nachgelassene Wittwe *Maria Magdalena Lemmen* geb. *Preussern* wohnh. am alten Markt.“ — Taufschein aus dem Jahre 1797 im ZSt, Abdruck: B XII, 297 f.

14 Über die ungewöhnliche Witterung des Jahres: Hoffmann 2, 376; Wolter 230. — Todesdatum: K. Magd., vgl. B XII, 297.

15 an Behrendsen. Aarau, 23. Juni 1839. BN 4, 104/8.

16 Ich finde auch die Mutter im „Toten Gast“ — trotz Stefan Hock, der liebevoll auf diese Erzählung eingeht (Hock 123) — ziemlich unbedeutend.

17 am 12. Mai 1738. Vgl. Berghauer 2, 106 und 117.

18 Wolter 216 f.

19 Berghauer 2, 106 : 117 : 123. Beschreibung Magdeburgs 67: Anno 1775 waren in der Tuchmacherinnung 71 Stühle und 136 Arbeiter tätig; es wurden 3138 Stück Tuch im Werte von 53,695 Talern fabriziert, wovon für 38,315 Taler im Lande, für 15,380 Taler außerhalb adgesetzt wurden; Zutaten und Materialverbrauch brachten Auslagen von 30,000 Talern. — Nur die Strumpfweberinnung hatte einen größern Umsatz: sie fabrizierte im Jahre 1775 für 70,000 Taler Ware.

20 Selbstschau B 10. LU 7.

21 B XII, 297 gibt eine Übersicht über die Geschwister Heinrichs. Daß der Schriftsteller nur ihrer vier gekannt hat, bezeugt Behrendsen (BN 4, 110),

auch erwähnt Zschokke selber stets nur die vier und keine andern Geschwister. Es waren: Johann Andreas, geb. 27. Nov. 1747; Dorothea Elisabeth (verehelichte Lemme), geb. 18. April 1749; Friederica Elisabeth (verehelichte Nizze), geb. 27. Juni 1753; Christiana Catharina (verehelichte Faucher und Genthe, Heinrichs Lieblingsschwester), geb. 9. August 1765, gest. (zur Ergänzung der Tafel Bodmers) 26. Juni 1837 (Brief Fr. Genthes an Zschokke, Eisleben, den 9. Juli 1837. ZSt).

[22] an Behrendsen; Frankfurt a/O, 20. Mai 1794. (BN 1, 163. BA 287) Es ist ein Pauluswort: Ephes. 3, 19.

[23] Die Erzählung der Selbstschau (B 9f), wonach der Vater „sehr ernst auf die Gasse getreten“ sei um den Komet von 1774, die — wie man sagte — „am Himmel ausgestreckte Zornrute Gottes“ zu betrachten, kann, wie alle novellistischen Züge der Autobiographie, nur unter Vorbehalt erwähnt werden.

[24] B XII, 296.

[25] B XII, 296f.

[26] Selbstschau B 11.

[27] Vgl. z. B. den Vater in „Monaldeschi“, den Grafen von Duur in den „Schwarzen Brüdern“, sodann „Arkadien“ S. 176 ff und „Salomonische Nächte“ S. 216. Daß Zschokke noch 1839 wehmütig bei der Erwähnung Magdeburgs gleich des väterlichen Grabes gedachte, war oben schon anzuführen (s. o. Anm. 15); ähnliche Beispiele ließen sich häufen.

[28] „Schwärmerey und Traum . . .“ 1, 7 ff. In den „Feldblumen“ verändert abgedruckt S. 4 ff. Geschrieben in Prenzlau (Angabe der „Feldblumen“) oder in Landsberg a/W. — Gleich hier ist festzulegen, daß die „Feldblumen“ nicht als unverdächtige Quelle zu Zschokkes Leben beigezogen werden können; es ist Grund zum Argwohn vorhanden, daß der Herausgeber, Emil Zschokke, zwar in sehr pietätvoller Gesinnung aber unerwünscht bessernde Hand an die Gedichte gelegt habe. Weder das im Vorwort erwähnte „schön gebundene Buch“, das Heinrich Zschokkes Gedichte im eigenen Manuskript enthielt, noch das Druckmanuskript des Herausgebers war mehr aufzufinden. Wo aber ältere Drucke oder frühere Niederschriften Zschokkes zur Vergleichung herbeigezogen werden können, haben die Gedichte der „Feldblumen“ vielfach ein verändertes Aussehen; es wäre seltsam, wenn der Verfasser selbst an den Gedichten gefeilt haben sollte, die er nicht zum Druck bestimmte, während er nicht einmal bei Veröffentlichungen vor einer zweiten Drucklegung sich um den Text besonders zu bemühen pflegte.

[29] Dabei ist das Buch, das dieses Gedicht enthält, u. a. seinen drei Schwestern — mit denen er sich allerdings jetzt wieder besser verstand — gewidmet!

[30] Der Titel des Buches nennt den Verfasser mit einem Decknamen „Johann von Magdeburg“.

[31] Man hat diese Stelle als mutmaßliche Vorlage zu einer ähnlichen in Heines „Seegespenst“ (1825) vergleichend herbeigezogen (Englert 797), doch ist offenbar eher anzunehmen, daß bei Heine „die gleiche Vorstellung zu gleichem Ausdruck“ geführt hat, als daß man „an bewußte Anlehnung zu denken“ hätte.

[32] Die Stelle ist auffallend, da sonst nichts darauf hinweist, daß Zschokke nach dem Tode seines Vaters der Gemeinschaft der „lächelnden Gespielen“ habe entbehren müssen. Es liegt nahe für diese Zeile nach einer literarischen Beeinflussung zu suchen; sie findet sich im 490. Verse des 22. Buches der Ilias: „Siehe, der Tag der Verwaisung beraubt ein Kind der Gespielen“ (Voß). Die Klage um den vaterlos gewordenen Skamandrios

hat natürlich dem Waisenknaben Heinrich Zschokke einen tiefen Eindruck hinterlassen.

[33] Beschreibung Magdeburgs 35. — Wolter 213 hat für dasselbe Jahr 21089 Einwohner verzeichnet; Berghauer 1, 222 führt folgende Einwohnerzahlen (ohne Militär) an: 24891 (1771), 27297 (1788), 30669 (1798), welche Angaben eher die Zahl der „Beschreibung“ bestätigen; ebenso sind für das Jahr 1786 im Magazin (S. 142) 26067 Einwohner angegeben.

[34] 1798 zählte die Garnison 6782 Mann (Berghauer 1, 52). 1786 waren es 2 Infanterieregimenter, 2 Grenadierbataillone und eine Artilleriekompagnie (Magazin 143).

[35] „Briefe über Magdeburg“ im „Magazin“ 26. Stück (1. April), 29. St. (11. April), 36. St. (6. Mai), 50. St. (24. Juni), 52. St. (1. Juli 1786).

[36] An einer andern Stelle wird dieser Mangel ebenfalls berührt. „Aber allgemeiner, einstimmiger, dringender, heißer Wunsch“ sei es, daß ihm abgeholfen werde. Magazin 20. St. (11. März) S. 78. — Was die Vernachlässigung der Kinder betrifft, so findet man ein ungemein sprechendes Zeugnis dafür auch im „Magdeburgischen Intelligenz-Zettel“. Dort erließ die „Königl. Preuß. Magdeburg. Krieges- und Domainencammer“ am 10. Februar 1781 (Nr. 12) folgendes Avertissement: „Da seit der Zeit, daß auf die Rettung derer in das Wasser gefallenen Personen überhaupt eine Belohnung gesetzet worden, bemerket wird, daß besonders durch die Sorglosigkeit der Eltern, ihre kleinen Kinder von 3, 5 oder mehreren Jahren, für die Gefahr des Wassers nicht hinlänglich gesichert werden; So wird hierdurch öffentlich bekannt gemacht: daß in solchen Fällen der Sorglosigkeit, die Eltern die bestimmte Belohnung entweder selbst bezahlen, oder aber, wenn sie dazu unvermögend sind, mit anderer Strafe beleget werden sollen. Magdeburg, den 18. Jan. 1781.“

[37] Überaus anschauliche und lebensvolle Bilder vom Treiben der Magdeburger Jugend aus einer nur zehn Jahre vor Heinrich Zschokke liegenden Zeit bieten die Erinnerungen Behrendsens. BN 1, 5 ff.

[38] Hoffmann 378. Wolter 230.

[39] Hoffmann 379. Wolter 230.

[40] Hoffmann 378; 379.

[41] Magazin 206.

[42] Selbstschau B 10/11.

[43] BN 4, 110.

[44] Siehe die Abbildung. — „Die kleine Schrotdorferstraße, im gemeinen Leben gewöhnlich die braune Hirschstraße, führt vom breiten Weg bis zum Schrotdorfer Thore“. Bergauer 1, 80.

[45] Supplement zu Heisigs Brief an Zschokke vom 5. Sept. 1843. ZSt. 1843 stand das kleine Pförtchen des Hauses noch unversehrt (Heisig an Zschokke, 5. Sept. 1843. ZSt). — Heute, wo an der Stelle des Hauses ein neues Gebäude steht, ist dieses mit zwei, beidseits einer Büste angebrachten Tafeln versehen. Links: „In diesem Hause wurde / Heinrich Zschokke / geboren d. 22. März 1771. / Gestiftet von der Magdeb. Sängerschaft 1864“. Rechts: „Zschokkehaus / Dies Haus wurde / neu erbaut / im Jahre 1891.“

[46] Selbstschau B 11.

[47] Selbstschau B 12.

[48] B XII, 297.

[49] Selbstschau 10.

[50] L U 3. Selbstschau B 13. BN 4, 110.

[51] Berghauer 1, 142.

[52] Über das Pädagogium am Kloster U. L. Frauen s. Bormann-Hertel, besonders S. 275/97: 302: 311/2.

[53] Rötger Jb. 1824 S. 42.

[54] Zitiert „Rötger Nachricht".

[55] Rötger Nachricht 4.

[56] ib. 23 f.

[57] ib. 23.

[58] Rötger Jb. 1817, S. 33. Rötger Nachricht 40/1.

[59] an Behrendsen 16. Mai 1824. BN 3, 681.

[60] Rötger Nachricht 160. — Laue war 1791 nicht mehr am Pädagogium U. L. Frauen (Rötger Jb. 1791 S. 72/5).

[61] BN 4, 110. Vgl. BA 131.

[62] Die Entfernung Magdeburg-Dessau beträgt in der Luftlinie immerhin etwas über 50 Kilometer!

[63] Salom. Nächte 130. — Vgl. LU 3. Selbstschau B 14.

[64] BN 4, 111.

[65] Der betreffende Artikel heißt: „Relegazion ist eigentlich nicht Strafe für einzelne Verbrechen. Der aber, welcher sich entweder ganz inkorrigibel zeigt, oder doch Beweise davon gibt, daß er durch die Art der Zucht, die auf seiner Schule herrscht, und nach ihrer Absicht da herrschend bleiben sol, nicht gebessert werden kan, muß schlechterdings durch das Konsilium abeundi oder durch feierliche Relegazion von dieser Schule weggeschaft werden." (Rötger Nachricht 302.) Man vergleiche die Aufnahmebedingungen: es sollte von einem Schüler nicht wahrscheinlich sein, „daß er in Absicht der Sitlichkeit ein Verderben unserer anderen Schüler sein mögte" (Rötger Nachricht 23). Die strenge Maßnahme war wohl besonders dadurch veranlaßt worden, daß der kleine Ausreißer noch einen andern Knaben mitgenommen hatte.

[66] Selbstschau B 14.

[67] Geboren im Juli 1773 (Brief an Zschokke vom 7. Sept 1801 ZSt.). Er hat in den Jahren 1801/7 mit einem Freunde in Reichenberg (Böhmen) eine Schönfärbereifabrik gegründet (Andreas an Zschokke, 21. Sept. 1807 ZSt). Bei B XII, 297 ist Fritz Zschokke nicht aufgeführt. Über ihn vgl. Günther Reise.

[68] An Lemme 14. Mai 1824. Abschrift ZSt.

[69] Geboren am 29. Juli 1769. Vgl. G 7/8 und „Blumenhaldner" V, 50 (Dr. E. Z.). Lemme starb am 11. April 1831 (ibid. V, 457.)

[70] Zschokke an Lemme. 14. Mai 1824. Abschrift ZSt.

[71] G 8.

[72] An Lemme 24. Mai 1795. ZSt.

[73] LU 3. Selbstschau B 15/6.

[74] G 203. Vgl. B XII, 298.

[75] Daraufhin wies auch B XII, 339.

[76] Selbstschau B 15.

[77] B XII, 297.

[78] Selbstschau B 14. BN 4, 111.

[79] Deutschreformierte Gemeinde 4/5.

[80] Berghauer 1, 102: 2, 214/5. Beschreibung Magdeburgs 44. Adres-Calender Magdeburgs 64.

[81] 1799 wurde die Anstalt ganz zur Bürgerschule. Berghauer 2, 215.

[82] Beschreibung Magdeburgs 44. — 1778 wird aber schon die „Mädchenschulhalterin" Madame Judith Duflui an der Schule erwähnt. (Adres-Calender Magdeburgs 64).

[83] LU 8. Selbstschau B 14.

[84] Deutschreformierte Gemeinde 30.

[85] ibid. 30. Adres-Calender Magdeburgs 64.

[86] Selbstschau B 14 Anm.

[87] Selbstschau B 19.

[88] Bürgermeister Johann Heinrich Wilhelm Stieghahn; so Adres-Calender Magdeburgs 97, die Selbstschau B 20 hat „Stichhahn".

[89] Selbstschau B 20. Den Übertritt Zschokkes von der Friedrichsschule an das Altstädter Gymnasium bezeugt auch Behrendsen BN 4, 111.

[90] Berghauer 1, 6/7. Über die Altstädtische Schule auch: Beschreibung Magdeburgs 44. Adres-Calender Magdeburgs 48. Wolter 224. Brunow, Archiv 1791 S. 17/29. — besonders die Mitteilungen von Holstein.

[91] Holstein 16.

[92] LU 9.

[93] Selbstschau B 20.

[94] Holstein 20.

[95] ibid. 18 und 20.

[96] ibid. 19.

[97] Auch „Reichard"; über ihn: Brunow, Archiv 1791 S. 17/29. 1792 (eine Arbeit aus seinem Nachlaß) 25/31 : 33/48 : 49/59 : 187/212. Holstein 15/6 : 18/9. Wolter 224.

[98] Jellinec 1, VII : 1 und öfter (Register).

[99] ibid. 1, 259.

[100] So nach Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek aus dem 16. Jahrhundert „Matthäus und Veit Konrad Schwarz", Magdeburg 1786, und aus seinem Nachlaß „Beyspiele des Magdeburgischen Luxus im sechzehnten Jahrhunndert" Brunow, Archiv 1792 (s. o. Anm. 97).

[101] 2 Stücke. Helmstedt 1780 und 1788.

[102] Selbstschau B 23.

[103] Brunow, Archiv 1791 S. 21.

[104] Selbstschau B 23.

[105] Bormann-Hertel 295.

[106] BN 4, 114.

[107] ZSt. — Ein schwärmerischer Verehrer Zschokkes in Magdeburg, der 1777 geborene J. C. Heisig, hat sie aus dem Nachlaß Wilhelm Schäffers (eines Studienfreundes Zschokkes) erworben, fälschlich auf einer Cartonhülle „Schularbeiten" Heinrich Zschokkes bezeichnen lassen, was sie augenscheinlich nicht sind, und hat sie dann dem Schriftsteller nach Aarau übersandt.

[108] Adres-Calender Magdeburgs 48.

[109] BN 4, 114/5. BA 285 Anm. Fehlt GGr.

[110] Das Gedicht steht im „Magazin" 103. (letztes) Stück (30. Dez. 1786) S. 412 und ist „J. Z. D . . . . . . kke" unterzeichnet. Um es Zschokke zuzuschreiben muß man freilich — wie im Theaterkalender 1789 bei dem Schweriner Brief — ein Versehen des Setzers annehmen, der „J. D. Z . . . . kke" hätte setzen sollen. Der „Wechselgesang" erweckt durchaus den Eindruck, er sei ein früher Versuch eines jugendlichen Verfassers. Fehlt GGr.

[111] Selbstsschau B 25. Er hat das Liedchen der Therese „Still beben meine Tränen" in „Monaldeschi" in Musik gesetzt und ihm ist u. a. „Schwärmerei und Traum" gewidmet.

[112] Das Folgende nach Behrendsens Notizen (BN), vgl. BA.

[113] Vgl. G 238.

[114] BN 1, 43.

[115] BN 1, 105. BA 130/1.
[116] BN 4, 101.
[117] BN 4, 101.
[118] An Zschokke, 12. Juni 1839. BN 4, 101/2.
[119] BN 1, 144. BA 283/4.
[120] Vgl. B XII, 297.
[121] Selbstschau B 18:20:27.
[122] Bürgerrodel St. Magd. und Kirchenbuch K. Magd.
[123] K. Magd.
[124] Selbstschau B 18.
[125] So schon Neumann 26.
[126] S. 44.
[127] Kgl. B. Berl. VS 283, XI. Frankfurt a/O, 24. Sept. 1794.
[128] Selbstschau B 21.
[129] Vgl. den Nekrolog in Brunow Archiv 1792 S. 215/6.
[130] Bezeichnenderweise in den LU nicht! — Selbstschau B 10:11/12: 16/17:19:21/2:24.
[131] S. 129 ff.
[132] Salom. Nächte 133.
[133] BN 4, 114.
[134] „Aus freier Willkür" (B VII) stammt die Schreibung „Zschokke" nicht. Welche Bewandtnis es mit dem gleichnamigen „berühmten böhmischen General" hat, der sich im spanischen Erbfolgekrieg hervorgetan haben soll (vgl. B VII & XII, 296), ist mir unerfindlich; ich habe seinen Namen vergeblich in Geschichtswerken und zeitgenössischen Flugschriften gesucht.
[135] BN 4, 114.
[136] BN 1, 143. BA 283.
[137] BN 4, 111.
[138] Selbstschau B 26/8.
[139] An Behrendsen, 12. Juni 1789. BN 1, 143. BA 283.
[140] BN 4, 111.
[141] BN 4, 112.
[142] BN 4, 114.

II. Wanderungen.

[1] Brief: Paris (ohne Tag; 1796) ZSt.
[2] Selbstschau B 28.
[3] 12. Juni 1789. BN 1, 143. BA 283.
[4] Vgl. Theaterkalender 1789 S. 179. 1791 S. 224. Bärensprung 112: 125:141. — Die Kritik: Bertram Annalen II, 117/8.
[5] Selbstschau B 30/1.
[6] ibid B 31. -- Fahrenheim vgl. B. XII, 299. Ihm ist mit andern das Buch „Schwärmerei und Traum" gewidmet.
[7] BN 1, 143. BA 283.
[8] ibid.
[9] Selbstschau B 32.
[10] Gütige Mitteilung von Herrn C. Francke, Verleger in Schwerin.
[11] Plan im 1. Stück: 31. Juli 1788 der Monatsschrift.
[12] Mecklenburgische Nachrichten 1788. 31. Stück (16. April) S. 196 und 41. Stück (21. Mai) S. 272. Schröder 201/2.
[13] Monatsschrift 1788. 3. Stück (September) S. 290. 1789 3. Stück (März) S. 245 und 5. Stück (Mai) S. 501 ff.

[14] Feldblumen 3 (Vgl. B IX), datiert „Schwerin 1788“ — Man vgl. Anm. 28 zum vorigen Kapitel.

[15] Mitgeteilt im 137. Bande von Kürschners DNL. S. 236, ein Teil davon in Facsimile.

[16] Der volle Titel der von August Friedrich Cranz anonym herausgegebenen „Galerie der Teufel“ lautet: „Gallerie der Teufel, bestehend in einer auserlesenen Sammlung von Gemählden moralisch politischer Figuren, deren Originale zwischen Himmel und Erde anzutreffen sind, nebst einigen bewährten Recepten, gegen die Anfechtungen der bösen Geister von Pater Gassnern dem Jüngern nach Art periodischer Schriften stückweise herausgegeben.“ (Vier Stücke) Frankfurt und Leipzig 1776/7. (Kgl. B. Berl. Yz 5251).

[17] s. u. Vgl. Günther Erstlingsbuch.

[18] Bärensprung 112 ff. Chrysander 278/9. Theaterkalender 1789. S. 179. Bertram Annalen II, 116 ff. Bertram Zeitung No. 4 (24. Jan.) S. 26/7.

[19] Theaterkalender 1789 S. 39/44. Fehlt GGr. Der Brief ist unterzeichnet „J. H. Zsch — k“. Im „Innhalt“sverzeichnis steht: „ . . Brief aus dem Meklenburgischen, von Herrn Zschiedrich — [Seite] 39.“ Der Setzer muß versehentlich diesen Brief Karl August Zschiedrich (1754—1799) zugeschrieben haben, der, Sohn eines Dresdener Kupferschmiedes, durch eigenen Bildungseifer es zum Regierungskanzlisten und Kassierer der ökonomischen Sozietät in Dresden, wo er auch wohnte, gebracht hatte und Reichard bisweilen Gedichte einsandte. (Vgl. Meusel XV (1816) S. 469). An Zschokkes Verfasserschaft ist kein Zweifel; zum Überfluß schreibt ihm auch sein damaliger Zögling, Heinrich Wilhelm Bärensprung, den Brief zu (Vgl. Bärensprung 122/4).

[20] Theaterkalender 1789 S. 42.

[21] ibid. 43/4.

[22] Chrysander 278.

[23] Theaterkalender 1790 S. 49/61.

[24] Schriftstellerteufel 83.

[25] Theaterkalender 1790 S. 61

[26] Theaterkalender 1791 S. 52/62.

[27] Theaterkalender 1789 S. 179. Bärensprung 110:112/3:126. Bertram Annalen II, 117. — Burgheim ist der 3. Band von Zschokkes „Schwarzen Brüdern“ gewidmet (1795).

[28] Selbstschau B 33.

[29] BN 4, 112.

[30] 4. März 1795 ZSt.

[31] BN 1, 143. BA 283.

[32] Bärensprung 124/6.

[33] Selbstschau B 34 & Anm.

[34] Journal des Luxus 1789 S. 65.

[35] Stahr 36.

[36] Grüner-Vulpius I, 56.

[37] ibid. I, 77. — Wie wenig sich die Zustände bei einer Schmiere hundert Jahre nach Zschokke verändert hatten, zeigt die „Lebensbeichte“ von Ernst Clefeld (geb. 1853): „Der philosophirende Vagabund. Lebensbeichte eines Wanderkomödianten. Mit Einleitung von Dr. Rudolf Lothar. o. J. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart“ (Memoirenbibliothek III. Serie, Band 11).

[38] Stahr 84. Abdruck: Mitteilungen Prenzlau S. 161 ff. — Prenzlau zählte 1795 ohne Militär 6991 Einwohner (Vgl. Gymnasium Prenzlau S. 219).

[39] BN 1, 143. BA 283; Selbstschau B 33.

[40] Im Schriftstellerteufel, der manches Autobiographische enthält, wird der Verfasser (S. 70) ebenfalls vom ersten Liebhaber einer Truppe als Dichter und Korrespondent angeworben.

[41] Bertram Zeitung No. 9 (28. Febr.) S. 68. — Vielleicht waren die Inhaber der Trupppe Franz Huber, geb. 1744 zu Breslau und seine Gattin Henriette (geb. 1742, Debut 1758); nähere Anhaltspunkte fehlen. Andere Schauspieler des Namens und aus der in Frage stehenden Zeit führt auf: Theaterkalender 1788 S. 140/1, 1789 S. 137/8. — Nach gütiger Mitteilung aus dem Magistratsarchiv Prenzlau erwähnen die monatlichen „Zeitungsberichte" des dortigen Magistrats in den Wintern 1787/8, 1788/9 und 1789/90 nichts von einer Theatertruppe.

[42] Bertram Zeitung No. 9 (28. Februar) S. 68. — Die Flugschrift war nicht aufzubringen, ich zitiere nach einem Auszug an der eben angeführten Stelle.

[43] ibid.

[44] ibid. No. 12 (21. März) S. 92.

[45] Selbstschau B 34/5. Vgl. LU 12/13.

[46] Voss. Ztg. 1788, 128. Stück (23. Okt.)

[47] Zedlitz 89/91. Brümmer I (1876), 75. ADB XLVII, 67/8 (M. Hippe). In den Ranglisten der preußischen Armee 1788/96 habe ich Boguslawsky nicht gefunden.

[48] Boguslawsky Landbau S. 7, Anm. zu Zeile 24/42. — Berl. Monatsschrift 1785 (V. Bd.) 6. Stück (Junius) S. 493/5.

[49] Fouqué Gefühle I, 271. Wörtlich abgedruckt aus Schles. Prov. 1818; I, 485/92.

[50] Selbstschau B 35.

[51] Stahr 29 & 31. — 1790 hatte Landsberg 5584 Einwohner (Schwartz 140).

[52] Behrendsen BN 1, 143. BA 283.

[53] ibid.

[54] Nach der Vorrede des Erstdrucks. Dieser stand mir nicht zur Verfügung, man vgl. aber die Rezensionen: AdBibl. 103. Bd. (1791) 1. Stück S. 116 und Allg. Lit. Ztg. 1791, I. Bd. No. 9 (11. Jan.) Sp. 71/2.

[55] ibid. — Ich referiere im Folgenden nach zwei Nachdrucken, die im Wortlaut übereinstimmen (ZSt): a) „Graf/Monaldeschi,/oder/Männerbund und Weiberwuth. / — / Ein / Trauerspiel / in fünf Aufzügen / von Heinrich Zschokke. / — / 1792." (ohne Orts- und Verlagsangabe, ohne Vorrede; Seitenzahlen: 229/366, das Drama war hier offenbar in einer Reihe mit andern veröffentlicht worden), — b) „Graf / Monaldeschi / — / Trauerspiel in fünf Aufzügen / vom Verfasser des Abellino. / (Vign.) / — / Berlin, / bey G. W. Müller. 1803." (Titel verkürzt, Deckname. Der Verleger hat nach einer einleitenden Notiz „um desto eher geglaubt" dies Schauspiel „eines unsrer beliebten dramatischen Dichter ... in das Gedächtniß des Publikums zurückrufen zu müssen, da über Mangel an guten Produkten für die Bühne so sehr geklagt wird". Zschokke hat dem Neudruck eine mit vollem Namen unterzeichnete Vorrede beigesteuert, die von der Vorrede des Erstdrucks abweicht: der Hinweis auf die Veranlassung zur Erstausgabe fehlt darin).

[56] Der Autor des Dramas bittet in einer Anmerkung um Entschuldigung, daß das Buch, woraus der Diener vorliest (Anfang des IV. Aktes aus Lohensteins Agrippina) chronologisch nicht ins Stück passe, indem dieses Werk erst zehn Jahre nach der Zeit, zu der „Monaldeschi" spiele, gedruckt worden sei.

[57] Vorrede zum Druck von 1803 (Vgl. Anm. 56 dieses Kap.) Das wußte schon Rud. Schwarze, vgl. R. S. in der Fr. O. Ztg. 1890 No. 93.

[58] Zur Bemerkung das Trauerspiel Essex betreffend, vgl. man oben, daß „Graf Essex" während Zschokkes Aufenthalt in Schwerin gegeben wurde; es mochte das von J. G. Dyk 1777 nach John Banks bearbeitete Stück sein.

[59] Iselin: „Monaldeschi". III, 532 (so in 1. & 2. Auflage).

[60] Vgl. Anm. 55 dieses Kap.

[61] Vgl. Anm. 55 dieses Kap.

[62] Aus den „Räubern" die Banditensprache, die Reueszene Franz Moors (Kassandra), der Schluß des Stücks; aus „Kabale und Liebe" die Szenen bei Millers (Morlinis), die Gestalt des polternden Musikers (Malers) und seiner Tochter, samt der verhängnisvollen Limonade.

[63] Von den bei Brahm 70/1 verzeichneten „immer und immer wieder-" kehrenden 24 Motiven in Ritterdramen z. B., ist die Erscheinung des Geistes allein im „Monaldeschi" aufzuführen.

[64] Die Verschwörung in „Jul. Caesar", die Erscheinung des Ermordeten in „Macbeth" und „Julius Caesar"; der Wahnsinn der Lady Macbeth (Kassandra), die Fälschung der Briefe in „König Lear".

[65] „Lohenstein als dramatischer Dichter" Olla Potrida 1790, 1. Stück S. 78/94.

[66] Schwärmerei und Traum II, 9 ff.

[67] Selbstschau B 36.

[68] Schwartz 34.

[69] Berlin Franke 1792 (Vgl. Schmidt-Mehring I, 17) Ascher starb am 8. Dezember 1822 als Buchhändler in Berlin. Vgl. GGr 5^2 S. 480, Meusel I (1796) 98.

[70] Zuletzt erwähnte den Sachverhalt — so viel ich sehe — Georg Minde-Pouet im „Lit. Echo" 1913 Heft 14 (15. April) Sp. 968.

[71] Selbstschau B 177.

[72] Darüber Steig Kämpfe 607/10:646 ff: 672/6. Über spätere Beziehungen zwischen Kleist und Zschokke vgl. auch Steig Neue Kunde 19/22:25.

[73] Ittner IV, 51.

[74] In der Zeitschrift „Isis" I. Jg. (1805) Januar S. 90 ff „Ein Mensch, der sich selbst erscheint." Fehlt GGr.

[75] Im zitierten Text „Madame B**". Erst hat sich Zschokke seine Briefe zu „Herrn Deichinspector Runge", später zu „Herrn Kaufmann Bunzel" nach Landsberg senden lassen. (BN 1, 143. BA 283; Tzschirner 1862.)

[76] 12. Juni 1789. BN 1, 143. BA 283. Vielleicht bei Herr und Frau Beneke, denen er den 2. Band der „Schwarzen Brüder" widmete?

[77] Vgl. Philippsohn I, 204 ff. Paulsen II, 93/4. Schwartz 66 ff. Rethwisch 199/205. Festschrift Landsberg XXXVII ff.

[78] Festschrift Landsberg XXXVIII.

[79] Ich berichte nach den Akten in dem Archiv der Superintendentur Landsberg a/W., die Tzschirner 1862 veröffentlichte. Diese Veröffentlichung, der gegenüber das Programm von 1860 gar nicht in Betracht fällt, ist in GGr merkwürdigerweise nicht aufgeführt — der Maturitätsaufsatz Zschokkes gehört doch zum eisernen Bestande der Geschichte des deutschen Aufsatzes. (Vgl. Matthias 187. Apelt 19; beide zitieren Tzschirner); mich hat Herr Paul Hoffmann in Frankfurt a./O. zuerst auf die Stelle aufmerksam gemacht. — Die Akten standen in einer Sammlung der Superintendentur, überschrieben „Acta der Oberpfarre zu Landsberg a. W. betr. ältere auf

das Schulwesen der Stadt bezügliche Sachen. B. II. a. 2 Vol. I. — 1663—1790“ Fol. 210/8. Schon „Festschrift Landsberg“ S. VI vermerkte dazu „Nur noch bis Fol. 88 vorhanden“, Herr Superintendent Dr. Rolke war so gütig mir mitzuteilen und zu bestätigen, daß sich die Akten über Zschokke nicht mehr in seinem Archive befinden. Ich habe ihnen auf dem G. St. Berl., dem St. Bresl. und auf dem Konsistorium der Provinz Brandenburg in Berlin vergeblich nachgeforscht.

[80] 1780/95 Superintendent (Festschrift Landsberg Seite L.).

[81] Festschrift Landsberg XXXIX. Er war 1749 im Dessauischen geboren, 1773/1818 in Landsberg Rektor, wurde 1818 emeritiert und starb 1819. (a. a. O. S. LI.)

[82] Zschokkes Altersgenossen an der Stadtschule in Magdeburg hatten Ostern 1790 folgende vier Prüfungsarbeiten schriftlich zu erledigen: 1. „Wodurch hat sich das 18. Jahrhundert in der Geschichte ausgezeichnet?“ 2. „Beschreibung eines Barometers.“ 3. „Wie wird Deutschland eingetheilt, und welche Länder gehören zum preußischen Staate?“ 4. „Num verum est, virtutem ipsam sibi praemio esse, et id quatemus?“ (G. St. Berl. R 76 I, 697).

[83] Zschokkes Maturitätszeugnis, das noch nicht gedruckt wurde, lautet:

Testimonium Salutandae academiae maturitatem destinans

Joanni Henrico Danieli Zschokke.

Lecturis fausta quaevis et salutem!

Joannes Henricus Daniel Zschokke, promti ingenii juvenis, Parthenopoli Magdeburgicus, undeviginti annos natus, et duobus abhinc annis adhuc Gymnasii Magdeburgici alumnus, qui modo gregis scenicorum per annum integrum et quod excurrit hic loci morantium amanuensis vel potius poëta dramaticus fuit, a nobis infra subscriptis petiit, ut liberet nobis secum examen instituere: an in litteris linguisque Scholasticis adeo usque processevit, ut judicio nostro idoneus esset, qui academiae, ut nunc putat, Francofurtanae ad Viadrum nomen daret?

Non potuimus huic ejus petitioni deesse, licet etiam Scholae nostrae adscriptus non fuerit, libentesque testamur examen cum eo ex mandato regio de die 23 Dec. 1788 hac fere ratione institutum esse:

Primum quidem in aedibus meis, me praesente, versiones varii generis e latinis et gallicis Scriptoribus et ingenio et calamo graviter exhibuit, iisdemque, me volente, elaborationes tum geographicas tum historicas Marte suo dextre adjunxit.

Deinde a nobis subscriptis coram tentatus examinatusque non minus bene stetit. Unum erat, quo suis ipsius verbis destitutus adhuc appareret, nempe familiaritate cum lingua graeca. Itaque nec in hac etiam ultra a nobis tentatus fuit. Contra vero facile erat in intellectu, multa eum in lingua vernacula, latina et gallica, in geographicis et historicis, aliisque eruditae Scientiae partibus legisse, eademque Sibi cum bono judicio ac Sapore familiaria reddidisse.

Hinc, habita inter nos deliberatione, ejus fuimus Sententiae, testimonium ita dictum maturitatis a nobis illi denegari non posse. Ceteroquin de vita ejus nos non possumus amplius testari, cum alumnus noster non fuerit, tamen certum est nihil quicquam, quamdiu hic degit, nobis innotuisse quod honesto ac bonae spei juvene in dies ad meliora et altiora tendenti indignum judicari posset.

Haec quidem cum bonis omnibus testimonii loco adponebam, qui litteras has patentas subscriptorum nomine dabam.

Landsbergae ad Wartham d. XVII Martii 1790.

(S) J. M. D. Stenigke
Inspector et pastor primarius
qua Commissarius Consistorii

(S) Benj. Christoph Henr. Opitz
Scholae latinae, quae hic est
Rector

(S) Christianus Friedericus Wenzel
Con-Rector.

(Im St. Bresl. Rep. 132e, F 49 No 5.)

III. Student und Privatdozent in Frankfurt an der Oder.

[1] 1798 waren es 9982 (Annalen 117).

[2] Heun II, 57.

[3] Voss. Ztg. 1790. 4. Stück (9. Jan.). Spener Ztg. 1790. No. 4 (9. Jan.).

[4] Festschrift Frankfurt 49. Vgl. Eulenburg 298:161:110:62:164:153.

[5] Eulenburg 298, dazu vgl. man aber Hausen Beschreibung 24/5.

[6] Eulenburg 164. Die dort auf kompliziertem Wege berechnete Frequenzzahl (162 für die Jahre 1791/5) kann ich für Zschokkes Frankfurter Zeit mit einer amtlichen Angabe stützen: 1794 waren es 160 Studenten, 1795 ihrer 166 (Jahreslisten der Studierenden St. Bresl. Rep. 132e F 45 No. 3). Die Ziffer Marots, der für die Jahre 1788/90 „etwa 200—250 Studenten" angibt (Bruhns I, 51), ist jedenfalls übertrieben. Mursinna verzeichnet 1792 „nicht volle 200 Studierende" (Ak. Tb. 1792 S. 54).

[7] Alles für die Jahre 1794/5; vorher mußten offenbar keine Jahreslisten von der Universität an das Oberschulkollegium abgeliefert werden. 1794 waren es 100 Juristen, 35 Theologen und 25 Mediziner. (Jahreslisten a. a. O., vgl. Anm. 6 dies. Kap.)

[8] 1794: 146 Bürgerliche, 12 Adelige, 2 Grafen; 1795: 147 Bürgerliche, 17 Adelige, 1 Baron. 1 Graf. (Vgl. Jahreslisten wie Anm. 6 und 7 dies. Kap.)

[9] Ak. Tb. 55.

[10] Heun II, 54.

[11] ibid. — Ak. Tb. 56.

[12] Laukhard II, 432/3.

[13] Nach den Akten. G. St. Berl. und St. Bresl. — Irwings Notiz vom 12. Juli 1792 auf das Rundschreiben Carl Augusts von Weimar vom 1. Juni 1792 (Vgl. Philippsohn II, 42) G. St. Berl. R 76 II, 11 Fol. 2/3:6.

[14] Vom 18. Sept. 1792. G. St. Berl. R 76 II, 7 Fol 53ff.

[15] Ak. Tb. 54/5.

[16] Zschokke berichtet am 22. Mai 1794 an Lemme, Marot habe sich in Berlin einer Operation unterziehen müssen. ZSt.

[17] Bruhns 52.

[18] Meiners II, 140.

[19] Heun I, 140. Meiners II, 106. G. St. Berl. R 76 II, 197 Fol. 146ff.

[20] Heun 17/9.

[21] Vgl. Hildebrand.

[22] Hildebrand 83.

[23] ibid. 31.

[24] Steinbart, System 83.
[25] Hildebrand 47/8.
[26] Steinbart System 284.
[27] Hildebrand 66.
[28] Ule besuchte 1803 in Züllichau „die liebenswürdige Familie Steinbarts“ (Vgl. Ules Lebensbeschreibung).
[29] Elise v. d. Recke 179.
[30] Harnisch 132.
[31] Marot, vgl. Bruhns 51 — Katheder-Beleuchtung 85/7.
[32] Über Daries: Landsberg Text 284 f und Noten 192 f. ADB IV, 758/9 (Richter). Stölzel 62 ff. Wenig bekannt scheint die Trauerrede auf Daries von seinem Kollegen, dem Pastor Hermann zu sein. — Spener Ztg. 1791 No. 87 (21. Juli): No. 100 (20. Aug.) über den Tod und die Gedächtnisfeier. — Über die Vorlesungen: Berl. Int. Bl. 1791 No. 105 (3. Mai) S. 886/9; G. St. Berl. R 76 II 197 Fol. 63 ff. Im S. S. 1790 las Daries nur juristische und cameralwissenschaftliche Vorlesungen, vgl. Berl. Int. Bl. 1790 No. 81 (5. April) S. 654 ff.
[33] Bruhns 52/3.
[34] Loewenstein 25/6. — Über Berends sonst noch: Spener Ztg. 1826 No. 285 (Nekrolog), Marot (Bruhns 53), Katheder-Beleuchtung 29/31.
[35] Platner Vorwort und S. 227.
[36] G. St. Berl. R 76 II 197 Fol. 63 ff. — Berl. Int. Bl. 1791 No. 244 (12. Okt.) S. 2013 ff.
[37] Marot, vgl. Bruhns 53.
[38] Katheder-Beleuchtung 29/31.
[39] LU 15.
[40] Selbstschau B 44.
[41] Vgl. Wünsch, Biographie. Biedermann.
[42] Biedermann 18.
[43] Selbstschau B 44.
[44] In einem Bericht an das Oberschulkollegium vom 17. Nov. 1788 G. St. Berl. R 76 II 174 Fol. 72 ff.
[45] Bruhns 53.
[46] Elise v. d. Recke 180.
[47] Marot, vgl. Bruhns 53.
[48] Kurz vor ihrem Tode, im August 1791. Chézy I, 91.
[49] Katheder-Beleuchtung 62/3.
[50] Vgl. Fr. O. Ztg. 76. Jg. No. 274 (23. Nov. 1886) und No. 286 (7. Dez. 1886. Oskar Elsner). Katheder-Beleuchtung 60/1. St. Bresl. Rep. 132e F 45 No. 3.
[51] Hausen Leben.
[52] 17. Nov. 1788 G. St. Berl. R 76 II 174 Fol. 72 ff.
[53] Bruhns 53. Katheder-Beleuchtung 60/1.
[54] Fr. O. Ztg. 76. Jg. No. 286 (7. Dez. 1886. Mitgeteilt von Oskar Elsner). Die Briefe Hausens, die noch 1886 im Besitze Emil Zschokkes waren, scheinen verloren gegangen zu sein. Die von Elsner veröffentlichten kurzen Auszüge sind das Einzige, was uns davon erhalten ist.
[55] ibid. Im Brief Wilhelminens, der Gattin Hausens, vom 28. Sept. 1805.
[56] Fr. O. Ztg. 76. Jg. No. 274 (23. Nov. 1886) Brief Emil Zschokkes.
[57] Am 30. April 1778. Siehe die Abbildung. Hausens Witwe verkaufte das Haus an ihren Schwiegersohn, den Kaufmann Lehmann am 21. Dez. 1810. St. Fr. — Wenn Mursinna (Ak. Tb. 51) von Hausen schreibt, er wohne „in der Fischerstraße in seinem Hause“, so ist das, wie eine gütige Mitteilung

Herrn Paul Hoffmanns in Frankfurt a/O mir unzweifelhaft dartut, ein Druck- oder Lesefehler. „Die Fischerstraße liegt . . . in der Gubener Vorstadt . . . weitab von der Forststraße." Dort könnte Hausen vielleicht „ein sogenanntes ‚Sommerhaus' . . . in einem Garten" gehabt und darin wohl auch gelesen haben. Aber: „Im Universitäts-Grundbuch befindet sich neben mehreren andern eine Rubrik: ‚Der Besitzer hat sonst in der Stadt oder in ihrer Umgebung liegende Gründe'. Diese Rubrik ist bei Hausen nicht nur leer, sondern es ist durch sie und die ihr benachbarten Columnen ein Strich gezogen, der da besagt, daß dort nichts zu verzeichnen sei." Ebenso vermerkt das Grundbuch für die Fischerstraße keine Besitzung Hausens. — Der Ort dagegen, an dem das Haus Forststraße No. 1 steht, hieß, als Hausen das Grundstück kaufte, „Fischmarckt", „und das Haus hatte ‚No. 605' (vorher hatte es ‚No. 586'), Mursinna in Halle, der Herausgeber des ‚Taschenbuches', hat sich versehen, oder sein Correspondent hat undeutlich geschrieben". Damit ist, in der Tat, „Klarheit geschaffen".

58 Oskar Elsner: Fr. O. Ztg. 76. Jg. No. 274 (23. Nov. 1886).

59 Abbildung der Hofseite des Hauses mit der Holzgalerie: Kunstdenkmäler 184, dazu Text und Anmerkung S. 186.

60 Ak. Tb. 48, vgl. Streit. Friedländer VII/VIII. — St. Georgstag: 23. April.

61 12. Juni 1789 an Behrendsen BN 1, 143. BA 283.

62 6. März 1790 an Stenigke. Tzschirner 1862.

63 Hausen Beschreibung 60/1.

64 St. Bresl. Rep. 132e Matrikel Band VI (Bd. V enthält eine Abschrift der Originaleintragungen von Bd. VI). Verkleinertes Facsimile Festschrift Frankfurt 48. Vgl. ferner Friedländer 518.

65 Hausen, Beschreibung 61.

66 Im ZSt befinden sich folgende vier Kollegbücher aus Zschokkes Studienzeit: 1. „G. S. Steinbarts / christliche Gottesgelahrtheit; / Nach seinen Dictatis / im Collegio des 2ten Semestrii 1790 / geschrieben / (Steinbarts Schattenriß)." — 2. „G. S. Steinbarts / christliche Gottesgelahrtheit. / Nach seinen Dictatis / im Collegio des 1ten Semestrii 1791 / geschrieben. / — / Zschokke." — 3. Ein mit weißen Blättern durchschossenes Exemplar von D. Carl Friedrich Bahrdts Homiletik (Frankfurt und Leipzig 1773), das aber unbenützt blieb; kein einziger Eintrag findet sich in diesem Teile des Buches. — Im selben Band hinten: „Über die Symbola und symbolischen Schriften / der Xstl. Kirchpartheien und der Lu- / therischen insonderheit" / (Nach einem Vermerk auf dem Buchrücken ebenfalls eine Vorlesung Steinbarts). Der Text dieses Kollegheftes weist mehrfach Lücken auf. — 4. Ein mit weißen Blättern durchschossenes Neues Testament in griechischer Sprache; viele Anmerkungen von Zschokkes Hand, hinten ein Verzeichnis: „Dunkle Stellen".

67 Die Vorlesungsverzeichnisse 1790/2 finden sich:

Für das S. S. 1790: Berl. Int. Bl. 1790 No. 81 (5. April) S. 654 f. G. St. Berl. R 76 II 197 Fol 39 ff.

Für das W. S. 1790/1: G. St. Berl. R 76 II 197 Fol. 65 ff. (In Zeitschriften habe ich es vergeblich gesucht.)

Für das S. S. 1791: Berl. Int. Bl. 1791 No. 105 (3. Mai) S. 886 ff. G. St. Berl. R 76 II 179 Fol. 72 ff.

Für das W. S. 1791/2: Berl. Int. Bl. 1791 No. 244 (12. Okt.) S. 2013 ff.

Für das S. S. 1792 (der Vollständigkeit halber, Zschokke war im Sommer 1792 nicht in Frankfurt): Berl. Int. Bl. 1792 No. 102 und 103 (28. und 30. April) S. 809 ff und 818 ff. Voss. Ztg. 1792 No. 50 (27. April). Allg. Lit. Ztg. Int.

1792 No. 60 (26. Mai) Sp. 481/4. Schles. Prov. 1792 (15. Bd.), Anhang zum 5. Stück (Mai).

[68] Vgl. u. den Bericht über sein Examen.

[69] Ak. Tb. 58. Heun II, 55/6. G. St. Berl. R. 76 II 7 Fol. 53 ff.

[70] Stölzel 68/9. Ak. Tb. 58.

[71] G. St. Berl. R 51 No. 1 Fol. 42:52.

[72] Katheder-Beleuchtung 61.

[73] Hausens Eingabe vom 7. Februar 1793 G. St. Berl. R. 76 II 176 Fol. 63. Der zusammenfassende Bericht Hausens über die Veränderung der Satzungen der Sozietät ans Oberschulkollegium, sowie ihre Bestätigung war weder in Berlin noch in Breslau aufzufinden. Das Mitgeteilte stammt aus mehr zufälligen Angaben.

[74] Vgl. Berl. Int. Bl. 1792 No. 103 (30. April) S. 819. Ak. Tb. 58. Hausens Eingabe vom 7. Feb. 1793 G. St. Berl. R 76 II 176 Fol. 63.

[75] G. St. Berl. R. 51 No. 1 Fol. 53 ff. R. 76 I 61 Fol. 156b: 169. R 76 II 176 Fol. 130.

[76] Das Diplom wurde am 3. Januar 1792 ausgefertigt; es ist von Hausen (als dem Präses) und dem Rektor der Friedrichsschule Johann Philipp Friedrich Dettmers (als dem Sekretär) unterzeichnet. Frl. E. Schw. — Vgl. Hausen, 2. Beitrag.

[77] Hausen Beschreibung 61.

[78] Zur Geschichte dieser spätern Epoche der Sozietät, die hier meines Wissens zum ersten Mal darzustellen versucht wird, ist das Quellenmaterial sehr kärglich (Vgl. Anm. 73 und 74 dies. Kap.). Ich benützte: Die Mitteilungen Hausens über die Gelehrte Gesellschaft, die er seinen kleinen Veröffentlichungen als Anhang beizugeben pflegte (Hausen Beiträge 1—4. — Hausen Polit. Verhältnisse. — Hausen Bemerkungen); ferner: Voss. Ztg. 1793 No. 119 (3. Oktober). 1794 No. 17 (8. Februar). 1795 No. 18 (10. Febr.). Spener Ztg. 1791 No. 100 und 119 (20. Aug. und 4. Okt.). G. St. Berl. R 76 I 61 Fol. 156 b ff: 168 f, ibid. R 51 No. 1 Fol. 42:52:53 ff, ibid. R 76 II 176 Fol. 63 ff: 130. — Die Gründungsgeschichte der Sozietät gibt Stölzel 68 f.

[79] Am 10. Okt. 1795. Fr. O. Ztg. 76. Jg. No. 286 (7. Dez. 1886).

[80] LU 14. Selbstschau B 38.

[81] Zschokke schreibt „Troll". Selbstschau B 38. Über Toll vgl. Festschrift Frankfurt 53/4. Friedländer 520. Köpke I, 72:97 ff.

[82] 31. Mai 1790, 18 Jahre alt.

[83] Köpke I, 97.

[84] Selbstschau B 38.

[85] Köpke I, 98.

[86] ibid. — Vgl. Selbstschau B 38.

[87] LU 14. Selbstschau B 36.

[88] Vgl. Festschrift Frankfurt 53. Friedländer 518. Tszchirner 1860 S. 5. Stahr 32.

[89] Selbstschau B 36.

[90] Vgl. Tzschirner 1860 S. 5. Friedländer 520. Hausen 3. Beitrag 21. Stahr 68. Schwartz 105. Briefe Burchardts an Zschokke: 5. Nov. 1837, 13. Dez. 1840, 17. Aug. 1845, alle im ZSt. — Zschokkes Dissertation S. 21.

[91] Nicht Eduard, wie B X. Uber ihn: Tzschirner 1860 S. 5. Burchardt 207. Friedländer 514. Briefe Burchardts an Zschokke: 5. Nov. 1837, 13. Dez. 1840, 22. Febr. 1843, 17. Aug. 1845, alle im ZSt.

[92] Friedländer 521. Selbstschau B 40. Brief J. C. Heisigs an Zschokke vom 29. März 1842 ZSt.

[93] Friedländer 519. Burchardt an Zschokke 5. Nov. 1837. ZSt.

[94] Friedländer 519. Brief an Zschokke vom 20. Sept. 1841. ZSt.

[95] Nach gütiger Mitteilung aus dem Magistratsarchiv Hildesheim.

[96] Er wird merkwürdigerweise von den Zschokkebiographen stets nur unbestimmt als „ein gewisser Hempel" bezeichnet (Emil Zschokke Fr. O. Ztg. 76. Jg. No. 274 [23. Nov. 1886], B X), obwohl er unter allen Freunden Zschokkes allein in der allgemeiner bekannten Literatur erwähnt wird; die Selbstschau verschweigt seinen Namen. Über ihn: Karschin 122/3. Chézy I, 111; auch: 79/80: 88/90: 91: 99: 115: 154. Friedländer 524. Brief Hempels an Zschokkes Sohn vom 31. Aug. 1850, und Zschokkes an Hempel vom 9. Dez. 1843, beide im ZSt.

[97] Vgl. Hausen 2. Beitrag S. 17 ff; 3. Beitrag 21.

[98] Zschokke an Lemme 25. August 1791 ZSt.

[99] Die Karschin, deren große Popularität in seltsamem Kontraste zu ihrer geringen Dichterkraft steht, verstand es auch recht wohl ihre bewunderte Gabe nutzbringend zu verwerten. So richtete sie am 26. Januar 1791 ein gereimtes Bittgesuch an Woellner, worin sie sich um ein Stipendium für ihren Enkel verwandte. Der Schluß lautete:

„Hilff o Minister hilff Ihm zum Stibendium.
Zu dem Churmärkischen, Dein Wort kanns Ihm ertheilen,
Du siehst inn beygelegten Zeilen
Daß Attestat der Lehrer schon
Vor Jahresfrist wars Ihm gegeben
Ein zweytes hofft mein Tochtersohn —
und meine Dankbahrkeit die wird mich überleben."
(G. St. Berl. R 51 No. 53.)

[100] Briefe Kgl. B. Berl. VS.

[101] Friedländer 523. Hausen 2. Beitrag 17 ff. M. St.

[102] Vgl. Emil Zschokke Fr. O. Ztg. 76. Jg. No. 272 (23. Nov. 1886).

[103] G. St. Berl. R. 76 V 161 Fol. 182 ff. Die Lizenz bekam Marmalle endlich, nachdem er eine zweite Probepredigt nach vorausgegangener Belehrung ausgearbeitet hatte, am 29. Oktober 1792 und nur unter Vorbehalt; er mußte sich verpflichten, seine ersten drei Predigten zur Vorprüfung dem Kirchendirektorium einzusenden und sich über einem Jahre vor ihm zu einem Kolloquium einzustellen, „damit erforscht werden kann, ob er in seinen Kenntnissen zugenommen habe".

[104] Friedländer 507. Schäffer. Ule 10. Heisigs Briefe im ZSt.

[105] G. St. Berl. R 76 V 161.

[106] Hausen 2. und 3. Beitrag.

[107] Selbstschau B 39.

[108] Fabricius 93. Die Vorschläge Stephanis wurden übrigens „1792 in Weimar unter den Akten begraben, da Göthe ein Gegner derselben war."

[109] Bei der Untersuchung gegen die Unitisten im Jahre 1793 sagte stud. iur. Konrad Hartmann u. a. aus: „Der *Sommer* wäre . . . *Senior* und der *Ertel* der *Subsenior* der *Chocolade* gewesen, die *Chocolade* sey aber aufgehoben und habe sich zum Theil mit der *Unitate* verbunden, ob ein Theil dieser *Chocolade* sich mit der *Constantia* verbunden, wie das Gerücht sey, könne Er nicht sagen. Von dieser *Constantia* wisse er nichts genau anzugeben, indem Er sich weder um die *Unitisten* noch *Constantisten* bekümmert, sondern seinen Gang für sich gegangen wäre." St. Bresl. Rep. 132e F 45 No. 33.

[109a] Diese Sprichwörterspiele wurden später ja auch im Kreise der Kleist gepflegt.

[110] Brief Lohdes an Zschokke vom 20. Sept. 1841 ZSt.

[110a] Zschokkes Eintrag in Marmalles Stammbuch ist zu charakteristisch, als daß er übergangen werden könnte: Marmalle kam von Königsberg, und Seite 27, auf eine der rechtsliegenden Seiten des Stammbuches hatte sich Kant eingetragen:

„Tu, si ex animo velis bonum,
Addas operam. Sola cadaver est voluntas.
Plautus.
Memoriae caussa
posuit
I. Kant
Regiom. Pruss. Logic. et Met. Prof. Ord.
d. 22. April. 1791. Fac. Phil. Senior
Acad. Reg. Sc. Berol. Membr."

Seite 26, also links daneben, schrieb Zschokke:

„— — Unsterblichkeit schnellet die Wage
Irdischer Minutenfreuden empor, und verspinnet
Unsern Namen in den Faden iedes Jahrhunderts!
Bruder bin ich dir so un-
vergeslich, als Kant
der Nachwelt?
Frankfurt a/O d 10ten Juny 91. Zschokke"

Darauf folgen einige seiner „Memorabilia", die er Seite 30 und 34 fortsetzte.

[111] An Lemme, 25. Aug. 1791 ZSt.

[112] ibid.

[113] Selbstschau B 39.

[114] An Lemme, 10. Mai 1791 ZSt.

[115] BN 1, 148. BA 285.

[116] Auf ein Seidenband. Abschrift ZSt. Vgl. Feldblumen 13/14.

[117] An Lemme, 10. Mai 1791 ZSt. — Daß Zschokke damals als Student in Magdeburg gepredigt hätte (Vgl. LU 15; B XI; GGr biogr. Einleitung S. 59), dafür fehlt jeder Anhaltspunkt.

[118] MSt 13. Brief Zschokkes an Lemme 25. Aug. 1791 ZSt.

[119] Schon 1706 waren beide Titel in der philosophischen Fakultät „nur verschiedene Bezeichnungen eines und desselben Grades". Bernatzky S. 6. — Leider hat Bernatzky in seiner Dissertation nicht alle ihm zur Verfügung stehenden Akten völlig ausgenützt, er hätte nicht vor der Darstellung der Prüfungsverhältnisse in Frankfurt ums Jahr 1800 ganz und gar zu resignieren brauchen: besonders aus den sog. „Dekanatsakten" (St. Bresl. Rep. 132e F 53) wäre noch mehreres beizubringen gewesen.

[120] G. St. Berl. Rep. 76 II 183 Fol. 19/43 c.

[121] Meiners I, 345.

[122] An Beer. Bruhns 57/8.

[123] Das Folgende nach den Akten im St. Bresl. Rep. 132e F 53 No. 4.

[124] Sie wurde am 19. März 1792 eingeholt und am 27. März erteilt. (Vgl. G. St. Berl. Rep. 76 II 183 Fol. 26 f.) Zschokke hatte aber das Diplom schon am 24. ausgestellt bekommen, „weil er eilte um fortzureisen".

[125] Marmalle und Gerlach haben Zschokkes Dissertation je ein Freundeswort im Anhang beigegeben.

[126] Bibliothek des Kgl. Friedrichs-Gymnasium in Frankfurt a. d. O. No.: Ng 880. — 4°. Kgl. Universitätsbibliothek Breslau No.: Phil. III Qu in

310[1]. Der vollständige Titel (in GGr ungenau) lautet: „Hypothesium / diiudicatio critica. / — / Rhapsodia prima, / quam / ex consensu amplissimi / philosophorum ordinis, / pro summis in philosophia / consequendis honoribus, / die XXIV. martii MDCCXCII. / defendet / auctor / Henricus Zschokke / societati regiae scient. et art. Viadrinae / adiunctus. / (Vig.) / — / Traiecti ad Viadrum / e typographeo Apitziano." — Die Widmung lautet: „Praesidi / ac / membris / societatis regiae / scientiarum atque artium, / viris perillustribus, amplissi-/mis, doctissimis, / ad cineres usque colendis / hancce dissertationem in gratissimae / mentis testimonium / consecrat / auctor."

[127] S. 12/3 § VIII. Da die Natur uns nicht direkt zugänglich sei, folge, meint er, daß auch irgend eine Aufweisung des Kausalnexus unmöglich sei, und daß alles, was darüber gesagt werde, nur subjectiv anerkannt werden könne. Dem fügt er als „Animadversio" bei: „Rectius itaque, ut mihi videtur, loquimur, si in respectu causarum et causati dicamus videntur, pro sic se habent re ipsa, sicuti vir intellegentissimus, et quem praeceptorem summa pietate colo, BERENDS, praelectionibus philosophicis summo acumine ingenii illi innato praeclare docuit."

[128] Heun II, 345. (Tabelle am Schluß.)

[129] ZSt. Anzeige: Allg. Lit. Ztg. Int. 1793 No. 78 (7. Aug.) Sp. 617. — Als bald darauf der Lehrer des Waisenhauses zu Bunzlau, Johann Christian Friedrich Wetzel, sich zur Prüfung für die Magisterwürde anmeldete, konnte Schneider einen „Candidaten ankündigen, der in aller Rüksicht den lezten [eben Zschokke] übertrifft, wenigstens an bereits erlangten und in Ausübung gebrachten Kentnissen", und die andern Professoren „gratulierten zu diesem Candidaten". St. Bresl. Rep. 132e F 53 No. 4.

[130] G 3/5.

[131] LU 16; Selbstschau B 44.

[132] Die betreffenden Akten habe ich vergeblich in Berlin (Staatsarchiv und Konsistorium der Provinz Brandenburg) gesucht; auf dem Regierungsarchive zu Frankfurt a/O hat sich Herr Paul Hoffmann so gütig wie leider ebenfalls erfolglos der Mühe unterzogen, ihretwegen die Repertorien durchzusehen.

[133] Hausen, Beschreibung 61.

[134] Die Frankfurter Kirchenarchive nennen — nach gütigen Mitteilungen — seinen Namen nicht.

[135] G 4.

[136] Zschokke an Behrendsen 18. April 1823; BN 1, 676/7; vgl. LU 17. Selbstschau B 45.

[137] BN 4, 115. Behrendsen setzt aus der Erinnerung noch zwei Strophen hin, die mit Strophe 2 und 3 der in den Feldblumen mitgeteilten (S. 17/18) ungefähr übereinstimmen. — Auch kleine Gelegenheitsgedichte auf Geburtstagsfeste fallen in diese Magdeburger Zeit, vgl. G 6/9.

[138] 12. Juni 1839 BN 4, 102.

[139] Schwärmerei und Traum II, 5/6. 5 Strophen (datiert „Magdeburg, im Sommer 1792").

[140] BN 4, 103.

[141] Brunow Archiv II (1792) S. 215/6 Nekrolog. Magdeb. Int. 23. Juni 1792 Todesanzeige.

[142] BN 4, 116. Aus den Wahlakten ist — nach gütiger Mitteilung von Herrn Kustos und Lehrer Ostwald — im Archiv K. Magd. nichts über Zschokkes Kandidatur zu ersehen.

[143] K. Magd.

[144] BN 4, 116.

[145] Zschokke an Lemme 11. Dez. 1795. 23. Dez. 95. Paris 1796 (ohne Tag) — alle ZSt.

[146] Vgl. G 5 Anm.

[147] An Lemme, 16. April 1796 ZSt.

[148] Paris 1796 (ohne Tag) ZSt.

[149] 16. April 1811 BN 2, 468.

[150] Lemme an Zschokke 7. April 1825 ZSt.

[151] Selbstschau B 46.

[152] An die Ausflüge nach Wolfenbüttel und Barby findet Bodmer Reminiszenzen in „Die Prinzessin von Wolfenbüttel“ (1804) und „Die Herrnhuter-Familie“ (1814) B XII, 299.

[153] BN 1, 155.

[154] ZSt.

[155] Selbstschau B 49.

[156] Am 7. Juni 1795. Fr. O. Ztg. 76. Jg. No. 286 (7. Dez. 1886).

[157] Er war in Berlin um 1763 geboren, erwarb das Frankfurter Bürgerrecht am 8. März 1809 und starb im Juli 1828. Nach gütiger Mitteilung Herrn Paul Hoffmanns aus dem Frankfurter Stadtarchiv.

[158] Frl. E. Schw.

[159] ibid.

[160] Todesanzeige Berl. Int. Bl.

[161] An Lemme, 18. Juli 1794 ZSt.

[161a] 20. Aug. 1794. 16 Seiten 4° in Handschrift mit einem Begleitschreiben. Frl. E. Schw.

[162] Stephan Bathori ist gewidmet „Meinem Karl Friedrich Hartung zu Frankfurt an der Oder.“

[163] Rötger Jb. 1807 S. 96.

[164] Mitgeteilt von Rud. Schwarze: Fr. O. Ztg. 1887 No. 19, nebst den Daten über die Familie Harttung.

[165] Auch „Schultze“. Er wohnte in der Schwerdtfegergasse. 1796 erwarb er das Haus No. 479 (heute Junkerstraße 18) und wurde damit Nachbar von Professor Wünsch, der in No. 19 wohnte. Zwei Töchter erbten nach dem Tode seiner ihn überlebenden Frau das Haus: 1) Henriette Wilhelmine Schulz, verehelichte Justizrat Jachmann und 2) Johanne Elisabeth Schulz, verwitwete Justizrat Jachmann. Gütige Mitteilung von Herrn Paul Hoffmann aus dem Stadtarchiv Frankfurt und von Herrn Rendant Damm aus dem Archiv der Kirche von St. Nicolai.

[166] Geboren am 19. Dezember 1770, getauft 2 Tage später. (Archiv der Kirche von St. Nicolai.)

[167] Zu Rawitsch in Südpreußen. Diesen Titel hatte er seit 1796. Vorher war er Justizkommissar, Notarius publicus und Stadtsyndikus zu Namslau und noch früher Regierungsadvocat zu Oels. Er war zu Breslau am 7. Mai 1755 geboren (Meusel III (1797) S. 481). — Zschokke läßt später bisweilen in Briefen an den Apitzischen Kreis die „Namslauer“ grüßen.

[168] Eine fremde Hand bezeichnet Hannchen in einer Anmerkung zu einem Brief Zschokkes (17. Mai 1798) geradezu als dessen „Geliebte“. Frl. E. Schw.

[169] Kgl. B. Berl. VS.

[170] S. 15.

[171] S. 38 : 40 : 41/2.

[172] Zschokke an Lemme 22. Mai 1794 ZSt., an Behrendsen 20. Mai 1794. BN 1, 163. BA 287.

[173] 5. Mai 1794 Kgl. B. Berl. VS.

[174] Der Name ist nicht genau zu entziffern.

[175] Den Angehörigen der Universität war es innerhalb bestimmter „Heegetaffeln" — wohl auf den Besitzungen der Hochschule — erlaubt zu jagen. In einzelnen Revieren der Stadt durften sie „mit Flinten" einem „Vogelschießen" nachgehen. St. Bresl. Rep. 132e F 13 No. 38. — Zu Zschokkes Unfällen: Brief an Lemme 18. Juli 1794 ZSt.

[176] Vgl. G 10 ff. Brief Zschokkes an Lemme ohne Datum (Januar 1795) ZSt.

[177] 14. Dez. 1794 Kgl. B. Berl. VS. Vgl. auch den Brief an Lemme ohne Datum (Jan. 1795) ZSt.

[178] „M—" in Brennus 1802 Juli S. 49.

[179] LU 15. Selbstschau B 52.

[180] Die Grundakten des Rittergutes Lichtenberg beginnen erst mit dem Jahr 1811. Damals gehörte die Besitzung einem Herrn von Schoening. (Gütige Mitteilung von Herrn Paul Hoffmann in Frankfurt a/O.)

[181] Wallfahrt I, 28.

[182] Siehe die Wiedergabe.

[183] Vgl. Schröder, Bolt. Museum V. Jg. No. 4 (23. Jan. 1837) S. 29/31. Nekrolog, gezeichnet „C. Fr. H." — Die Briefe Zschokkes an Bolt hat Dorow herausgegeben: I, 190 ff: II, 47 ff.

[184] Kupfer im Kupferstichkabinett des Neuen Museums in Berlin.

[185] Hausen, Beschreibung 61.

[186] In den dem Oberschulkollegium eingereichten Entwürfen der Vorlesungsverzeichnisse stehen die Vorlesungen Zschokkes alle so, wie sie später gedruckt wurden: G. St. Berl. Rep. 76 II 197 Fol. 83:90:97:112:132. — Gedruckt findet man sie (vgl. Anm. 67 dies. Kapitels):

Für das W. S. 1792/3: Allg. Lit. Ztg. Int. 1792 No. 111 (15. Sept.) Sp. 916; Berl. Int. Bl. 1792, 13. Sept. S. 1758.

Für das S. S. 1793: Allg. Lit. Ztg. Int. 10. April 1793 Sp. 267; Berl. Int. Bl. 1793, 25. März S. 523; Schles. Prov. 1793 (Bd. 17) Anhang zum 3. Stück (März).

Für das W. S. 1793/4: Allg. Lit. Ztg. Int. 1793 No. 109 (16. Okt.) Sp. 868; Berl. Int. Bl. 1793, 2. Okt. S. 1759.

Für das S. S. 1794: Allg. Lit. Ztg. Int. 1794 No. 37 (16. April) Sp. 292; Berl. Int. Bl. 1794, 14. April S. 706; Schles. Prov. 1794 (Bd. 19) Anhang zum 4. Stück (April).

Für das W. S. 1794/5; Berl. Int. Bl. 1794, 19. Sept. S. 1780.

[187] Katheder-Beleuchtung 107/8. Der Verfasser der Kritiken über die Frankfurter Professoren ist ein Korrespondent Rebmanns; dieser ist zu den in Frage stehenden Jahren nicht in Frankfurt gewesen. Vgl. seine „Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutschlands" Altona 1795.

[188] Im Vorbericht zum zweiten Band von „Schwärmerei und Traum".

[189] 3. Jan. 1822. Jochmann I, 51.

[190] 18. Okt. 1803. Z. Zür. No. V 520.

[191] 17. Juni 1844. Abschrift Dr. E. Z.

[192] B XIV.

[192a] Vgl. die Literaturnachweise in GGr unter Zimmermann, Bahrdt & Kotzebue.

[193] Zimmermann III, 276.

[194] Bahrdt, Zimmermann 3/4.

[195] 1790. Kgl. B. Berl. No. Yr 9387.

[196] Voss. Ztg. 1791. 37. Stück (26. März).

[197] Berlin, bei Karl Matzdorff, 1791. Fehlt als Schrift Zschokkes in GGr. Ich habe im „Lit. Echo" (vgl. Günther, Erstlingsbuch) — so viel ich sehe ohne Widerspruch hervorzurufen — versucht den „Schriftstellerteufel" als eine Schrift aus Zschokkes Frühzeit in Anspruch zu nehmen. Nachzutragen ist, nach einer gütigen Mitteilung von Herrn Paul Hoffmann in Frankfurt an der Oder, daß dessen Exemplar, das in einem handschriftlichen Eintrag Zschokke als Verfasser bezeichnete, aus der Kallaeneschen Leihbibliothek stammt, die früher Apitz gehörte; in diesen Frankfurter Kreisen konnte man wohl um den Verfasser des Buches wissen. — Die Notiz in GGr, die unter Bahrdt bei der Aufführung des „Schriftstellerteufels" auf § 618 verweist, muß ein Druckfehler sei — Der „Schriftstellerteufel" findet sich auf der Kgl. Universitätsbibliothek Berlin und auf der Kgl. B. Berl. No. Yy 7591.

[198] S. 7/8.

[199] S. 29.

[200] S. 34.

[201] S. 91 ff.

[202] Vgl. Meusel IV (1797) S. 509/10.

[203] S. 125.

[204] „Melancholien" II, 7.

[205] „Rhapsodie" I, 4.

[206] II, 9.

[207] Vers 144 ff II, 19.

[208] Abschrift ZSt.

[209] Vers 433 ff II, 36.

[210] Geburtstagsfeier 7/8.

[211] 6. Strophe.

[212] I, 75. „Mein Freund Teicher, ein würdiger Greis, hatte die Liederchen darin in Musik gesezt": jedenfalls der 1731 geborene Friedrich Gottlieb Teichert, Kantor in Landsberg a/W. (Vgl. Schwartz 137).

[213] „Alle" am Schluß. I, 124.

[214] „Michael" I, 86.

[215] Die ersten Akte waren schon im „Lit. Pantheon" abgedruckt. Der Verleger hat dieses Drama wohl ohne Ermächtigung durch den Verfasser auch einzeln herausgegeben (Titel in GGr. ungenau): „Charlotte Corday / oder / die Rebellion von Calvados. / — / Ein republikanisches Trauerspiel / in vier Akten. / (Aus den Zeiten der französischen Revolution.) / In Jamben. / — / — / Stettin 1794, / bei Johann Sigismund Kaffke." (Ohne Verfassernamen.) Kgl. B. Berl. No. Ys 1000.

[216] Zu ihrer Geschichte vgl. Focke. — Schillers Calender 193; an derselben Stelle ist auch der Dramenstoff „Monaldeschi" von Schiller notiert worden.

[217] II, 88.

[218] 25. Aug. 1791 ZSt.

[219] G 202.

[220] II, 120.

[221] Ich habe diese Episode auszugsweise mitgeteilt in der „Neuen Zürcher Zeitung" 1915 No. 1281 (28. Sept., 1. Abendblatt).

[222] III, 117.

[223] Prediger Salomo 1, 2 und 12, 8.

[224] III, 123.

[225] III, 131, vgl. III, 162.
[226] Vgl. Selbstschau B 16.
[227] Schwarze Brüder III, 257.
[228] Fabricius 40. Mackensen 90. Schneider 116.
[228a] Spener Ztg. 1792 No. 24 (25. Febr.) Beilage: „(*) Frankfurt a. d. Oder, vom 21. Februar."
[229] Vgl. Taute 34.
[230] Vgl. die Zusammenstellung Reiners.
[231] Londres 1772 8°.
[232] „Das Jahr Zweytausend vier hundert und vierzig. Ein Traum aller Träume. Die gegenwärtige Zeit ist schwanger von der Zukunft — Leibnitz. London 1772." 524 S. in 8° Kgl. B. Berl. No. BD 8947.
[233] Ich konnte dieses Buches nicht habhaft werden. Vgl. aber Greifswalder Nachrichten 1794, 37. Stück S. 296 und 1795, 13. Stück S. 103.
[234] Fehlt GGr. Journal des Luxus 7. Bd. Nov. 1792. S. 549/56. „Ueber Mode-Epoken in der Teutschen Literatur" (von Ragotzky) Zitat S. 555.
[235] Ideen zur psychologischen Ästhetik § 101 Anm. (S. 319)
[236] An Behrendsen 20. Mai 1794 BN 1, 163. BA 287. Vgl. G 267.
[237] 21. Februar 1796 BN 1, 186. BA 437. Vgl. G 268.
[238] „Die / Männer der Finsterniß. / — / Roman und kein Roman. / Ein modernes Clairobscüre für Seher und Zeichendeuter. / — / Vom Verfasser der schwarzen Brüder. / (Vig.) / Dämmerung. / — / Leipzig und Frankfurt an der Oder, / bei Christian Ludw. Friedr. Apitz, 1795." ZSt.
[239] S. 68.
[240] S. 101/2.
[241] Briefe Zschokkes an Apitz 9. Febr. 96, 28. März 96, 31. Okt. 96. Frl. E. Schw.
[242] NadBibl. 9. Bd. (1794) I. Stück. 3. Heft. S. 190/1. Allg. Lit. Ztg. 1795 I. Bd. No. 27 (30. Jan.) Sp. 210/1.
[243] S. 260.
[244] 1. Dez. 1799 AvT LS 8, 853.
[245] Vgl. Wolff 457. Du Moulin Eckart 72, Anm. zu S. 9. Keiter-Kellen 71, wo „Kuno von Kyburg" irrtümlich als Nachkömmling des Romanes „Rinaldo Rinaldini" von Vulpius aufgezählt wird.
[246] Z. B. Vehme, Kerker, Belagerung und Erstürmung von Burgen, Falscher Freund, Treuer Diener. Vgl. dazu die Zusammenstellung von Brahm.
[247] „Kuno von Kyburg. Eine Rittergeschichte . . . neu bearbeitet von F. W. v. H(oven) Glogau 1836." Kgl. Universitätsbibliothek Breslau. (Vgl. GGr C 20a2).
[248] An Behrendsen 21. Februar 1796. BN 1, 186. BA 437/8. Vgl. G. 268.
[249] S. 26/7 des Romanes.
[250] „Abaellino / der große Bandit. / — / von / Jhdz. / — / — / Frankfurt und Leipzig, / 1794." VI und 156 S. 8° ZSt. (GGr. hat 12° und „Abällino") — Jhdz: die Initialen Zschokkes. — Die Ausgabe, die Taute 39 anführt (Frankfurt und Leipzig: Akademische Buchhandlung 1793. 12°) ist mir so wenig wie Rosenbaum (GGr C 15) bekannt geworden. Auch die Lpz. Lit. Ztg. 1828 1. Bd. No. 78 (29. März) Sp. 619 sagt: „Er (der Roman) erschien 1793 zu Frankfurt an der Oder in der akademischen Buchhandlung", fährt aber — was den Wert dieser Mitteilung beeinträchtigt — mit einer Unrichtigkeit weiter: „und das Schauspiel 1796." Ebenso führt Müller-Fraureuth 73 den Roman mit dem Erscheinungsjahre 1793 an.

[251] Selbstschau B 39.

[252] Vorrede S. IV (unpaginiert).

[253] Vorrede zur Ausgabe von 1828 (in Versen) S. 3.

[254] Auch eine Nachforschung in der Kgl. Universitätsbibliothek Breslau, wohin die Bestände der alten Frankfurter Universitätsbibliothek übergegangen sind, blieb erfolglos.

[255] Theatrum S. 27'.

[256] Andreas Gritti ist z. B. erwähnt: Jovius „Ander Theyl“ Fol. xlvj („ein dapfferer vñ ansehēlicher Mañ“); Budden II, 656:IV, 34.

[257] III, 102.

[258] Der Roman (1794) hat „Abaellino“, das Prosaschauspiel, das Zschokkes Ruhm verbreitete, „Abällino“; mir scheint, diese Schreibung sei beizubehalten. Erst später schrieb Zschokke „Abellino“, so unter anderm in der Versbearbeitung von 1828.

[259] II, 128.

[260] I, 325.

[261] Vorrede zur ersten Ausgabe des Dramas (1795).

[262] In Prosa. ZSt. GGr fehlt das Motto.

[263] Keiter-Kellen 141.

[264] Vorrede zur ersten Ausgabe des Dramas (1795).

[265] „Ein Gartenhäusgen“ Urfaust vor Vers 1054.

[266] Das Gebiet der Unterhaltungsliteratur im ausgehenden 18. Jahrhundert muß — trotz Appell und Müller-Fraureuth — als völlig unbearbeitet gelten, besonders über den dialogisierten Roman ist außer wenigen zufälligen, meist bedeutungslosen Bemerkungen in der Literaturgeschichte nichts zu erfahren.

[267] „Abällino / der große Bandit. / — / Ein / Trauerspiel in fünf Aufzügen. / — / Zweite, vom Verfasser, für die Bühne, / abgeänderte Ausgabe. / — / — / Verhältnisse bestimmen den Menschen. / — / Leipzig und Frankfurt an der Oder, / bei Christian Ludwig Friedrich Apitz 1796.“ ZSt.

[268] 31. Aug. 1795. Frl. E. Schw.

[269] Vgl. die Zusammenstellung in GGr C 18 c, die natürlich bei weitem nicht alle Aufführungen des „Abällino“ aufzählt.

[270] Tag- und Jahreshefte I (Weim. Ausg. 35, 50).

[271] 4. März 1795 ZSt.

[272] Sodens Aufsatz „Sollte nicht Deutschland Etwas für seine großen Männer thun? Ein patriotischer Vorschlag von dem Herrn Reichsgrafen von Soden“ (Polit. Ann. 1793. IV. Bd. [Okt./Dez.] Nov. S. 89/94) rief eine Erwiderung Zschokkes hervor: „Die Deutschen. (Eine Meinung, im Bezug auf den patriotischen Vorschlag des Herrn Reichsgrafen von Soden, in den politischen Annalen, Oktober No. 2)“ (ibid. Dez. S. 506/12).

[273] Briefe 1811/19 vgl. Hachtmann 155 f.

[274] Fehlt GGr: Thalia 2. Heft, S. 39/55.

[275] Vgl. GGr C 18 e.

[276] Also eine Vorgeschichte, keine „Fortsetzung“ des Abällino. (Vgl. GGr C 61.)

[277] Vierfüssige Trochäen. So in der Sammlung „Reclam“.

[278] 21. Febr 1796 BN 1, 186. BA 437/8. Vgl. G 268.

[279] „Der / Freiheitsbaum, / — / Ein Lustspiel in einem Aufzuge. / (Vign: drei Bäume mit Jakobinermütz...en.) / — / Leipzig und Frankfurt an der Oder, / bei Christian Ludwig Friedrich Apitz.“ Prosa. 80 S. kl 8°. Ohne Verfassernamen, ohne Jahr. GGr ungenau. — Das Büchlein schien verloren; ein

glücklicher Zufall ließ es mich in der Kgl. Bibliothek in Berlin entdecken. Dort ist es falsch katalogisiert und irrtümlich Nicolaus Müller zugeschrieben. Dieser Elsäßer Schriftsteller (1770 bis 1851) hat nämlich herausgegeben: „Der Freiheitsbaum. Nachspiel. Straßburg, bei Specht. 1794." 8° und: „Der Freiheitsbaum. Lustspiel in einem Aufzuge. Straßburg 1796." 8°, ohne Vfn. (Vgl. GGr VII [2. Aufl. 1900] § 301,6 S. 236/8). Zweifellos aber — es ergibt sich auch aus stilistischen und orthographischen Eigentümlichkeiten — ist das bei Apitz in Frankfurt erschienene Lustspiel, das die Kgl. Bibliothek Berlin aufbewahrt, Zschokkes Eigentum. Standort: Kgl. B. Berl. No. Ys 725.

280 Die Rezension fehlt GGr: Allg. Lit. Ztg. 1796 II. Bd. No. 166 (30. Mai) Sp. 495/6.

281 5. Auftritt S. 19/21.

282 Kgl. B. Berl. No. X 2106; Kgl. Universitätsbibliothek Breslau No. Rhet. I. Oct. 116.

283 „Vorrede" S. VII.

284 Briefe an Schiller 179.

285 Herausgegeben von Kehrbach (Reclam) S. 50 Anm.

286 Vorbericht S. IX / XI; vgl. § 10 S. 24.

287 § 62 S. 171.

288 § 8 S. 21.

289 § 75 S. 228.

290 Vorrede S. XXIV.

291 24. Oktober 1793 Briefe an Schiller 178/80.

292 Vgl. die Verlagsanzeige Voß. Ztg. 1793 3. Stück (5. Jan.). Titel in GGr ungenau.

293 G 203.

294 Sie scheint außerordentlich selten zu sein. Das einzige Exemplar, von dem ich weiß, soll sich, nach einer gütigen Mitteilung von Herrn Paul Hoffmann in Frankfurt an der Oder, in der Bibliothek des Historischen Vereines für Heimatkunde zu Frankfurt befinden; Herr Hoffmann hat es selbst aus dem Nachlaß Professor Schwarzes dorthin zurückgebracht. Leider sind die „Ephemeriden" nicht katalogisiert, sodaß sie trotz den liebenswürdigen Bemühungen des Bibliothekars, Herrn Professor Kubo's, bis heute nicht auffindbar waren.

295 Bibliothek des Historischen Vereins für Heimatkunde zu Frankfurt a/O No.: B 304, 3 : 1 : 19 : 2. „Litterarisches / Pantheon. / — / Erster Band, / Januar. Februar. März. / 1794. / —·— / — / Leipzig und Frankfurt an der Oder / bei Christian Ludwig Friedrich Apitz." 288 S. (1/94, 97/192, 193/288): „Zweiter Band, / April. May. Juny. / 1794." 288 S. (1/96, 97 / 192, 193 / 288); „Dritter Band, / July. August. September. / 1794." 288 S. (1/96, 97/192, 193/288); „Vierter Band, / Oktober. November. Dezember. / 1794." 278 S. (1/96, 97/192, 193/278). IV in 12 Stücken. 8°. GGr ungenau. — Zschokke hat folgende Beiträge beigesteuert (wo seine Autorschaft nicht völlig sicher ist, setze ich (?)): Pipian, oder Behemots Nasenring, ein theologisches Märchen. I, 5/24 : 101/15. — Ältere Geschichte der ehmaligen bischöflichen Residenzstadt Lebus I, 25/44. — Fragmente aus dem dritten Theil der schwarzen Brüder, von M. I. R. I, 59/78. — Revoluzionsbibliothek (?). Rezensionen von im Ganzen 27 Büchern: I, 79/94: 190/2 : 284/8. II, 89/96 : 189/92 : 276/88. III, 94/6 : 181/92 : 286/8. IV, 87/96; 191/2. — Flaccus Albinus oder Alchwinus: Über ihn und den Geist seiner Schriften. I, 116/34. — Das heimliche Vehm- oder Blutsgericht, eine historische Skizze, von Z. I, 135/56. — Scenen aus Charlotte Corday oder die Rebellion von Calvados, ein republikanisches Trauerspiel. I, 157/89 : 193/218 : II, 60/75. —

Der Geist des Zeitalters beugt sich weder vor Gesetzen noch vor Armeen. Eine patriotische Phantasie. Von Heinrich Zschokke. I, 219/49: II, 10/30. — Kleine Beiträge zur Geschichte der Kunst und des Luxus im mittleren Zeitalter. I, 250/70. — Flüchtige Poesien: 1. Weinlied. 2. Amavi! II, 3/6. — Über einige Prophezeihungen, die französische Revolution, England, die Theilung von Polen u. s. m. betreffend. Nebst einem Notabene an die deutschen Schriftsteller (?). II, 31/49. — Kunstsachen. (Rezension). II, 82/4. — Cola di Rienzo und seine Revolution in Rom (?). II, 97/157: 210/35. — Zeitungsschreiber-Bravour (?). II, 158/61. — Ohnehosen und Bettler (Sans-Culottes et Gueux) (?). II, 186/8. — An Lydia (Gedicht) (?). II, 193. — Über die moralisch-politischen Prinzipe für den National-Convent zur innern Verwaltung der Republik. Von Robespierre (Übersetzt von Zschokke?). II, 236/52: III, 25/40. — Der Dompfaff (Gedicht), II, 273/5. — Auszüge aus Herr Jonas Jonassohns: Beschreibung seiner Reisen durch einen Theil von Europa und Afrika, oder Hannibals Mission nach Abessynien. (Nach ungedruckten Handschriften). III, 41/61: 227/44. — Eine Paralelle. Von Heinr. Zschokke III, 62/93: 112/80. — Beim Rückzug der Aliirten im July dieses Jahres (?) (Gedicht) III, 97/8. — Das Thurnier zu Neuruppin (?). III, 196/217. — (Über den Gebrauch ausländischer Wörter in der deutschen Sprache. Brief des Hrn. D. Eschke an D. Zschokke. III, 218/24.) „Antwort" darauf: III, 224/6. — Kleine Beiträge zu einer Theorie der menschlichen Triebe. III, 252/76. — Die Urgeschichte der Menschheit. Von Heinrich Zschokke. IV, 13/56. — Welches ist das beste Mittel, dem Entstehen und Verbreitung schädlicher und schlechter Schriften in Deutschland vorzubeugen? Eine patriotische Denkschrift. IV, 57/75: 102/16. — Einige Sinngedichte nach dem Lateinischen des Joh. Owenus von Caernarvanshire (?). IV, 97/9. — Historische Bemerkung des Bisaccioni über den Aufruhr des Masaniello. (Anekdote.) IV, 100/1. — Über Adelrang und Bürgerhoheit. IV, 140/90: 265/75. — Im Frühlinge. 1794. (Gedicht). IV, 193/7. — Philosophische Nächte (Nur Fragment). IV, 214/64.

[296] IV, 236. Der „sehr berühmte Mann": Steinbart; der „weniger berühmte": Berends.

[297] Die Szene ist dieselbe wie am Eingang zu Rebmanns „Empfindsame Reise nach Schilda" Leipzig 1793.

[298] Erste Nacht. 1. Das Kaminfeuer. (Lit. Pantheon IV, 214/7.)

[299] 2 Bde. Göttingen 1791.

[300] Zum Folgenden vgl. Philippsohn I und II. Häusser I. Stölzel.

[301] Notiz des Königs auf einer Eingabe des Obersten von Forcade, der sich bemühte, Wöllner den Adelstitel zu verschaffen. Vgl. Philippsohn 71.

[302] G. St. Berl. R 76 II 176 Fol. 107/8.

[303] LU 17/8. Selbstschau B 52.

[304] Hausen, Beschreibung 62.

[305] LU 17/8. Selbstschau B 52.

[306] G. St. Berl. R 76 II 197 Fol. 118.

[307] ibid. Fol. 119/20; 121.

[308] Spen. Ztg. 1793 No. 123 (Sonnabend 12. Okt.).

[309] Urschrift G. St. Berl. R 76 II 176 Fol. 109. Der handschriftliche Entwurf Irwings auf dem obern leeren Raum der Eingabe Zschokkes (Fol. 107).

[310] 22. Mai 1794 ZSt.

[311] An die Schwester Faucher (G 3) und an Lemme (ZSt).

[312] 30. März 1795. Kgl. B. Berl. Facsimile-Wiedergabe B Teil 7 vorn. Nach Bodmers wahrscheinlicher Vermutung ist der Adressat Irwing.

313 Wenck II, 9/10:19. Vgl. Schnorf 1 ff.

314 Vgl. den Brief an Irwing (s. Anm. 312 dies Kap.).

315 Vgl. Brief an Bolt 20. Febr. 1795 (Dorow II, 56). Wallfahrt I, 94.

316 Dazu Zschokke an Lemme 4. März 1795 ZSt.

317 Diplom im ZSt.

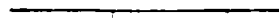
318 Diplom im ZSt. Wie die Eingabe Zschokkes an die Freimaurerloge vom 20. Aug. 1794 (für die Kinder Kunzes) erweist, war er noch im Sommer 1794 nicht Logenmitglied — auch nicht in einem untern Grade.

319 Schäffer an Zschokke 29. Jan. 1796 ZSt.

320 An Lemme, April 1795 ZSt.



NB. Die folgenden Verzeichnisse berücksichtigen das zur *ganzen Arbeit* — also auch zu den hier fehlenden Kapiteln — herbeigezogene Material.



II. Verzeichnis der in den Anmerkungen abgekürzt zitierten Druckschriften.

ADB: Allgemeine Deutsche Biographie 1875 ff.

AdBibl.: Allgemeine deutsche Bibliothek. Berlin und Stettin bei Friedrich Nicolai.

Afsprung: Johann Michael Afsprungs Schreiben an Fr. L. zu M... Ein Beytrag über Deutschlands Verfassung und Freyheit. Herausgegeben von L. Frankfurt und Leipzig 1799. (Kant. B. Aarau).

Ak. Tb.: Akademisches Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für Studierende auf das Jahr 1792. Halle. (Hgg. v. Fr. Sam. Mursinna). (K. B. Berl. N⁰ Ay 160).

Allg. Lit. Ztg.: Allgemeine Literatur-Zeitung. Jena und Leipzig.

Allg. Lit. Ztg. Int.: Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung.

Alpina: Alpina. Eine Schrift der genauern Kenntnis der Alpen gewiedmet. Hgg. v. Carl Ulysses v. Salis in Marschlins und Johann Rudolf Steinmüller. Winterthur 1806/9. IV. (Kant. B. Aarau).

Annalen: Annalen der deutschen Universitäten. Hgg. v. K. W. Justi und F. S. Mursinna. Marburg 1798.

Apelt: Dr. Otto Apelt: Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums. Ein historisch-kritischer Versuch. Leipzig 1883.

Appell: J. W. Appell: Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Leipzig 1859.

B: Zschokkes Werke in zwölf Teilen. Auswahl aus den Erzählungen. Hgg., mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Hans Bodmer. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. (Römische und arabische Ziffern, die einzeln zitiert sind, schließen die Angabe des ersten Teiles in sich: B VII = erster Teil, S. VII der Einleitung.)

BA: Ein Beitrag zur Erinnerung an Heinrich Zschokke. Von Hedwig Behrendsen. In: Die Alpen. Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur. Herausgeber: Franz Otto Schmid. (Bern) VII. Jg. (1912/3) 3. Heft (Nov. 1912) 125/31; 5. Heft (Jan. 1913) 283/9; 7./8. Heft (März/April 13.) 435/45; 9. Heft (Mai 13.) 531/7; 11. Heft (Juli 13.) 662/76. — (ZSt.)

Bahrdt, Zimmermann: Mit dem Herrn (von) Zimmermann... deutsch gesprochen. Von D. Carl Friedrich Bahrdt. 1790. (K. B. Berl. No. Sv 429).

Bärensprung: H. W. Bärensprung: Versuch einer Geschichte des Theaters in Mecklenburg-Schwerin. Von den ersten Spuren theatralischer Vorstellungen bis zum Jahre 1835. Schwerin 1837.

Berghauer: J. C. F. Berghauer: Magdeburg und die umliegende Gegend. II Theile. Magdeburg 1800 und 1801. (K. B. Berl.).

Berl. Int. Bl.: Neues Berliner Intelligenz-Blatt zum Nutzen und Besten des Publici. (K. B. Berl. No. Ztg. 703).

Berl. Monatsschrift: Berlinische Monatsschrift. Hgg. v. F. Gedike und J. E. Biester. (K. B. Berl. No. A d 150).

Bernatzky: Viktor Bernatzky: Die Promotion in der philosophischen Fakultät an der Universität Frankfurt a. O. Breslau 1901. (Breslauer Diss. 15. April 1901).

Bertram, Annalen: Annalen des Theaters 1788/9. 4 Hefte. Bei Fr. Maurer, Berlin. (Hgg. von Bertram) (K. B. Berl.).

Bertram, Zeitung: Theater-Zeitung für Deutschland. Berlin, bei Joh. Fr. Unger 1789. 1.—26. Stück (mehr nicht ersch.) Hgg. v. Chn. Aug. Bertram. (Univ. B. Berl.).

Biedermann: Aus dem Familien-Archive der Reichsfreiherrn von Biedermann. Erstes Beiheft: Christian Ernst Wünschs Briefe an Traug. Andr. Biedermann. Hgg. von Flodoard Freih. v. Biedermann. Sonderabdruck aus „Euphorion“ Wien und Leipzig 1914.

Bienemann: Dr. Fr. Bienemann jun.: Aus Tagebüchern und Briefen des Malers Karl Graß. In: Baltische Monatsschrift, hgg. v. Arn. v. Tideböhl 41. Jg. XLVIII. Bd. Riga 1899, S. 270/308.

Boguslawsky, Landbau: Virgils Landbau, ein Lehrgedicht in vier Büchern, aus dem Lateinischen von einem Offizier. Berlin 1795. Das Vorwort, „Brief an ein Landmädchen“, gezeichnet „Karl Andreas v. Boguslawsky“ (K. B. Berl. No. W c 7316).

Bormann-Hertel: Alb. Bormann-Hertel: Geschichte des Klosters U. L. Frauen. Magdeburg 1885.

Brahm: Otto Brahm: Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts. Studien über Joseph August von Törring, seine Vorgänger und Nachfolger. Straßburg 1880.

D&T Brandenburg: Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brandenburg. (K. B. Berl.).

Brennus: Brennus. Eine Zeitschrift für das nördliche Deutschland. (K. B. Berl. No. A d 277).

Bruhns: Karl Bruhns: Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie. I. Bd. Leipzig 1872.

Brümmer: Franz Brümmer: Deutsches Dichter-Lexikon. 1876 ff.

Brunow, Archiv: Patriotisches Archiv für das Herzogthum Magdeburg. (Patriotisches Archiv des Edmund Brunow) 1791. 1792. (K. B. Berl. No. Ac 6649).

Budden: Johann Frank Buddens Allgemeines historisches Lexikon. 3. Aufl. Leipzig 1730 ff. (K. B. Berl. No. Pa 6562).

Burchardt: Briefe eines Neumärkers, des freiwilligen Jägers August Burchardt aus Landsberg a. d. W., über seine Erlebnisse in den Freiheitskriegen von 1813—1815. Hgg. v. Prof. Dr. E. Bardey. — Schlußwort von A. Rackwitz, Landsberg a. W. S. 207. In: Schriften des Vereins für Geschichte der Neumark, XV. Heft. Landsberg a. W. 1903.

Burckhardt: Dr. Felix Burckhardt: Die schweizerische Emigration 1798—1801. Basel 1908.

Candreia: J. Candreia: Das Bündnerische Zeitungswesen im 18. Jahrhundert. Chur 1895. (Beilage zum Kantonsschulprogramm 1894/5). K. B. Ch.

Chézy: Helmina von Chézy: Unvergessenes. II. Leipzig 1858.

Chrysander: Fr. Chrysander: Musik und Theater in Mecklenburg. In: Archiv für Landeskunde in den Großherzogthümern Mecklenburg und Revue der Landwirtschaft. (Des Mecklenburgischen Gemeinnützigen Archivs Neue Folge) Schwerin 1854 S. 105 ff.: 258 ff.: 346 ff. (K. B. Berl.).

Deutschref. Gemeinde: Kurze Nachrichten von der Deutschreformierten Gemeinde in Magdeburg, welche bey Gelegenheit ihres am 9ten September 1781 gefeierten Jubel-Festes bekannt gemacht worden. Magdeburg. (K. B. Berl. No. Te 9900).

Dierauer: Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Johannes Dierauer. IV. Bd. Bis 1798 (Gotha 1912). V. Bd. Bis 1848 (Gotha 1917).

Dorow: Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. (Hgg. v. Dr. Dorow) I & II Berlin 1838. (ZSt).

Dunant: La Réunion des Grisons à la Suisse. Publiée par Emile Dunant. Bâle et Genève 1899.

Encyclopédie: La Grande Encyclopédie. Tome 19. Paris oJ.

Englert: Anton Englert: Zu Heines Seegespenst. In: Zeitschrift für den deutschen Unterricht 28. Jg. X./XI. Heft S. 797.

Eulenburg: Franz Eulenburg: Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. — Des XXIV. Bandes der Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der Kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften No. 2. Leipzig 1904.

Fabricius: W. Fabricius: Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zu den gleichzeitigen Landsmannschaften. Jena 1891.

Focke: Dr. Rud. Focke: Charlotte Corday. Eine kritische Darstellung ihres Lebens und ihrer Persönlichkeit. Leipzig 1895.

Fouqué, Gefühle: Friedrich Baron de la Motte Fouquée: Gefühle, Bilder und Ansichten. Sammlung kleiner prosaischer Schriften. I. Bd. Leipzig 1819.

Festschrift Frankfurt: Dem Andenken der Universität Frankfurt. 26. April 1506 bis 10. August 1811. Festschrift zur 400sten Wiederkehr ihres Gründungstages. 26. April 1906. (ZSt).

Franscini: Stephan Franscini: Statistik der Schweiz; bearbeitet von G. Hagnauer. Aarau 1829.

Frey, Salis: Adolf Frey: J. Gaudenz v. Salis-Seewis. Frauenfeld 1889.

Friedländer: Publicationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven, hgg. von Dr. Ernst Friedländer. — 36. Band, Leipzig 1888. Ältere Universitäts-Matrikeln. I. Universität Frankfurt a/O. 2. Band (1649—1811). (In Band 3 = 49. Band der ganzen Sammlung, die dazu gehörigen Register.)

Fr. O. Ztg.: Frankfurter Oder-Zeitung. Frankfurt a. d. O.

G: Erinnerungen an Heinrich Zschokke. Von F. W. Genthe. Ein Supplement zu Zschokkes Schriften. Eisleben 1850.

Geburtstagsfeier: Heinrich Zschokkes Geburtstagsfeier in Magdeburg am 22. März 1842 und 1843. 2 Drucke (ZSt): 1. „Als Manuskript für Freunde". 2. „... auch Freunden in der Schweiz ... gewidmet".

Geyer: Dr. Chr. Geyer: Sanspareil, ein vergessener Lustort in der Markgrafenzeit. In: Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken. 21. Bd. 2. Heft. Bayreuth 1900.

GGr: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, begründet von Karl Goedeke. X. Band, § 332, 25 (S. 58/114) bearbeitet von Alfred Rosenbaum.

Greifswalder Nachrichten: Neueste Critische Nachrichten für das Jahr ... Hgg. von J. G. P. Müller. Greifswald.

Greyerz: Dr. Otto von Greyerz: Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung. (Pädagogium Bd. III) Leipzig und Berlin 1914.

Grüner-Vulpius: Theatralische Reisen. 2 Bändchen. Weißenfels und Leipzig 1789/91. Anonym von Chph. Siegm. Grüner und Chn. Aug. Vulpius. (K. B. Berl. No. Ys 193).

Günther, Erstlingsbuch: Heinrich Zschokkes Erstlingsbuch. Von Carl Günther (Aarau). In: Das Literarische Echo. 18. Jg. 6. Heft (15. Dez. 1915) Sp. 389/91.

Günther, Reise: Eine Reise von Konstantinopel nach Wien im Jahre 1801. (Von Carl Günther). In: Aargauer Tagblatt 30. Oktober und 1. November 1915. (ZSt).

Haag: Prof. Fr. Haag: Die hohen Schulen zu Bern ... 1528 bis 1834. Jubiläumsschrift. Bern 1903.

Hachtmann: Otto Hachtmann: Graf Julius Heinrich von Soden als Dramatiker. Diss. Göttingen 1902.

Harnisch: Wilhelm Harnisch: Mein Lebensmorgen. Nachgelassene Schrift. Zur Geschichte der Jahre 1787—1822. Hgg. von H.E. Schneider. Berlin 1865. (K.B. Berl.).

Hausen, Beiträge 1—4: C.R. Hausen: 1.—4. Beitrag zur Litteratur des Staatsrechts und der Geschichte der Preußischen Monarchie: Luxemburgisches Haus. Frankfurt a.O. (K. B. Berl. No. BD 4625).

1. Beitrag. S. 14, Datum: 24. Sept. 1791. Chronik der Sozietät.
2. Beitrag. (24. Jan. 1792) S. 17/20. Chronik der Sozietät.
3. Beitrag. (25. Sept. 1792) S. 21 ff. Chronik der Sozietät.
4. Beitrag. (24. Jan. 1793) S. 26 ff. Chronik der Sozietät.

Hausen, Bemerkungen: C.R. Hausen: Einige vermischte Bemerkungen aus den Römischen Alterthümern. Frankfurt a.O. (K.B. Berl. No. Rn 1025) S. 8 Chronik der Sozietät (31. Mai 1796).

Hausen, Beschreibung: C.R. Hausen: Beschreibung der zwei Jubel Feier der Universität zu Frankfurt an der Oder bei Veranlassung des bevorstehenden dritten Jubel Festes am 26. April 1806. Nebst einem Abriß ihrer Schicksale in dem verflossenen Jahrhunderte, Charakterisierung der Verdienste ihrer Lehrer um die Bildung einiger der angesehendsten Männer und verdienstvollen Gelehrten, so wie auch um die erhöhte Cultur der Wissenschaften ... Frankfurt a.O. 1806. (K.B. Berl. No. Ay 23836).

Hausen, Leben: Leben, Thaten und Charakter Herrn Carl Renatus Hausen ... als eine nöthige Beylage zu dem Leben des Herrn Klotz von eben diesem Verfasser ... Von Herrn Fuhrmann ehemaligem Bedienten und Archivarius des Hr. Hausen, nun mehr wohlgeschäftiger Zeitungsträger. Deutschland 1772. (K.B. Berl. No. BD 10782 und BD 10787).

Hausen, Politische Verhältnisse: C.R. Hausen: Von einigen politischen Verhältnissen der Häuser Brandenburg-Preußen und Mecklenburg unter den Regenten Zollerischen Stamms. Eine Einladungsschrift ... (29. Jan. 1794) Frankfurt a.O. — S. 35 Chronik der Sozietät. (K.B. Berl. No. St 3806).

Hausen, Versuch: C.R. Hausen: Versuch einer kritischen Ausgabe der lateinischen Geschichtsschreiber des mittleren

Zeitalters. Berlin (1797). S. 28/30 Chronik der Sozietät. (K. B. Berl.).

Häusser: Ludwig Häusser: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. I. Teil, Leipzig 1854.

Helv. Gesellschaft: Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach im Jahr 1766.

Hermann: Trauerrede und Gedicht auf Herrn Joachim Georg Darjes Königl. Preußischer Geheimenrath, Direktor der hiesigen Universität, Ordinarius der Juristenfakultät, der Rechte und Weltweisheit öffentlichen ordentlichen Lehrer, Präses der von Sr. Königl. Majestät von Preußen zum Nutzen der Künste und Wissenschaften bestätigten gelehrten Gesellschaft von Johann Gustav Hermann außerordentl. öffentlichen Lehrer der Gottesgelehrsamkeit und Prediger an der Unterkirche. (Vig.) Frankfurt an der Oder, 1791. bei Johann Andreas Kunze. (Univ. B. Breslau No. Gen. Bio. II. Oct. in 326/B 206. 4⁰ Bd. 1).

Heun: Carl Heun: Vertraute Briefe an alle edelgesinnte Jünglinge die auf Universitäten gehen wollen. Zwey Theile. Leipzig 1792 (Univ. B. Berl. No. Ay 18176).

Hildebrand: Richard Hildebrand: Gotthilf Samuel Steinbart. Ein Beitrag zur Geschichte der Popularphilosophie im 18. Jahrhundert. Herne oJ. (Diss. Tübingen 22. Nov. 1906.)

Hock: Stefan Hock: Die Vampyrsagen. Berlin 1900 (Munckers Forschungen Heft 17).

Hoffmann: Fr. W. Hoffmann: Geschichte der Stadt Magdeburg. Bearbeitet von Hertel und Hülsze. II. Bd. Magdeburg 1885.

Holle: Dr. phil. J. Wilhelm Holle und Dr. phil. Gustav Holle: Geschichte der Stadt Bayreuth. 2. Aufl. Bayreuth 1901.

Holstein: Dr. Holstein: Beiträge zur Geschichte des Altstädtischen Gymnasiums in Magdeburg. In: Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg. Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde des Herzogtums und Erzstifts Magdeburg. 1. Jg. 3. Heft, 4. Heft; 4. Jg. S. 516 ff.; 5. Jg. (1870) S. 7 ff. — Für Zschokkes Zeit kommt nur der Abschnitt im 5. Jg. in Betracht; die angeführten Seitenzahlen beziehen sich ausschließlich auf ihn.

Hosang: Prof. G. Hosang: Die Kämpfe um den Anschluß von Graubünden an die Schweiz von 1797—1800. Vortrag. (XXIV. Jahresbericht der hist.-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden Jg. 1894 S. 28/50) Chur 1895. (ZSt).

Humaniora: Humaniora. (Ein Motto). Drei Bände (statt „Dritter Band": „Achtes Stück") 1796. 1797. 1798. — Züricher Zeitschrift; Fortsetzung von Usteris „Beiträgen

zur französischen Revolutionsgeschichte". (Z. Zür. St. Gal. Sp. 287).

Hunziker: Dr. O. Hunziker: Geschichte der Schweizerischen Volksschule. Zürich 1881.

Hunziker, Bilder: Dr. O. Hunziker: Bilder zur neueren Geschichte der schweizerischen Volksschule. Zürich 1889.

Jecklin: Prof. Dr. C. Jecklin: Chur vor hundert Jahren. Vortrag gehalten in der hist.-antiquarischen Gesellschaft Graubündens. SA aus dem Jahresbericht der Gesellschaft. Chur 1901.

Jellinec: Dr. Max Hermann Jellinec: Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. II. Heidelberg 1913/4.

Jochmann: Carl Gustav Jochmanns von Pernau, Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren, Gesammelt von Heinrich Zschokke. III. Hechingen 1836/8. (ZSt).

Journal des Luxus: Journal des Luxus und der Moden. Hgg. von F. J. Bertuch und G. M. Kraus. Weimar. (K. B. Berl. No. Op 17143).

Jovius: Pauli Jovii Berühmter, fürtrefflicher Leut Leben handlungen und Thaten ... in Teutscher Spraach ... durch Georgen Klee von Maßfeld. ... Straßburg 1589. (K. B. Berl. No. Pb 215).

Iselin: Jakob Christoph Iselin: Historisches und geographisches allgemeines Lexikon IV. Basel. 2. Aufl. 1729.

Ittner: Jos. Albr. v. Ittners Schriften. Hgg. v. Dr. Heinrich Schreiber. IV. Freiburg im Breisgau 1827. 27. 28. 29.

Karschin: Gedichte von der A. L. Karschin, geb. Durbach. Nach der Dichterin Tode hgg. (und mit einem Lebensbild versehen) von ihrer Tochter C. C. v. Kl (—encke), geb. Karschin. Berlin 1792.

Katheder-Beleuchtung: Justinus Pfefferkorn: Katheder-Beleuchtung. Göttingen, Jena, Leipzig 1794. (K. B. Berl.) Verfasser: A. G. F. Rebmann (vgl. GGr Ag und Allg. Lit. Ztg. 1795 No. 68 (7. März) Sp. 551).

Keiter-Kellen: Heinrich Keiter und Tony Kellen: Der Roman. Essen 3. Aufl. 1908.

Keller-Escher: Dr. C. Keller-Escher: Die Familie Hirzel von Zürich. Genealogie und Geschichtliche Übersicht. Als Manuskript für die Familie gedruckt von S. Hirzel in Leipzig. 1899.

Keller, Haldenstein: Jakob Keller: Das rhätische Seminar Haldenstein-Marschlins. Programm Aarau. 1883.

Keller, Marschlins: Jakob Keller: Das Philathropinum in Marschlins. SA aus den Pädagogischen Blättern für Lehrerbildung hgg. von K. Muthesius. Gotha (1899; 11. Heft).

Keller, Iselin: Jakob Keller: Isaak Iselins Verdienste um die Verbreitung der Basedowschen Pädagogik in der Schweiz. Programm. Aarau 1885.

Keller-Zschokke: J. Keller-Zschokke: Beiträge zur politischen Thätigkeit Heinrich Zschokkes in den Revolutionsjahren 1798—1801. In: Vom Jura zum Schwarzwald. Geschichte, Sage, Land und Leute. Hgg. . . . . von F. A. Stocker. IV. Band. Aarau 1887. 1. Heft 1/33; 2. Heft 102/42.

Kind: Chr. Kind: Schloß Reichenau im Canton Graubünden. Chur oJ (1883).

Köpke: Rudolf Köpke: Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen. Zwei Teile. Leipzig 1855.

Kunstdenkmäler: Die Kunstdenkmäler der Stadt Frankfurt a/O. Hgg. von Th. Goecke, bearbeitet von W. Jung, eingeleitet von W. Spatz und Fr. Solger. Berlin 1912.

Landsberg: Ernst Landsberg: Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. München und Leipzig 1898.

Festschrift Landsberg: Festschrift zur 25jährigen Jubelfeier des Gymnasiums und Realgymnasiums zu Landsberg a/W. 15. Sept. 1859 bis 29. Sept. (1. Okt.) 1884. (K. B. Berl.).

Laukhard: C. F. Laukhards ... Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben ... Halle 1792. (K. B. Berl.).

Lehmann: H. L. Lehmann: Die Republik Graubünden historisch-geographisch-statistisch dargestellt. I. Theil Magdeburg 1797, II. Theil Brandenburg 1799. (Kant. B. Ch.).

Lpz. Lit. Ztg.: Leipziger Literatur Zeitung.

Leu: Hans Jakob Leus Allgemeines helvetisch-eidsgenössisches oder schweizerisches Lexikon. Gesammelt und zusammengetragen von Hans Jakob Holzhalb. Supplement. 6. und letzter Theil (T—Z) Zürich 1795 (gedruckt in Zug).

Loewenstein: Weiland Medicinal-Rath Dr. J. S. Loewenstein: Beiträge zur Geschichte der medicinischen Fakultät an der Hochschule zu Frankfurt a. O. während der Dauer ihres Bestehens von 1506 bis 1811. In: Jahresberichte und Mitteilungen des Historisch-Statistischen Vereins zu Frankfurt a. O. 1873 (9. Heft) S. 1/28.

LU: Lebensgeschichtliche Umrisse von Heinrich Zschokke, zitiert nach seinen Ausgewählten Historischen Schriften in 16 Teilen, I. Teil S. 5/62. 2., verbesserte Aufl. Aarau 1830.

Mackensen: Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer. Leipzig 1791. Anonym; von W. F. A. Mackensen.

Magazin: Magdeburgisches Magazin vom Jahr 1786. (K. B. Berl. No. Ac 6603).

Adres-Calender Magdeburg: Adres-Calender vom Herzogthum Magdeburg ... Auf das Jahr MDCCLXXVIII. Hgg. unter

Approbation der Königlich Preußischen Academie der Wissenschaften. (K. B. Berl. No. Te 7172).

Beschreibung Magdeburgs: Ausführliche topographische Beschreibung des Herzogthums Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld, Magdeburgischen Antheils. Berlin 1785. (K. B. Berl.).

Magdeb. Int.: Magdeburgischer Intelligenz-Zettel. (K. B. Berl. No. Ztg 117 c).

Markus: Dr. S. Markus: Geschichte der Schweizer. Zeitungspresse zur Zeit der Helvetik. Zürich 1910.

Matthias: Dr. Ad. Matthias: Geschichte des deutschen Unterrichts. München 1907. (Handbuch des deutschen Unterrichts an höhern Schulen I. Teil, 1. Bd.).

Mecklenburgische Nachrichten: Mecklenburgische Nachrichten, Fragen und Anzeigen (= Intelligenz-Blätter) Schwerin 1788. (Großherzoglich Mecklenburgische Regierungsbibliothek zu Schwerin No. Mklbg. n, 95).

Meiners: C. Meiners: Über die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten. II. Göttingen, 1801/2.

Meusel: Joh. Gg. Meusel: Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden Teutschen Schriftsteller. 1767 ff. (Erster Herausgeber Gg. Chph. Hamberger.).

Chn. Meyer: Dr. Chn. Meyer: Hardenberg und seine Verwaltung der Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth. Bresl. 1892.

Monatsschrift: Monatsschrift von und für Mecklenburg 1788 ff. (Univ. Bibl. Breslau No. H. Germ. IV Mecklenb. Qu 11).

Moor: Conradin v. Moor: Geschichte von Currätien und der Republik „gemeiner drei Bünde" (Graubünden) II. Cur 1874.

Morell: Karl Morell: Die helvetische Gesellschaft. Winterthur 1863.

Du Moulin Eckart: Richard, Graf du Moulin Eckart: Der historische Roman in Deutschland und seine Entwicklung. Berlin 1905.

Müller-Fraureuth: Carl Müller-Fraureuth: Die Ritter- und Räuberromane. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des deutschen Volkes. Halle a. S. 1894.

Münch, Erinnerungen: Ernst Münch: Erinnerungen, Lebensbilder und Studien ... III. Carlsruhe 1836/8.

Museum: Museum. Blätter für bildende Kunst. Hgg. von Dr. F. Kugler. (K. B. Berl. No. Nr 229).

NadBibl.: Neue allgemeine deutsche Bibliothek. Kiel, bei Carl Ernst Bohn.

Neuer Sammler: Der neue Sammler, ein gemeinnütziges Archiv für Bünden. Hgg. von der ökonomischen Gesellschaft daselbst. Chur 1804 ff. Im Verlage der ökonomischen

Gesellschaft, und in Commission bei der Steinerschen Buchhandlung in Winterthur. (Kant. Bibl. Aarau).

Neumann: W. Neumann: Heinrich Zschokke. Eine Biographie. ... Mit Portrait. Cassel 1853.

NNdD: Neuer Nekrolog der Deutschen. 14. Jg. 1836.

Oechsli, Geschichte: Wilhelm Oechsli: Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert. I. Bd. (1798—1813) Leipzig 1903.

Oechsli, Vor 100 Jahren: Wilhelm Oechsli: Vor 100 Jahren. Die Schweiz in den Jahren 1798 und 1799. 2 Hefte. Zürich 1899.

Olla Potrida: Olla Potrida. (Zeitschrift hgg. von H. A. V. Reinhard in Gotha) Berlin. (ZSt).

Oschatz: Beschreibung des Churfürstlich Sächsischen Amts Oschatz. 1787. (Gezeichnet:) C. A. J. — Nachtrag von J. G. Hasche, 30. September 1788. (K. B. Berl.).

Paulsen: Dr. Friedr. Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten. Vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. II. Band. (1740—1892) Leipzig. 2. Aufl. 1897.

Pfister: Alexander V. Pfister: Die Patrioten. Ein Beitrag zur Geschichte Bündens am Ausgang des XVIII. Jahrhunderts. (Berner Diss. 1903) Chur 1904.

Philippsohn: Martin Philippsohn: Geschichte des Preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen. II. Leipzig 1880/2.

Pieth: Dr. F. Pieth: Geschichte des Volksschulwesens im alten Graubünden. Festschrift zum 25jährigen Jubiläum des bündnerischen Lehrervereines. Chur 1908.

Planta, Chronik: P. v. Planta: Chronik der Familie v. Planta. Zürich 1892. Nachtrag dazu: Zürich 1905.

Planta-Jecklin: Dr. P. C. Planta: Geschichte von Graubünden. In ihren Hauptzügen gemeinfaßlich dargestellt. 3. Aufl. bearbeitet von Dr. C. Jecklin. Bern 1913.

Vincenz v. Planta: Vincenz v. Planta: Die letzten Wirren des Freistaats der drei Bünde. Chur 1857.

Platner: Ernst Platners Philosophische Aphorismen nebst einigen Anleitungen zur philosophischen Geschichte. (Vign.: Leibniz) Leipzig 1776. (K. B. Berl.).

Polit. Annalen: Politische Annalen hgg. von Christoph Girtanner. Berlin, bei Unger.

Gym. Prenzlau: Geschichte des Gymnasiums zu Prenzlau von 1543—1893. Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens der Anstalt. Prenzlau 1893. (K. B. Berl. No. Az 10201).

Mitteilungen Prenzlau: Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins zu Prenzlau. IV. Band. Prenzlau 1911.

Pressel: Fr. Pressel: Johann Michael Afsprung, Ein literarisches Charakterbild aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. In: Württembergische Jahrbücher (Stuttgart) Jg. 1867 S. 277/91.

Elise v. d. Recke: Vor hundert Jahren. Elise v. d. Reckes Reisen durch Deutschland 1784—86 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker. Hgg. von G. Karo und M. Geyer. Stuttgart (Coll. Spemann) oJ (1884).

Reiner: Dr. Jul. Reiner: Berühmte Utopisten und ihr Staatsideal. Jena 1906.

Rethwisch: C. Rethwisch: Der Staatsminister Freiherr von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen. Berlin 1886.

Rodt: Rodt: Bern im 18. Jahrhundert. In: Neujahrsblatt Bern 1858.

Rötger, Jb: Jahrbuch des Pädagogiums zu U. L. Frauen in Magdeburg (hgg. von Rötger) 1817. 1821. 1824. (K. B. Berl.).

Rötger, Nachricht: Ausführliche Nachricht von dem Pädagogium am Kloster Unser Lieben Frauen in Magdeburg, von Gothilf Sebastian Rötger, Prälat und Stand des landschaftl. engern Ausschusses im Herzogthum Magdeburg, Propst des Klosters U. L. Fr. in Magdeburg und Direktor des Pädagogiums an demselben. Magdeburg 1783. (K. B. Berl.).

Salis-Soglio: P. Nicolaus v. Salis-Soglio: Die Familie von Salis. Lindau 1891.

Schäffer: Worte der Feier zum Gedächtniß des seligen Herrn Schäffer, ersten Predigers, Inspector der Töchterschule, des Armen- und Waisenhauses der deutsch-reformierten Gemeinde, Ritter des rothen Adler-Ordens, zu Magdeburg. Hgg. v. Dr. W. Berger. Magdeburg 1842. (ZSt).

Briefe an Schiller: Briefe an Schiller. Hgg. von L. Urlichs. Stuttgart 1877.

Schillers Calender: Schillers Calender. Nach dem im Jahr 1865 erschienenen Text ergänzt und bearbeitet von Dr. Ernst Müller. Stuttgart 1893.

Schles. Prov.: Schlesische Provinzialblätter. Breslau.

Schmid, Reichenau: C. Schmid, Chur: Das Seminar in Reichenau. In: Jahresbericht des Bündnerischen Lehrer-Vereins. 18. Jg. Chur 1900.

Schmidt-Mehring: Neuestes gelehrtes Berlin; oder literarische Nachrichten von jetztlebenden Berlinischen Schriftstellern und Schriftstellerinnen. Gesammelt und hgg. von Valentin Heinrich Schmidt ... und Daniel Gottlieb Gebhard Mehring. 2 Theile. Berlin 1795.

Schneider: Ferd. Jos. Schneider: Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts. Prag 1909.
Schnorf: Dr. phil. Hans Schnorf: Sturm und Drang in der Schweiz. Zürich 1914.
Schröder: Dr. Carl Schröder: Mecklenburg und die Mecklenburger in der schönen Literatur. Berlin 1909. (Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen Heft XI/XII).
Schröder, Bolt: Alfred Schröder: Der Kupferstecher J. F. Bolt. In: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1908 No. 5 S. 141/6.
Schwartz: Prof. Dr. Paul Schwartz: Die märkischen Schulen am Ausgang des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts. Landsberg a. W. 1915. (Heft XVII der Schriften des Vereins für Geschichte der Neumark.)
Schweiz. Rep.: Der Schweizerische Republikaner. Hgg. von Escher und Usteri. I. Bd. 18. April — 31. Okt. 1798; II. Bd. 1. Nov. 1798 — 22. März 1799.
Spener Ztg.: Berliner Nachrichten. Von Staats- und gelehrten Sachen. (Spenersche Zeitung).
Sprecher: J. Andreas v. Sprecher: Geschichte der Republik der drei Bünde im 18. Jahrhundert. II. Bd. 1874.
Stahr: Biographische Aufzeichnungen des Predigers Johann Adam Stahr, Feldprediger des Infanterie-Regiments Prinz Wilhelm v. Braunschweig zu Prenzlau und Pfarrer zu Wallmow. Hgg. für die Nachkommen desselben von Alwin Stahr. Durchgesehen und mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. Ad. Stahr † 1876. oO. 1890. (K. B. Berl. No. Dp 15302).
Stalder: Franz Joseph Stalder: Versuch eines Schweizerischen Idiotikon II Basel und Arau (Sam. Flick) 1806 und 1812.
Steig, Kämpfe: Reinhold Steig: Heinrich v. Kleists Berliner Kämpfe, Berlin und Stuttgart 1901.
Steig, Neue Kunde: Reinhold Steig: Neue Kunde zu Heinrich Kleist. Berlin 1902.
Stein: Philipp Stein: Deutsche Schauspieler. 1. Das 18. Jahrhundert. Eine Bildnissammlung. Berlin 1907. (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte Bd. 9).
Steinbart, System: D. Gotthilf Samuel Steinbarts ... System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums für die Bedürfnisse seiner aufgeklärten Landsleute und anderer, die nach Weisheit fragen, eingerichtet. 4. verb. Aufl. Züllichau 1794.
Stölzel: Dr. Adolf Stölzel: Carl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Berlin 1885.

Streit: Dr. L. Streit: Verzeichnis der Rectoren der Universität Frankfurt von 1706—1811. In: Jahresberichte und Mitteilungen des Hist.-Statistischen Vereins zu Frankfurt a. O. 1867 (6. und 7. Heft) S. 132/6.

Taute: Reinhold Taute: Ordens- und Bundes-Romane. Ein Beitrag zur Bibliographie der Freimaurerei. Frankfurt a. M. 1907.

Thalia: Thalia und Melpomene (eine dramaturgische Zeitschrift, hgg. von Julius v. Soden). 2 Hefte. Chemnitz 1797. (K. B. Berl. No. Yp 2049).

Theater Kal.: Theater Kalender (hgg. v. Reichard) Gotha 1788 ff.

Theatrum: Theatrum Europaeum, Oder Ausführliche und Wahrhafftige Beschreibung aller vnd jeder denckwürdiger Geschichten, so sich hin vnd wider in der Welt ... vom Jahr Christi 1617 biß auf das Jahr 1629 exclus. ... sich (!) zugetragen haben, ... Beschrieben durch M. Joannem Philippum Abelinum, Argentoratensem. Frankfurt a. M. (2. Aufl.) 1643. (K. B. Berl. No. Qe 1007).

Trepp: Joh. Martin Trepp, Dr. phil.: Heinrich Bansi. Chur 1908.

Tzschirner: (Prof. Dr. Tzschirner): Zur Erinnerung an die Feier der Einweihung des Gymnasiums und des neuen Schulhauses. In: Programm des Gymnasiums mit Realklassen zu Landberg a. W. 1860.
(derselbe): Zur Geschichte der Schule. ibid. 1862.

Ule: Das Leben des Consistorial- und Schulrathes Heinrich Wilhelm Ule, gest. zu Frankfurt a/Oder d. 12. Jan. 1861. (Aus dem Nachlaß des Verstorbenen.) Halle 1861.

Vogel, Studien: Jak. Vogel: Schweizergeschichtliche Studien. Bern 1864.

Voß Ztg.: Königlich-privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen. (Vossische Zeitung.)

Weltrich: Kammer-Assessor Weltrich: Erinnerungen für die Einwohner des Fürstenthums Bayreuth aus den Preußischen Regierungsjahren von 1792 bis 1807. Bayreuth 1808. (K. B. Berl.).

Wenck: Dr. W. Wenck: Deutschland vor hundert Jahren. II. Leipzig 1887 und 1890.

Wolff: O. L. B. Wolff: Allgemeine Geschichte des Romans. 2. Ausgabe. Jena 1850.

Wolter: F. A. Wolter: Geschichte der Stadt Magdeburg von ihrem Ursprung bis auf die Gegenwart. Magdeburg, 3. Aufl. 1901.

Wünsch, Biographie: (Dr. Ernst Wünsch): Biographie meiner Jugend, oder der durch den Komet von 1769 in einen Professor verwandelte Webermeister. — Auch eine Bestä-

tigung des Glaubens, daß Gottes Vorsehung über die Menschen waltet. Frankfurt und Leipzig 1817. (K. B. Berl. No. Av 24621).

Zedlitz: L. Freiherr v. Zedlitz (Z. N.): Pantheon des Preußischen Heeres. Ein biographisches Handbuch. Berlin 1835.

Zimmermann: Fragmente über Friedrich den Großen ... von dem Ritter von Zimmermann. III. Leipzig 1790. (K. B. Berl. No. Sv 428).

III. Verzeichnis der literarischen Arbeiten Zschokkes bis zum Herbst 1798.

Einzelne Gedichte aus Sammlungen, Nachdrucke, Abdrucke usw. sind nicht mit einbezogen. Für die vollen Titelangaben und sonstige Literatur vgl. man die Seitenverweise und (besonders auch für alle späteren Schriften Zschokkes) Goedekes Grundriß. — Die Zahlen bezeichnen die Seiten, wo eine Schrift erwähnt wurde; die Anmerkungen werden nach ihren fortlaufenden Nummern, nicht nach der Seite zitiert: III, 16 = 16. Anmerkung des 3. Kapitels. — Mit einem Stern (*) versehene Zahlen bedeuten, daß sich an der zitierten Stelle eine Korrektur von GGr befindet.

1785 Eroberung von Magdeburg (Schauspiel) 23 : 34.
1786 Wechselgesang der Barden Ortho und Sghuno 23 : 119 : *I, 110.
vor 1788 Anteil an Reichardts Vermischten Beiträgen 21 f : I, 101.
1788 Monatsschrift von und für Mecklenburg 31 f : 114 : II, 11 : II, 13.
1788 (?) Raritäten und Albertäten 32 ff : 87.
1788 6. Juli Brief aus dem Mecklenburgischen 34 f : 45 : I, 110 : *II, 19 ff.
1789 Theaterschriftsteller 36 : 39 : 40 : 41 : 88.
1790 Schutzrede 35 : 45 : II, 23 ff.
1790 Monaldeschi 40 : 41 ff : 133 : 139 : I, 27 : I, 111 : II, 55 ff : III, 216.
1790 Lohenstein als dram. Dichter 45 : II, 65.
1791 Aphorismen 35 f : 45 : II, 26.
1791 Schriftstellerteufel 34 : 86 ff : II, 24 : II, 40 : *III, 197.
1791. 1794 Schwärmerei und Traum 32 : 45 : 76 : 89 ff : 114 : 131 : 141 : I, 28 ff : I, 111 : II, 6 : II, 66 : III, 139 : III, 188.
1791. 93. 95. Die schwarzen Brüder 79 : 88 : 94 ff : 100 : 115 : 118 : 139 f : I, 27 : II, 27 : II, 76 : IV, 80.
1792 Hypothesium diiudicatio critica 73 : III, 125 : *III, 126 : III, 127.
1793 Ephemeriden 18 : 114 f : 122 : *III, 292 f.
1793 Die Deutschen 110 : III, 272.
1793 Die Bibliothek nach der Mode 101.
1793 Ideen zur psych. Aesthetik 70 : 79 : 85 : 106 : 112 ff : 115 : III, 235 : III, 282 ff.
1794 Abällino (Roman) 79 : 103 ff : 106 ff : 133 : *III, 250 ff : III, 258.

1794 Charlotte Corday 91 ff: 115: *III, 215.
1795 Litterarisches Pantheon 93: 115 ff: 119 ff: 122: 128: 140: III, 215: *III, 295.
1795 Abällino (Drama) 103 f: 106: 108 ff: 115: 129: 138: III, 258: III, 261: *III, 262.
1795 Die Männer der Finsternis 99 ff: 122: 139: III, 238.
1795 Der Freiheitsbaum 110 ff: *III, 279.
1795. 1799 Kuno von Kyburg 82: 101 ff: 115: 133: 190: III, 245 ff.
1796 Arkadien 130 f: I, 27: IV, 28: IV, 30 f.
1796 Stephan Bathori 131 ff: III, 162: *IV, 33: IV, 71.
1796 Abällino (Drama, 2. Aufl.) 109: III, 267.
1796 Coronata (?) 132 f: IV, 37.
1796 Julius von Sassen 136 ff: IV, 65 ff: IV, 72 f.
1796 Salomonische Nächte 11: 26 f: 85: 93: 115: 139 ff: I, 27: I, 63: I, 131: IV, 75 ff.
1796. 1797 Die Wallfahrt nach Paris 1 f: 130: 145: III, 181: III, 315: IV, 2: IV, 5: IV, 7 f: IV, 10: IV, 12: IV, 15: IV, 17 f: IV, 22: IV, 26 f: IV, 38: IV, 40 ff: IV, 45: IV, 47 f: IV, 50 f: IV 62 ff: IV, 94: IV, 101 f: *IV, 103.
1796 Kleine Bemerkungen 1 f: 130: IV, 109.
1796 Auszüge aus Briefen eines Norddeutschen 1 f: 130: 148: *IV, 117.
1796 Metapolitische Ideen 147: *IV, 112a ff.
1796. 97. 98 Beiträge im Helv. Calender 1 f: 130: 164: IV, 125: V, 52.
1796 Schreiben an Wagner 145: 164 ff: *V, 45: V, 56 f: V, 60 f.
1796. 1797 3 Rechenschaftsberichte 165 ff: V, 53: *V, 54: V, 62 f: V, 69 ff: V, 76: V, 78: V, 81: V, 95: V, 114: V, 118: V, 125: V, 194.
1797 (?) Prospekt (in franz. Sprache) *V, 54.
1797 Helv. Volksfreund 165: 170: 190: 191 ff: V, 67 f: *V, 165: V, 168: *V, 170 ff: V, 198.
1798 Die Zauberin Sidonia 190: *V, 162 (?).
1798 Die drei ewigen Bünde 197 ff: 206: V, 193: V, 195 f.
1798 Schulbüchlein 195 ff: 206: V, 185: V, 187 f.
1798 Zuschrift 199: V, 200.
1798 Dankadresse 200 f: 206: *V, 209.
1798 Rhät. Staatsbote (?) 210: *V, 250 (?).
1798 Merkur Hohenrhätiens 210 f: *V, 251 f.
1798 Soll Bünden ... ? 206 ff: 210: V, 241.
1798 Freie Bündner ... ! 209 f: V, 243: *V, 244.
1798 Aufforderung 211 f: *V, 254.
1798 Auszug aus der Churer Zeitung (Déclaration) 212 f: V, 257: *V, 258.

1798 Schreiben an die Patrioten Graubündens 214: V, 270.
(1799) Dankschreiben an das Heer Massenas (in franz. Sprache) 215: *V, 277.

Was die Literatur über Zschokkes Jugendzeit- und Schriften betrifft, so ist dem Verzeichnis in GGr hauptsächlich folgendes einzufügen:

Tzschirner 1862 (siehe Register). Vgl. 48 ff: II, 79: III, 62.
Hausen, Beschreibung (s. Register). Vgl. 4: 60 f: 63: 74: 82: 122: III, 63: III, 65: III, 77 f: III, 133: V, 123.
Hausen, 2. Beitrag (s. Register). Zschokke wird Adjunkt der Sozietät. Vgl. 63: 66: 125: III, 76: III, 97: III, 304.
Zschokkes Vorlesungsanzeigen. Vgl. 82 f: III, 186.
Ragotzky über die Schwarzen Brüder. Vgl. 99: III, 234.
Soden über Abällino. Vgl. 110: III, 274.
Rezension des „Freiheitsbaumes". Vgl. 111: III, 280.
Schrift gegen Zschokkes 2. Bündner Flugblatt. Vgl. 210: 211 f: V, 247.
Schweiz. Republikaner über Zschokkes Reden in Aarau. Vgl. 214: V, 269 (s. Register).
Ausschreiben der Häupter Bündens wegen der Bestrafung Zschokkes. Vgl. 214 f: V, 272.
Zschokkes Rehabilitation. Vgl. 215: V, 276.
„Ein Mensch, der sich selbst erscheint". Vgl. 46 f: II, 74.

IV. Nachweis der benützten Manuskripte und selteneren Druckschriften.

AvT	siehe	unter	Chur
BN	„	„	Göttingen
Dr. E. Z.	„	„	Aarau
Frl. E. Schw.	„	„	Fürstenwalde
G. St. Berl.	„	„	Berlin
K. B. Berl.	„	„	Berlin
K. B. Ch.	„	„	Chur
K. Magd.	„	„	Magdeburg
M St.	„	„	Tübingen
St. Bresl.	„	„	Breslau
St. Ch.	„	„	Chur
St. Fr.	„	„	Frankfurt
St. Magd.	„	„	Magdeburg
ZSt.	„	„	Aarau
Z. Zür.	„	„	Zürich

Aarau:

Zschokkestübchen (ZSt): Eine von Pfarrer Emil Zschokke, dem Sohn des Schriftstellers, angelegte Sammlung von Schriften und Schriftstücken, die irgendwie auf Heinrich Zschokke Bezug haben. An handschriftlichem Material enthält sie Urkunden, Briefe in Originalen und Abschriften, darunter viele Briefe an Zschokke. Gedichtentwürfe usw. — Sie ist Eigentum der Stadt Aarau und steht unter der Obhut von Prof. Dr. Ernst Zschokke.

Prof. Dr. Ernst Zschokke (Dr. E. Z.): „Der Blumenhaldner", eine handschriftliche Familienzeitung, von Zschokkes Söhnen redigiert.

Berlin:

Königliche Bibliothek (K. B. Berl.): Briefe Zschokkes. Für diese Arbeit kommt in Betracht der Brief, den Dr. Bodmer im 7. Teil seiner Ausgabe facsimiliert wiedergegeben hat (vom 30. März 1795) und die Briefsammlung No. 283 aus dem Nachlaß Varnhagens (K. B. Berl. VS). Viele Druckschriften.

Königliches Geheimes Staatsarchiv (G. St. Berl.): Akten über die Universität Frankfurt a. O., Zschokkes Eingaben an den König und ihre Beantwortung. (Repositorien 76 und 51.)

Breslau:

Königliches Staatsarchiv (St. Bres.): Akten über die Universität Frankfurt a. O., über Zschokkes Doktorpromotion; sein Maturitätszeugnis. (Repositorium 132 e)

Chur:

Kantonsbibliothek (K. B. Ch.): Unter No. B 1032, S. 247 ein Brief Zschokkes an einen nicht genannten Adressaten (27. Brachmonat 1797); unter No. B 1726 der „Plan der von Tscharnerischen Familien-Schule zu Jenins", (Handschrift, dat. v. 1. März 1788); unter No. Be 503, Bd. 14 „Freye Bündner, verlaßt die braven Schweizer nicht! ..." (Manuskript von Zschokkes Hand). Schriften zur Landesgeschichte.

Kantonsarchiv: Protokoll der provisorischen Regierung, 14.—22. März 1799. Brief Zschokkes in Abschrift, dat. Luzern, 13. März 1799.

Stadtarchiv (St. Ch.): Zunftmehren. Akten über die vorgeschlagene Aufnahme Zschokkes ins Churer Bürgerrecht. Ratsprotokoll. Akten über das Memorial einer Anzahl von Churer Bürgern an Guiot vom 27. Juli 1798. Schriften zur Landesgeschichte.

Archiv der Familie von Tscharner (AvT), im Besitz von Herrn Emilio v. Tscharner, St. Margrethen, Chur: Eine unvergleichliche Sammlung von Druck- und Handschriften zur Geschichte Bündens. Vor allem ist wichtig eine Reihe von Manuskriptbänden in Folio, „Landes-Sachen" überschrieben (AvT LS), die meist Briefe, darunter viele von Zschokkes Hand enthalten. Weiter Briefe in Mappen (Folio- und Quartformat); eine Mappe in Folio mit Akten über Jenins und Reichenau (AvT J&R).

Frankfurt an der Oder:

Stadtarchiv (St. Fr.): Durchsicht von Akten, Personen und Liegenschaften betreffend, durch die Güte Herrn P. Hoffmanns.

Kirchenarchive: Gütige Durchsicht der Kirchenbücher durch die Verwaltungen.

Herr Paul Hoffmann (jetzt in Berlin): Eine Reihe von Zschokkebriefen in Abschrift, von Prof. R. Schwarze kopiert. (Originale: Frl. E. Schw.). Bild des 23jährigen Zschokke (Photographie eines Stiches (?) von Bolt).

Fürstenwalde an der Spree:

Fräulein Elisabeth Schwarze, Schulvorsteherin (Frl. E. Schw.): Eine Sammlung von Zschokkebriefen an den Freundeskreis in Frankfurt a. O.; 3 Gedichte auf Seidenbändern; Diplom der Frankfurter Sozietät, wonach Zschokke durch Beschluß vom 7. Dez. 1791 als Adjunkt der

Gesellschaft aufgenommen wurde; Eingabe Zschokkes an die Freimaurerloge zu Frankfurt vom 20. Aug. 1794 nebst Begleitbrief; eine Kreidezeichnung Bolts, den jungen Zschokke (?) darstellend. — Diese Sammlung stammt aus dem Nachlaß des verstorbenen Vaters der Besitzerin, Professor Rudolf Schwarze, dem in einer Arbeit über Zschokke ein Wort des Gedenkens gebührt:

Rudolf Schwarze wurde am 11. Juli 1825 in Prenzlau als Sohn eines Professors und einer sehr gelehrten, geistvollen Straßburgerin geboren, die stets, und auch mit dem Sohne, nur französisch sprach. Schwarze studierte Theologie und Geschichte; 1848 war er in Berlin, wo er die Barrikadenkämpfe sah. Er hörte Neander, verkehrte im Kreise Böckhs und war mit Lagarde befreundet. Nach dem Studium wurde er erst Hauslehrer in einer gräflichen Familie in Gotha, heiratete dann die Tochter des Professors Schmidt in Erfurt und kam im Oktober 1856 nach Frankfurt a. O., wo er sich, bis zu seinem Tode (9. April 1900) als Prorektor und Professor tätig, die wärmste Verehrung und herzlichste Bewunderung erworben hat. Er gründete den Frankfurter „Historisch-statistischen Verein" und wandte seine historischen Interessen unter anderm auch Heinrich Zschokkes Jugendgeschichte zu, worüber er ungemeine Kenntnisse besaß. Er sollte auch den Zschokkeartikel in die ADB schreiben, und ist damit wohl fast bis zum Abschluß gekommen; — leider ist unbekannt, was aus der Arbeit geworden und ob sie überhaupt noch vorhanden ist. Sie wäre gewiß von allen unternommenen Versuchen, das Leben Zschokkes darzustellen, der bedeutendste. (Die biographischen Daten nach gütiger Mitteilung von Frl. Elisabeth Schwarze.)

Göttingen:

Frau Professor Hedwig Behrendsen: Vier handgeschriebene Bände ihres Vorfahren, des Freundes Zschokkes, Andreas Gottfried Behrendsen: „Notizen aus meinem Leben" (BN). Darin Erinnerungen und Abschriften von Zschokkebriefen. Zum Teil von der Besitzerin veröffentlicht (siehe BA).

Magdeburg:

Stadtarchiv (St. Magd.): Bürgerrodel.

Archiv der Kirche zu St. Kathrinen (K. Magd.): Kirchenbücher. Durchsicht von Protokollen durch die Güte Herrn Ostwalds.

Malans:

Gemeindearchiv: Mehren. Kopie von Zschokkes Bürgerbrief, d. d. 6. Herbstmonat 1801, in No. 31 des Archivs (S. 153).

Oschatz:

Stadtarchiv: Bürgerrodel. Durchsicht durch die Güte der Verwaltung.

Kirchenarchiv: Kirchenbücher. Auszüg durch die Güte der Verwaltung.

Rorschach:

Archiv der Familie Wiget im Besitz von Herrn Erziehungsrat G. Wiget-Sonderegger. Elf Briefe aus der Korrespondenz des Lehrers Johann Jakob Wiget mit seiner Gattin Susanna, geb. Lichtensteiger, aus den Jahren 1820/1.

Sanspareil bei Bayreuth:

Fremdenbuch des Gasthofes im Besitz des Gastwirtes Herrn Weith. Auszug durch die Güte von Herrn Hauptlehrer Adolf Martin.

Tübingen:

Kgl. Universitätsbibliothek: Unter No. Md 659 „Dr. Marmalle's Stammbuch" (M St). Der frühere Besitzer, Herr Geh. Reg. Rat Prof. Dr. Simon in Königsberg war so liebenswürdig, mir bei der Nachforschung nach dieser Handschrift seine Unterstützung angedeihen zu lassen.

Zürich:

Zentralbibliothek (Z. Zür.): Nachlaß des Verlegers Heinrich Geßner.

Nachtrag.

Aus Familienpapieren im Besitz von *Herrn Hans Fleiner in Aarau* (Nachlaß Theodor Zschokkes) lassen sich noch folgende Ergänzungen beibringen:

Zu S. 17: Fritz Zschokke hieß vollständig Johann Gottfried; er starb 1811 in Reichenberg.

Zu S. 17 und 25: Die Familie Nizze (die zweitälteste Schwester Zschokkes hatte Philipp Nizze geheiratet, der 1816 starb) war unter den Verwandten am wenigsten beliebt und geachtet. Sie lebte in großer Armut; Heinrich hat sich für sie eingesetzt und zur Ausbildung eines Sohnes, der Buchdrucker wurde, beigetragen. (Brief an Lemme, 27. Jan. 1806.) Die Geschwister Heinrichs in Magdeburg scheinen nicht alle miteinander auf gutem Fuße gestanden zu haben; er beklagt es, daß er unter diesen unerfreulichen Verhältnissen in seiner Jugend habe leiden müssen.
